119.35

Digitized by Google

Digitized by Google

Moses Mendelssohn's sämmtliche Werke.

Neunter Band.

Enthält:

Briefwechsel.

Wörtlich nach der Original-Auflage.

Ofen, u. Groß-Wardein 1820.
In der Paul Burian'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

206
M538.1
1819
9-10

Digitized by Google

Gelehrter Briefwechsel

zwischen

D. Johann Jacob Reiske,

Moses Mendelssohn

und

Gotthold Ephraim Lessing.

Wörtlich nach der Original-Auflage.

Ofen, u. Groß-Wardein 1820.

In der Paul Burian'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede
des Herausgebers.

Daß der Innhalt dieser schriftlichen Unterredungen meines Bruders mit zweyen seiner Freunde, die ihm blos Gelehrsamkeit und Philosophie zugeführt, dem Leser nicht ganz uninteressant seyn werden, sollte ich fast zuverlässig behaupten können. Irrte ich mich aber doch, so werden sie wenig-

Digitized by Google

stens keinen unbedeutenden Beitrag zur Durchschauung ihrer Charaktere geben. Alle drey hatten einen ausgezeichneten Beifall ihrer Zeitgenossen: und hat der eine gleich weniger Leser gefunden, so ist nicht sowohl der Mangel seiner Gründlichkeit daran Schuld, als das Fach selbst, in dem er arbeitete.

Wer Geschmack und Unterricht an ihnen gefunden, wird sie auch in ihrer Verschiedenheit kennen lernen wollen, wo sie von keinem Publikum behorcht zu seyn glaubten. Und was ist dazu schicklicher, als ihr Briefwechsel? Der getreueste und wahrhafteste Lebenslauf von dem gewissenhaftesten und durchdringendesten Geist eines Zeitgenossen kann die Männer nicht so wirklich

und eigenthümlich schildern, als ihre eignen Briefe.

Aber soll man alle vertrauten Briefe merkwürdiger Männer drucken? Warum nicht? wenn man Leser vermuthen kann. Gleichwohl wenden so viel große Gelehrte alles an, daß sich nichts von ihren vertrauten Briefen, auch nach ihrem Tode nicht, in die Welt verlieren möge, so viel sie auch sonst für die Welt schreiben. Und dazu mögen sie wohl ihre Ursachen haben, die wichtiger sind als ihre Briefe. Von diesen drey Männern kann ich aber dreist sagen, daß, je mehr man sie in ihrem Innern aufsucht, je schätzbarer sie uns werden, so verschieden auch alle drey sind. Das größte Unglück, was zu befürchten

seyn könnte, wäre, daß ihre Briefe doch keine Aufmerksamkeit verdienten. Und dann wäre es von mir ein mißlungener Versuch, den man doch nicht übel nehmen wird?

Breslau, 1789.

K. G. Lessing.

G. E. Lessings
gelehrte Correspondenz
mit
Reiske
und
Moses Mendelssohn.

Erster Theil.

Digitized by Google

1.

Berlin, den 17. Feb. 1755.

Mein Herr!

Wenn Ihnen diese Schrift zu ungelegener Zeit kömmt, so bedenken Sie, daß ich in drey Wochen nicht auf ihrer Stube war; daß ich unmöglich Ihren Umgang so lange entbehren kann, als Sie sich vorgenommen haben, abwesend zu bleiben. Jedoch ich begnüge mich damit, in dem Augenblicke, da ich schreibe, gleichsam eine Art von Umgang mit Ihnen gepflogen zu haben, ohne daß es nöthig sey, daß Sie mir antworten. Ich erwarte nur einen Spartanischen Brief, darinn Sie mit großen Buchstaben Ja oder Nein schreiben sollen. So viel Zeit werden Sie sich doch wohl nehmen? Ich frage nämlich, ob die in Vorschlag gebrachte periodische Schrift noch wirklich vor sich gehen soll, und ob ich Ihnen die Recension der Psychologie, so Sie mir zum Durchlesen gege-

ben haben, überschicken kann? Sie beträgt drey und einen halben geschriebenen Bogen, und ich glaube, daß Sie so ziemlich damit zufrieden seyn werden.

Werden Sie nicht bald wieder kommen, theuerester Freund? Wenn Sie es zu lange machen, so weiß ich nicht, ob ich der Versuchung widerstehen können werde, mit der Journaliere auf einige Stnnden zu Jhnen zu kommen. Länger wollte ich Sie gewiß nicht stören. Auch auf diese Anfrage sollen Sie nicht mehr als Ja oder Nein antworten. Ich bin beständig

Jhr

Freund
Moses

2.

den 18. Febr. 1755.

Liebster Freund!

Es ist mir recht sehr angenehm gewesen, die Versicherung von Jhnen zu erhalten, daß Sie in meiner Abwesenheit noch an mich denken. Ich habe Jhnen von einem Tage zum andern schreiben wollen, aber Sie wissen ja wohl, daß nicht Al-

les geschieht, was ich mir vornehme. Ich wollte Ihnen meine Ursachen nach der Länge anführen, warum ich, Ihnen die Wahrheit zu gestehen, die bewußte Preisschrift mit Fleiß zurück gehalten habe. Ihr Verweigern, sich nicht dabey zu nennen, war die vornehmste. Gesetzt nun, daß wie aus dieser gelehrten Lotterie das größte Loos gezogen hätten; was meinen Sie wohl, daß alsdann geschehen wäre? Sie hätten wollen verborgen bleiben, und ich hätte es müssen bleiben. Wenn sich alsdann Niemand genannt hätte so, hätten wir unsre Schrift auch nicht einmahl dürfen drucken lassen, oder wir wären doch zuletzt verrathen worden. Ist es also nicht besser, daß wir den uneigennützigen Weltweisen spielen, und unsre Entdeckungen der Welt ohne 50 Dukaten überlassen? Ich hoffe binnen drey Wochen wieder in Berlin zu seyn, und ich will Ihnen nur im Voraus sagen, daß wir sogleich unsre Arbeiten in eben dem Formate, wie Ihre philosophischen Gespräche, wollen drucken lassen. Das projektirte Journal kömmt gleichfalls noch ganz unfehlbar zu Stande. Sie sollen in acht Tagen die ersten Bogen davon gedruckt sehen. Schicken Sie mir also Ihre Recension von der Psychologie mit nächstem. Haben Sie sonst noch etwas, so legen Sie es bei; desgleichen fragen Sie auch bey dem Hrn. D. Gumpert,

dem ich mein ergebenstes Compliment mache, in meinem Namen nach. Vielleicht, daß er auch noch etwas gemacht hat. Haben Sie die Recension von Ihren Gesprächen in dem Correspondenten gelesen? Hier ist sie. Sie können das Blatt behalten. Ich würde mir das größte Vergnügen daraus machen, ein Paar Stunden mit Ihnen hier schwatzen zu können; allein ich mag kein Vergnügen, das Sie mir nicht anders als mit Ihrer Incommodität machen könnten. Ich komme wohl gar ehestens selber auf einen Tag nach Berlin. — Haben Sie von dem Hrn. Voß die Werke des Corneille bekommen? Ich bin Zeit Lebens

Ihr

ergebenster Freund.

Lessing.

3.

Wertheſter Freund!

Unſre Correſpondenz mag hiermit angehen. Ich will Ihnen Alles aufſchreiben, was ich Ihnen in acht Morgen von 7 bis 9 Uhr hätte vorſchwatzen können. Es verſteht ſich, daß ich auf keinen Uebergang zu künſteln nöthig habe. Die Uebergänge werden unſer einem nicht ſo leicht, als den Leſſings.

When by means os these senses, some object must appear beautiful, graceful, honourable, or venerable and others means and schameful, should it happen that in any object, these appeared a mixture of these opposite forms or qualities, there would appear also another sense of the *ridiculous* — — — Things too of a quite different nature from any human action may occasion *laughter* by exhibiting *at once* some venerable appearence along with some thing mean and despicable.

Hutchenſon ſhort Introd. to moral Philoſoph. Br. ch. 1. §. 14.

Wollen Sie noch zweifeln, das Ihre Erklärungsart, woher das Lachen komme, richtig ſey?

An eben dem Sonnabend, da man Tages darauf zu Leipzig den Teufel erſt gefürchtet, und dann ausgelacht, bin ich bey dem Hrn. v. M. nicht geweſen. Heute bin ich bey P. Sulzer geweſen, er iſt ein gar zu guter Mann, und morgen um 10 Uhr gehen wir zu dem Hrn. v. M. Ich bin ſelbſt begierig zu wiſſen, was er mir ſagen wird, denn ich werde ihm wohl nichts ſagen können. Sie wiſſen, daß ich blöde bin.

Herr Michaelis sagt in der Göttingschen Anzeige gerade zu, ich hätte den Hrn. von Premontval einen Unbesonnenen genennt. Aber wo habe ich dieses gethan? Herr Merian sagte zu Pr. Sulzer, ich hätte irgendwo in meinen Briefen gesagt: Herr v. Premontval müßte das Fieber gehabt haben. O der junge Gelehrte, liegts diesem Herrn noch in dem Kopfe! Ich werde ihm zuschwören, daß ich nur 26 Jahr alt bin.

Wissen Sie, was ich that? Ich schrieb einen französischen Brief (Gott weiß, er ward mir recht sauer!) an den Hrn. v. Premontval, und betheuerte ihm, daß alle Menschen lügen und die Göttingschen Anzeigen auch.

Mein Rousseau ist fertig. *) Den versprochenen Anhang will ich in ein Sendschreiben an den Hrn. M. Lessing einkleiden, damit Sie wenigstens, wenn Sie meine Uebersetzung nicht lesen wollen, nur meinen Anhang lesen sollen. Sie

*) Der Titel davon heißt: J. J. Rousseaus Abhandlung von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen. Uebersetzt, nebst Betrachtungen über desselben Meinung von dem Ursprunge der Sprache. In Moses Mendelssohns Leben und Meinungen (Hamburg 1787.) finde ich diese Uebersetzung nicht erwähnt; und will daher ihr wirkliches Daseyn erneuen.

werden ja wohl einen Brief lesen, der an Sie gerichtet ist?

Wo haben Sie des D. Gumperts Manuscript? Liegt es irgend bey dem Hrn. M. Raumann?

Der Hr. P. Michaelis hat mir einige Einwürfe gemacht. Lesen Sie sie doch! Er glaubt, wir könnten keine genetische Erklärung vom Schmerze geben, und die von allen Weltweisen dafür angenommene Trennung des Stätigen wäre eben deswegen unzureichend, weil gewisse Schmerzleidende mehr ausstehen als Sterbende. Ich glaube hierinn keine Schwierigkeit zu finden. Die Nerven des Schmerzleidenden sind noch reitzbar, die Unvollkommenheit kann sich von Nerve zu Nerve mittheilen, und das Gehirn und die Seele stellt sich eine Unvollkommenheit vor, die sich in dem Ganzen äußert. Hingegen sind alle Nerven, alle Fasern eines Sterbenden entkräftet; sie haben nur einen sehr geringen Grad der Wirksamkeit; die Unvollkommenheit nimmt zu; aber das Gefühl, das Bewußtseyn dieser Unvollkommenheit wird immer schwächer. Alle Seelenkräfte sind dem Untergange nahe, und der Sterbende weiß es kaum. Er muß den schwachen Rest der Vernunft noch anstrengen, um davon überzeugt zu seyn, daß seine Nerven ihr Amt nicht mehr verrichten wollen.

Aber das gegenwärtige Gefühl ſeiner Unvollkommenheit kann niemahls ſo heftig werden, als wenn ſeine Nerven in gutem Stande wären. Da ich nun bewieſen, daß die urſprüugliche Kraft unſrer Seele determinirt ſey, das heftigſte Bewußtſeyn einer Verſtümmlung ihrer Zernichtung vorzuziehen, ſo bin ich geborgen, und der Herr Michaelis darf ſich nicht ſchämen, die Meinung wiederum anzunehmen, die er in ſeiner Jugend, wie er ſelbſt geſteht, gehabt, von welcher er aber in reifern Jahren abgegangen iſt.

Was macht unſer rechtſchaffner Herr v. Breitenbauch? Werden wir ihn bald wieder zu ſehen bekommen? Wenn er doch den Pr. G. in Kupfer ſtechen wollte! Ich möchte ihn ſo gern ſehen. Dieſes Bild könnte auch eine vortrefliche Vignette, vor Hrn. Leſſings Abhandlung vom Lachen abgeben. Thun Sie es ja, mein Herr v. Breitenbauch!

In Hutchensons Introduction to moral Philosoph. finde ich, außer einigen Stellen, nichts Sonderliches. Er iſt manchmahl, wie es ſcheinet, zimlich ſeicht. Beſonders vom Bethen hat der Mann triviale Begriffe; auch ſeine Definitionen ſind alle unvollſtändig.

Was denken Sie davon? der Herr Pr. Sulzer ſagte mir, man hätte ihm hinterbracht, Sie

wollten in Leipzig eine Hofmeisterstelle annehmen. Ich sagte, es wäre nicht andem, und Sie wollten auf Ostern wieder hierher kommen. Machen Sie mich ja nicht zum Lügner, das bitte ich Sie. Jedoch ich muß schließen, denn wo ich erst das Blatt umwende; so schreibe ich es auch ganz gewiß voll. Ich bin, denke ich,

Ihr

bester Freund.

Moses.

Denken Sie ja nicht an die kleine Höflichkeit, mir die Briefe wiederum zu frankiren. So wahr ich Ihr Freund bin, ich nehme keinen postfreien Brief von Ihnen an. Schreiben Sie nur so fleißig, als ich es wünsche.

4.

Berlin, den 19. Nov. 1755.

Liebster Freund.

Ich habe eine Stunde frei, und wenn ich eine Stunde frei habe, so bin ich gewohnt, es Hrn. Lessing empfinden zu lassen, ergo etc. Führen Sie die Schlußrede selber aus. Wir schönen Gei-

ster müssen niemahls Geduld genug haben, Schlüsse zu machen, oder wir sind in Gefahr — vernünftig zu denken.

Voltaire muß sich gewiß niemahls dieser Gefahr blos gestellt haben, sonst würde er nimmermehr einen so elenden Brief an Ronsseau geschrieben haben. Der tolle Poet! sagten Sie in Ihrem letzten Schreiben, siehet Alles von der drolligen Seite an. Ganz gewiß, liebster Freund! vornehmlich ein Voltaire, der die ganze Natur für eine Boutonnerie hält. Indessen bin ich doch entschlossen, diesen Brief mit zu übersetzen. Wollen doch einige gern ihre Bäuche schütteln, nachdem sie ein wenig ernsthaft ausgesehen haben. Lassen Sie Voltairen immer die lustige Person machen. Rousseau ist doch tragisch genug.

Wo sind Sie, liebster Lessing, mit Ihrem bürgerlichen Trauerspiele? Ich möchte es nicht gern bey dem Namen nennen, denn ich zweifle, ob Sie ihm den Nahmen Faust lassen werden. Eine einzige Exclamation, o Faustus! Faustus! könnte das ganze Parterre lachen machen. Wieder ein Rathgeber, werden Sie sagen, der gar keinen Beruf dazu hat! Nun wohl! So lassen Sie es immer dabei. Ich will alsdann das Vergnügen haben, selbst mit dem Leipziger Parterre zu lachen, und Sie bei jedem Gelächter sich ent-

flammen zu sehen. Denn lachen muß man gewiß, wenn Ihre Theorie vom Lachen anders richtig ist.

Ich habe neue Gesichter kennen gelernt. Ich wollte mir einen Lessing aussuchen, bei dem die Reihe jetzt eben an Berlin gekommen wäre. (Sie kömmt dennoch, sagen Sie was Sie wollen, auch bey Ihnen wieder einst an Berlin.) Ob ich einen gefunden habe, will ich Ihnen nicht sagen, bevor sie nicht die Leute selbst aus einer kleinen Beschreibung kennen lernen. Herrn . . . Jedoch ich mag von diesen Leuten weder Gutes noch Uebels reden. Ich nehme Edelmannen aus; von welchem ich dennoch einige Worte sprechen will, weil ich mich so sehr über ihn gewundert habe? Welch ein hölzerner Mann! Ich wette was, der Mensch hat eben so viel Blei in seinem Gehirne, als Eisen an seinen Stiefeln. Sie kennen ihn doch auch, liebster Lessing? Hat er Ihnen nicht eben so klotzmäßig geschienen? Wenn er doch nur ein rechter Windbeutel wäre! So was hätte ich mir vermuthet, als man mir sagte: Edelmann würde heute kommen. Es kann aber leicht seyn, das ihn Verfolgung, Unglück und Beschwerlichkeiten so sehr niedergeschlagen, und alle seine Lebensgeister unterdrückt haben.

Es will Niemand Pope ein Metaphy-

siker *) gelesen haben. Pr. Sulzer fragte mich schon mehr als einmahl: ob was Guts darinn wäre? Ich versicherte ihn, diese kleine Schrift hätte mir gefallen, und wo ich mich nicht irre, so stieg ihm eine kleine Röthe in das Gesicht. Er gab mir zu verstehen, er sey weder mit der Aufgabe noch mit der Preisschrift zufrieden gewesen. Die deutsche Abhandlung, die sich bei der Sammlung befindet, hätte ihn eher verdienet. Eben dieser Prof. macht so viel Rühmens von David Hume's sehr neuem Scepticisme, da er läugnet, man könne nicht beweisen, daß irgend eine Begebenheit in der Welt eine wirkende Ursache hätte. Ich halte diesen Zweifel gar nicht für neu, sondern glaube: es sey das System der allgemeinen Harmonisten. Ja die Cartesianer dringen sogar auf die Unmöglichkeit irgend eines influxus so wohl idealis als realis. Die allgemeinen Harmonisten nehmen einen influxum idealem an, läugnen aber einen influxum realem? Was thut aber Hume mit allen seinen Spitzfindigkeiten mehr, als daß er beweiset, wir hätten

*) Diese Schrift erschien, Danzig 1755. Moses Mendelssohn soll sie mit meinem Bruder zugleich verfertigt haben. Auch davon ist in Moses Mendelssohns Leben und Meinungen ein Stillschweigen.

in der Welt nie einen Begrif vom Influxu reali erlanget? Wer hat denn dieses je behauptet? sagen die allgemeinen Influristen. Gewiß nicht! sondern sie beharren auf ihrer Vorausſetzung, bis man ihnen die Unmöglichkeit gezeigt hat. Aber ſo gehts, die Deutſchen verkaufen ihre Waaren allzu wohlfeil. Thäten ſie ein wenig ſauren Humor oder luſtige Gaſconaden daran, ſo würden ſie gewiß Geiſtſchöpfer (Esprit createur) ſeyn. Im Vorbeigehen, ſo ſoll Jemand dieſes Wort in dem Vers:

Weihe Sie Geiſtſchöpfer, vor dem ich in ꝛc. franzöſiſch gegeben haben.

Iſt nicht Voltaires Orphelin de la Chine ein erbärmliches Stück? Noch weniger Plan iſt darinn, als in der Eſther, der Voltaire dieſen Vorwurf macht. Gengis hat noch weniger einen Charakter, als Xerxes. In der Athalie iſt faſt ein ähnlicher Knoten; aber welcher Unterſchied zwiſchen Racine und Voltaire! Wie fein, wie meiſterlich hat ihn jener, und wie ſtumpf dieſer bearbeitet; man ſehe nur dort Mathan, hier Oktar, dort eine zärtliche Joſabeth, hier eine froſtige Zamti, die ſich durch viel Schreien erhitzt. Dort eine Tyrannin, der der Anblick des Kindes, das ſie umbringen laſſen will, Schrecken, Ehr-

furcht und Mitleid einjagt. Hier einen grietzköpfigen Kaiser, der bald wie ein Teufel, bald wie ein Engel spricht. Indessen zeigt sich Voltaires Geist aus manchen Stellen. Besonders hat er Zamti heroische Maximen in den Mund gelegt, die zu unsern Zeiten, so zu sagen, noch die einzigen heroischen Maximen sind.

— — — — — Mon Roi,
Nous lui devons nos jours, nos services
notre être,
Tout jusqu'au sang d'un fils, qui nacquit pour son maître.

Es ist einmahl Zeit, daß diese Heldentugend in dem Cothurn erscheinet. Die Frei-heit scheint uns so schon zu allegorisch auf dem Theater! —

Als die nächtliche Uhu Todesschrecken in die Sadt hinein heulte ꝛc.

So wollte ich das Lehrgedicht anfangen, davon wir mit einanden redten, aber Herr Zachariä hat mir diesen neuen Ausdruck weggenommen.

Als der Hahn Freude in das Dorf hinein krähte ꝛc.

Hat dieser scherzhafte epische Sänger nicht eine Satyre auf die Jahrszeiten machen wollen? Dafür hätte er lieber können spazieren wandeln.

Auch

Auch ich will jetzt weg wandeln, und zwar zu dem Hrn. Prof. Sulzer, der sonst auf das Gymnasium wandeln könnte. Leben Sie wohl, theurester und bester Freund

Moses.

5.

Berlin den 7. Dec. 1755.

Wertheſter Freund!

Sie mögen antworten oder nicht; so sollen Sie deswegen nicht eine einzige Zeile mehr oder weniger von mir bekommen: das merken Sie sich! Uud dieſes will ich mir merken, daß das menschliche Herz von der besondern Freundschaft immer etwas nachläßt, je allgemeiner es wird. — — Ich hätte nicht sollen sagen Herz, der menſchliche Geiſt hätte sich besser geschickt; denn dieser wird wirklich bei Ihnen desto Allgemeiner, je mehr Sie die gelehrte Welt auf seine Früchte warten lassen. Nun wohl, mein liebſter Freund! Wenn Sie Ihre Zeit besser anzuwenden entschlossen sind, als an Ihre berliniſchen Freunde zu schreiben, so müſſen

wir es zufrieden seyn. Wenn Sie aber in der Gesellschaft der — ich weiß selbst nicht recht, wie ich es heraus bringen soll; aber ich fürchte immer etwas, seitdem ich von dem Hrn. v. Breitenbauch vernommen, Sie lebten allda unter den Schauspielern. Ich habe eine sehr gute Meinung von diesen Leuten, aber der beständige Umgang mit ihnen — ich will mich deutlicher erklären — der beständige Umgang mit denjenigen, die erst in den neuern Zeiten die Freiheit erhalten haben, auf der Schaubühne zu erscheinen, machet, daß ich nicht sehr ruhig seyn kann, weil ich immer besorge, Sie hätten hier ruhiger seyn können, als in einer solchen geschäftigen Gesellschaft. — Verzeihen Sie meiner Kühnheit, liebster Freund! Ich kann nicht anders als freimüthig seyn, ob dieses gleich eben Ihr Fehler nicht zu seyn scheinet.

Sollte es aber wirklich nicht, ich will nur sagen, nachläßig von Ihnen seyn, daß Sie uns so lange, wegen Ihres Befindens, wegen Ihrer Verrichtungen, wegen Ihrer Art zu leben, in Ungewißheit lassen? Nur diese Frage beantworten Sie mir, wie es Ihnen beliebt, alsdenn mögen Sie schreiben oder nicht. Sind Sie böse? hör ich Sie fragen. Ja, antwortet der Herr v. Breitenbauch; so etwas, ruft Herr Mühler; bitter-

böse, schreiet Herr Naumann, und ziemlich böse, sagt.

Ihr

ergebenster Freund
Moses.

6.

Leipzig, den 8. Dec. 1755.

Liebster Freund!

Ich habe Ihren dritten Brief erhalten, und hier ist mein zweiter. Ich sehe es, so wie in keiner Sache, also auch hier nicht ungern, daß Sie den Schritt vor mir voraus haben.

Karl der XII., ein Held, wie die alten Helden, die lieber Könige machten als Könige waren, und der vorige König von Pohlen, auch ein Held, wie man sagt, wenigstens aber nur ein subalterner Held, der sich in die Krone vergafft hatte; diese zwei kamen einst zu einer mündlichen Unterredung. Jener besuchte diesen in seiner Residenz, eben, wo ich mich nicht irre, als er diese Residenz belagerte. Von was sprachen sie wohl in einem so kritischen Zeitpunkte? Von ihren

Stiefeln — — Es wäre nicht ein Bischen komisch, wenn Sie und Maupertuis etwas wichtiges mit einander gesprochen hätten. Und da mir jetzt alles um so viel lieber ist, je komischer es ist, so bin ich recht wohl damit zufrieden. Besuchen Sie ja den großen Mann fleißig! Mir es aber allezeit zu schreiben, wenn Sie ihn besucht haben, das brauchen Sie eben nicht. Sie könnten mir es einmahl zu einer Zeit schreiben, da ich das Komische nicht liebe.

Wie gesagt, jetzt liebe ich es sehr. Eine von meinen Hauptbeschäftigungen ist in Leipzig noch bis jetzt diese gewesen, daß ich die Lustspiele des Goldoni gelesen habe. Kennen Sie diesen Italiäner? Wenigstens dem Namen nach? Er lebt noch. Er ist Doktor der Rechte und prakticirte ehedem in Venedig. Jetzt aber ist er Direktor einer Bande von Schauspielern. Die Ausgabe seiner Werke von 1753 bestehet aus sieben Octavbänden, welche 28 Komödien enthalten. Es ist fast in allen viel Gutes, und die meisten sind auch ziemlich regelmäßig. Ich will Ihnen nichts mehr davon schreiben, weil ich ehestens einen Auszug daraus nach Berlin schicken werde, welcher in das vierte Stück meiner theatralischen Bibliothek kommen soll Eine von diesen Komödien l'Erede fortunata habe ich mir zugeeignet;

indem ich ein Stück nach meiner Art daraus verfertigt. Sie sollen es ehestens gedruckt sehen. Koch aber wird es noch eher aufführen, und wenn das geschehen ist, will ich Ihnen schreiben, ob ich mir etwas darauf zu gute thue, oder nicht. Aber nicht allein dieses Stück, sondern auch noch fünf andere, sind größtentheils schon auf dem Papier, größtentheils aber noch im Kopfe, und bestimmt mit jenen einen Band auszumachen, mit welchem ich das ernsthafte Deuschland auf Ostern beschenken will. Und alsdenn Caestus artemque repono.

Was sagen Sie dazu? Alles, was ich zu meiner Entschuldigung anführen kann, ist dieses, daß ich meine Kindereien vollends auszukramen eile. Je länger ich damit warte, desto härter, fürchte ich, möchte das Urtheil werden, welches ich einmahl selbst über sie fällen dürfte.

Sollte das Publikum mich als einen zu fleißigen Schriftsteller ein wenig demüthigen wollen, sollte es mir seinen Beifall auch deswegen mit versagen, weil ich ihn allzuoft zu erhalten suchte, so will ich es auf der andern Seite durch das Versprechen bestechen, daß es, von künftige Ostern an, drei ganze Jahre von mir nichts zu sehen, noch zu hören bekommen soll.

Wie wird das zugehen? fragen Sie ganz gewiß? Ich melde Ihnen also die wichtigste Neuigkeit, die ich Ihnen von mir melden kann. Ich muß allerdings zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen seyn. Sie wissen den Vorschlag, welchen mir Prof. Sulzer wegen einer Reise in fremde Länder that. Aus diesem wird nun ganz gewiß nichts, weil ich einen andern angenommen habe, welcher ungleich vortheilhafter für mich ist. Ich werde nämlich nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last seines mir auf die Seele gebundenen Knabens, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Famile, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich mir sie nur selbst werde machen wollen. Es ist ein junger Winkler, ohngefähr von meinen Jahren, von einem sehr guten Charakter, ohne Eltern und Freunde, nach deren Grillen er sich richten müßte. Er ist geneigt, mir alle Einrichtung zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir, als ich mit ihm gereiset seyn.

Die Sache ist ganz gewiß, und ich werde, wo nicht diesen, doch künftigen Posttag gewiß an den Prof. Sulzer schreiben, und mich für

sein gütiges Anerbieten bedanken. Im voraus können Sie es ihm gelegentlich nur immer sagen. Ich hoffe nicht, daß er darüber ungehalten werden wird, indem ich mich eigentlich mit ihm zu nichts verbunden habe, und nicht einmahl den Namen des jungen Schweizers weiß, mit welchem ich reisen sollte.

Da unsre Reise von hier nach Holland gehen soll, so hoffe ich es so einzurichten, daß wir über Berlin nach Hamburg gehen. Ich werde Sie also noch sprechen, liebster Freund, und dieses zwar gleich nach der Ostermesse. Wie freue ich mich darauf! Von da aber weiter in die Zeit hinaus will ich jezt nicht sehen; denn sonst wäre alle Freude auf einmahl wieder hin!

Es ist mir lieb, daß man bei Hofe neugierig wird, Sie kennen zu lernen. Die Weisheit selbst hat durch die Neugierde ihre meisten Verehrer erhalten.

Ich will mit einem halben Dutzend Fragen schließen. Was macht der Herr v. Premontval? Sprechen Sie oft mit ihm? Wie steht es mit Ihrem Rousseau? Was arbeiten Sie sonst? Will man von dem Philosophen Popel noch nichts wissen? Was machen Ihre Freunde? Herr Joseph, der große und der kleine; Herr Bernhard, und alle, welche die Ehre, die Sie ihrer Nation machen

erkennen, und zum Theil, stolz auf diese Ehre, Ihnen nachzueifern suchen? Leben Sie wohl! Ich liebe Sie, theuerster Freund, und bin ganz

der Ihrige

Lessing.

7.

Berlin, den 26. Dec. 1755.

Liebster Lesing!

Nun wahrhaftig! Mehr hat nicht gefehlt, als daß mir noch der Trost genommen werden sollte, an Sie zu schreiben. Mit Euch Schwindlichten ist gar nichts anzufangen. Ihr habet niemahls eine bleibende Stelle, und wenn euch denn das Queckſilber recht herum treibt, so wünschet Ihr euch noch wohl Glück dazu. Ich muß zu einer glücklichen Stunde aus Berlin gereiſet seyn. Viel Glück dazu! Reisen Sie immer! Streifen Sie die Welt durch. Lernen Sie tausend Narren kennen, um sie von noch größern Narren auslachen zu lassen. Lernen Sie tausend Elende kennen, um noch Elendere zum Mitleiden zu bewegen. Machen Sie in Engelland Doktor Fauste, in Italien Lustspiele und in Frankreich

Lieder, ich will indessen hier bleiben, und vor Langeweile Ihre Schriften lesen. Der Himmel weiß es, ich habe recht wenig Muße, aber viel Langeweile. Dieses ist sehr parador, sagen Sie? Es kann seyn, indessen ist es wahr, und wenn ich Geduld genug dazu hätte, so könnte ichs Ihnen beweisen.

Wie gesagt, ich bin erstaunend ungeduldig. Ich wollte, daß mich Bernhard zum Hause hinaus stieße; ich wollte, daß Sie und Ihr Herr Winkler sich Sterbens verliebten, (was ich in meinem vorigen Schreiben gefürchtet habe, das wünsche ich jetzt) daß Sie eifersüchtig auf einander würden, daß Sie, mein Freund, wieder den Einfall bekämen, sich an dem Jöcherschen Wörterbuche unsterblich zu machen, daß alle Pferde die Beine zerbrächen, die Sie werden von da wegfahren sollen, oder daß Sie Gottsched zum Dichter krönen möchte, mit dem Bedinge, daß Sie seine und Schönaichs Reime zu Gedichten machen müßten. So eine kleine Beschäftigung möchte ich Ihnen gönnen, Sie sollten nicht so bald davon kommen. Jedoch genug hiervon! Ich will mich ein wenig zerstreuen. Die Uebersezung von Rousseau ist bald fertig. Noch 3 Bogen sind ohngefähr zu drucken. Der Schwanz ist nicht so fett, wie Sie aus Gefälligkeit glauben wollen.

Ich kann in sehr wenig Stücken mit Rousseau uneins seyn, und mich kann nichts mehr ärgern, als wenn ich in einer philosophischen Staatskunst erwiesen sehe, daß alles nach der Vernunft so hat seyn müssen, wie es bei uns ist. Wenn Rousseau dem gesitteten Menschen nur nicht alle Moralität absprächе. Für diese bin ich allzu sehr eingenommen.

Bey Herr v. M. bin ich seitdem nicht wieder gewesen. Den Hrn. v. Prem. habe ich besucht, er hat mir Stücke aus seinen Contestations vorgelesen.

Professor Baumgarten aus Frankfurt ist hier, aber sehr krank. Ich habe ihn besucht. Ein starker Metaphysiker ist dieser Mann, daran ist wohl kein Zweifel. Er hat Sie sehr gelobet, und wie ich glaube, mit Geschmacke. Wer mag Premontvaln gesagt haben, Sie hätten Pope den Metaphysiker geschrieben? Ich sagte, ich wüßte nichts davon. Bey Hrn. Sulzer bin ich wohl in 4 Wochen nicht gewesen. Jetzt muß ich warten, bis nach den Feyertagen. Ist Baumgarten wirklich orthodox, oder stellt er sich nur so? Und wie stehet es mit Sulzern hierinn? Gewiß! die Metaphysik muß nicht die wahre Weltweisheit seyn, wenn sie uns unsre Vorurtheile lassen kann.

Was ich jetzt mache, fragen Sie? liebster Lessing! Nicht das Geringste. Ich arbeite nur daran, daß ich mich künftigen Sommer ein wenig von meinen Geschäften soll losreißen können. Das, glaube ich, wird genug gethan seyn.

Was halten Sie dafür? kann uns die Großmuth Thränen auspressen, wenn sich kein Mitleiden in das Spiel mischt? Z. E. die Stelle soyons amis, Cinna u. s. w. rühret uns ungemein, weil uns die Großmuth des Augustus so unerwartet überrascht. Haben Sie aber bemerkt, daß diese Worte den Zuschauern Thränen gekostet haben? Beweisen Sie mir ja nichts aus einer Stelle in Plautus Gefangenen, da der Alte sagt: die Großmuth dieser Leute preßt mir Thränen aus. Ich glaube, dort läuft etwas Mitleiden mit unter.

Abends darauf um 9 Uhr.

Ist es nicht wunderbar? Jetzt da mein Herr seinen Bilanz machet; jetzt da ich von 8 Uhr des Morgens bis 9 Uhr Abends die 5 Species der Arithmetik wiederholen muß; zu eben der Zeit, da ich mir vorgenommen hatte; Newtons Principia Philosophiae durchzugehen, jetzo sage ich, bringe ich meine müßigen Stunden zu, Ihnen

so viel albernes Zeug vorzuschwatzen, und Sie eben so ungeduldig zu machen, als ich bin. Jedoch es steht bei Jhnen, ob Sie es lesen wollen. Ehe ich auf und niedergehen und über mein Schicksal murren will, will ich immer einige Blätter voll schreiben, und Sie über mich murren lassen. Das Komische soll Jhnen bald vergehen.

Sie haben ganz gewiß keinen Antheil an den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften. Sie gefallen mir sonst recht gut, aber die wenigsten Verse sind Lessing'ich. Ich erinnere mich auch, alle die Urtheile über das journal étranger, über die Schweizer, über die Schönaichsche Tragödien, besonders über den Kopf, der dem hohen Priester zu den Füssen geworfen wird, die ich in den Briefen angetroffen, von jemanden gehört zu haben, der sich auch sonst durch die Probe von einer englischen Uebersetzung zu erkennen gegeben hat. Wissen Sie aber, wodurch man eigentlich auf den Gedanken gekommen seyn mag, Sie für den Verfasser dieser Briefe zu halten? Es war sehr gewiß, daß der Verfasser die Bibel nicht sehr gelesen hat. Er macht sich über einen biblischen Liebhaber in Jacob und Joseph ungemein lustig, der seine Geliebte einen verschloßnen Garten, einen versiegelten Brunnen nennet,

der ihr die Galanterie vorsagt: es fließe Honig aus ihren Lippen, und unter ihrer Zunge wäre Milch. Er schimpft diese Ausdrücke geradezu mit dem verdienten Namen nonsense, Schwulst, Bombast, Aberwitz u. s. w. Aber das Hohelied? Wußte der Tadler auch, daß der König Salomon diese Redensarten autorisirt? Nun bedenken Sie, ob es nicht sehr natürlich war, Ihnen diesen Brief zuzuschreiben!

Wollen Sie denn nichts als Komödien schreiben? Wollen Sie die Poesie gar in den Wind schlagen? Sie sind mir ein seltsamer Kopf! Ich glaube, Sie könnten solche vier Jahrszeiten, des Tages halb träumend diktiren. Der Himmel verleihe Ihnen nur eine arbeitsame Hand!

Lord Shaftsbury sagt irgendwo, das Burleske wäre den Alten ganz unbekannt gewesen, und behauptet, daß diese seltene Figur erst alsdenn aufgekommen, nachdem man angefangen, die Freiheit im Denken mehr einzuschränken. Man sehe den Unterschied, fährt er fort, zwischen den Italiänern und Engländern. Jene müssen ihre Zuflucht zu einem weithergeholten Scherz, zu ihren gewöhnlichen Bouffonnerien nehmen, wenn sie ihre Gedanken über gewisse Dinge eröffnen wollen, statt daß diese nichts schonen, und von allem ihre wahre Meinung rund heraus sagen. Ehe ich dieser Meinung

beipflichten kann, möchte ich mir erst einen rechten Begriff vom Burlesken machen. Ich glaube also, es bestehet in der Gegeneinanderhaltung eines sehr wichtigen Gegenstandes mit einem kleinen und verächtlichen Gegenstande, wenn diese Gegenstände an sich selbst nur eine sehr geringe Beziehung auf einander haben. Buttlers Vergleichung eines anbrechenden Tages mit einem Krebse, der von schwarz roth wird, ist von dieser Art. Naumanns Gleichniß zwischen einem in Todesangst röchelnden Helden, und einem Kinde, das ein Fischgrätchen verschluckt, verdienet nicht weniger diesen ehrwürdigen Namen. Wenn aber das Ungereimte eines allgemeinen wichtigen Satzes, durch die Anwendung auf einen besondern Fall gezeigt wird; so ist der Einfall wirklich komisch. Dergleichen sind Molieres Scenen, darinn ein Skeptiker seine spekulativischen Grillen mit sich in die Welt bringt. Ein Scherz, den dieser Franzose dem Lucian gestohlen hat; oder auch Ihr Einfall von Burdiams Esel. Man kann also überhaupt sagen: Wenn das Ungereimte in der Sache selbst, oder in der Anwendung derselben auf einen besondern Fall liegt, so ist der Einfall komisch; muß aber erst eine sehr geringe Aehnlichkeit zu Hülfe genommen werden, so ist er burlesk. Von dieser Seite betrachtet, mag Shafts-

bury einigen Grund haben, das wahre Lächerliche, wenn es dem Burlesken entgegen gesetzt wird, für einen tüchtigen Probierstein der Wahrheit zu halten. Denn die Wahrheit muß in aller ihrer Beziehung und Anwendung nichts Ungereimtes in sich fassen. Ich möchte Ihre Meinung hiervon wissen.

Sie sehen, liebster Freund! ich thue alles in der Welt, um Sie zu einem gelehrten Disput aufzufordern. Ich mag von Ihrer Reise nichts hören.

Ich wollte, daß ich mir nicht wünschen möchte, Sie vor Ihrer Reise noch einmahl zu sprechen. Ich will mir dieses alles aus dem Sinn schlagen. Ich habe Ihre spanischen, italiänischen und holländischen Bücher jetzt auf meiner Stube. Ich will es Ihnen nicht rathen, daß Sie sich allzusehr entfernen. Den Augenblick will ich alles erbrechen! und Komödien herausgeben. Ich will erbärmlich mit den Kindern Ihres Witzes haushalten. So hat die gottlose Marwood nicht gedrohet, die kleine Arabella zu zerfetzen, wie ich diese Seelengeburten zurichten will. Wollen Sie noch reisen?

Ich weiß nichts mehr zu schreiben, als daß ich so eigenmützig (Herr Naumann hat mich ihre

Briefe lesen lassen) bin, Ihre Antwort zu erwarten, und zu seyn

Ihr

aufrichtiger Freund
Moses.

8.

Berlin, den 10. Jan. 1755.

Liebster Freund!

Es soll einst Jemand, der seinen Freund nicht hat zum Antworten bringen können, den burlesken Einfall gehabt haben, ihm eine Dissertation, nebst einem recht feierlich demüthigen Sendschreiben zuzuschicken, und wie ich glaube, soll dieser Freund, der gegen alles flehentliche Bitten taub gewesen ist, diesen Einfall nicht unbeantwortet gelassen haben. Wenn ich nun nicht ganz gewiß wüßte, daß Sie selbst dieser eigensinnige Freund gewesen sind, so hätte ich mir diesen lustigen Streich zu Nutzen gemacht; ich hätte meinen Brief ungefähr folgendergestalt anfangen wollen:

„Ew. Hochedelgebohrnen mit meiner Ueberse-
„tzung von Rousseaus Abhandlung nebst einem
„Sendschreiben an Dieselben, das ich hinzuzu-
„setzen, die Erlaubniß u. s. w.

Vielleicht hätten Sie sichs alsdenn einen Abendzeitvertreib seyn lassen, mir in einigen Zeilen für die Ehre zu danken, die ich Ihnen erzeigt hätte, und sich ferner meine Freundschaft auszubitten. Aber, wie gesagt, der Einfall ist nicht neu, und ich hoffe, ganz gewiß, auch ohne einen so seltsamen Kunstgriff, noch in Ihrem Leben, einen Brief von Ihnen zu lesen.

Wenn nun dieses bald geschehen sollte, so bitte ich mir ein strenges Urtheil über die Uebersetzung sowohl, als über das Sendschreiben, von Ihnen aus. Wenn Sie alles gutheißen werden, so werde ich ganz gewiß glauben, Sie haben gar nichts davon gelesen, und wahrlich! Sie müßten meine Gemüthsart gar nicht kennen, wenn Sie dieses für ein bloßes Kompliment halten sollten.

Ich wünsche mir einen einzigen Tag bei Ihnen zuzubringen, und wenn Sie ihre Reise nicht werden hierdurch nehmen wollen oder können, so bitte ich sehr, mich es wissen zu lassen. Ich komme vielleicht alsdenn zur Ostermesse blos Ihrentwegen nach Leipzig.

Herr Voß beschweret sich ungemein über Sie, daß Sie ihm nicht antworten. Sie werden doch wohl die 6 Stück von Pope ein Metaphysiker nunmehr erhalten haben, die er ihnen schon längst zugeschickt hatte?

Diese kleine Piece soll in den melanges litteraires Ihnen zugeschrieben seyn? Ich habe es aber selbst noch nicht darinn gelesen, und rede nur Hrn. Naumann nach, der mir es erzählt hat.

Eben jetzt komme ich aus der Voßischen Buchhandlung, wo ich mir die letzthin herausgekommenen Abendzeitvertreibe gekauft habe. Ich will Hrn. Naumann in meinem Leben nichts mehr nachreden. Hat er mir nicht aufbinden wollen, er wüßte ganz gewiß, Sie hätten diese Mährchen geschrieben? Bald werde ich seinen unsichern Geschmack kennen lernen. Er wollte Ihre ganze Denkungsart, Ihre ganze Seele darinn erkannt haben. Was für ein elendes Ding wäre Ihre Seele, wenn sie sich in einem so alltäglichen Gewäsche verlieren könnte! Die Teutschen scheinen sich insgemein zu begnügen, wenn solche kleine Geschichten nur in einer reinen Schreibart abgefaßt sind, aber von Ihnen bin ich überzeugt, daß Sie interessante Sujets gewählet, mit Episoden ausgefüllt, und mit feinen Anspielungen verziert haben würden, wenn Sie sich einen Abendzeitvertreib hätten machen wollen.

Merken Sie es nun, warum ich auf der vorigen Seite Abendzeitvererеib unterstrichen hatte?

Es wollen mich einige überreden, ich sollte die ganze Metaphysik nach meiner Art abhandeln. Ich bin aber fest entschlossen, dieses Werk nicht eher zu unternehmen, als wenn ich das Vergnügen haben werde, mit Ihnen zusammen zu leben. Ich hielte diese sehr gewünschte Zeit für nahe, und ob es gleich nunmehr ein wenig weitläuftig damit aussehen möchte, so lasse ich dennoch die Hofnung dazu nicht ganz sinken. Bis dahin will ich mich ein wenig in der Mathematik festsetzen, und meine Begriffe zur gehörigen Reife gedeihen lassen. Die Welt wird meine Metaphysik nicht vermissen, wenn sie auch gar ausbleiben wird, und ich würde mich schwerlich beruhigen können, wenn ich eine heraus gegeben hätte, ohne einen freimüthigen Lessing zum Beurtheiler gehabt zu haben.

Der Herr v. Breitenbauch muß sich ganz in seine Händel verloren haben. Er denkt an keine Seele in Berlin, außer an einen gewissen von Fink, an welchen er, nach der unzuverläßigen Aussage Hrn. Naumanns, wirklich geschrieben haben soll.

Ich will nach Ihrer löblichen Gewohnheit mit einigen Fragen schließen. Wo bleiben Ihre Auszüge aus dem Goldoni? Haben Sie den glücklichen Erben aufführen sehen? Wie hat er Ihnen gefallen? Spielt Koch Ihre Miß Sara? Sind Sie zufrieden in Leipzig? Was hat Ihr Reisegefährte

für einen moralischen Charakter? Wie viel Procent wollen Sie mir antworten? Dieserhalb müssen wir nothwendig einen Accord treffen, damit der Termin bestimmt sey, wenn ich, ohne eigennützig zu seyn, mich über Ihr Stillschweigen beschweren kann. Leben Sie so zufrieden, theurester Freund! als Ihnen wünschet

Ihr

beständiger Freund

Moses.

Die Hrn. D. Gumpert, M. Naumann, Möchler, Bernhard, Joseph, der große und der kleine, machen Ihnen ihre ergebenste Empfehlung. Besonders waren die drei letztern nngemein erfreuet, daß Sie ihrer noch dachten.

9.

Leipzig, den 21. Jän. 1756.

Liebster Freund!

Sorgen Sie nur nicht; ich vrespreche Ihnen, daß Sie am Ende, wenn wir uns unsers Briefverkehrs wegen berechnen werden, sehr wenige

Procent Verlust haben sollen; so wenige, daß sie nicht anstehen sollen, mir wieder neuen Credit zu geben. Sie sind jetzt mit drei Briefen im Vorschusse, mit zwei geschriebenen und einem gedruckten. Aber was wollen drei Briefe sagen, wenn ich einmahl ins Antworten kommen werde? Erlauben Sie, daß ich jetzt des gedruckten zuerst gedenke. Noch habe ich ihn nur zweimahl gelesen. Das erstemahl beschäftigte mich der Freund so sehr, daß ich den Philosophen darüber vergaß. Ich empfand zu viel, um dabei denken zu können. Mehr sage ich Ihnen nicht, denn ich habe es nicht gelernt, in diesem Punkte ein Schwätzer zu seyn. Ich will es nicht wagen, der Freundschaft, noch Ihnen eine Lobrede zu halten, ich will nichts, als mich von ihr hinreißen lassen. Möchte ich Ihrer Wahl so würdig seyn, als Sie der meinigen sind! Bei der zwoten Lesung war ich nur darauf bedacht, Ihre Gedanken zu fassen. Sie haben mir ungemein gefallen, ob ich mir gleich einige Einwürfe auf unsere mündliche Unterredung vorbehalte. Sie betreffen vornämlich das zweite Stück, aus welchem Sie, nach den eignen Einräumungen des Rousseau, die Moralität den Menschen wieder zusprechen wollen; die Perfectibilité. Ich weiß eigentlich noch nicht, was Rousseau für einen Begriff mit diesem Worte verbindet,

weil ich seine Abhandlung noch bis jetzt mehr durchgeblättert, als gelesen habe. Ich weiß nur, daß ich einen ganz andern Begriff damit verbinde, als einen, woraus sich das, was Sie daraus geschlossen haben, schliessen ließe. Sie nehmen es für eine Bemühung, sich vollkommener zu machen; und ich verstehe blos die Beschaffenheit eines Dinges darunter, vermöge welcher es vollkommener werden kann, eine Beschaffenheit, welche alle Dinge in der Welt haben, und die zu ihrer Fortdauer unumgänglich nöthig war. Ich glaube, der Schöpfer mußte alles, was er erschuf, fähig machen, vollkommener zu werden, wenn es in der Vollkommenheit, in welcher er es erschuf, bleiben sollte. Der Wilde z. E. würde, ohne die Perfektibilität, nicht lange ein Wilder bleiben, sondern gar bald nichts bessers als irgend ein unvernünftiges Thier werden; er erhielt also die Perfektibilität nicht deswegen, um etwas Besseres als ein Wilder zu werden, sondern deswegen, um nichts Geringers zu werden. — Ich zweifle, ob ich mich deutlich genug ausdrücke; und zweifle noch mehr, ob mein Einwurf Stich halten würde, wenn ich ihn auch noch so deutlich ausdrückte. Ich verspare ihn also, wie gesagt auf unsere persönliche Zusammenkunft. Und wenn soll den diese seyn? werden Sie fragen. Ganz gewiß in den nächsten drei oder vier Wo-

chen. Mein Reisegefährte will Berlin noch vor seiner Abreise sehen, weil uns unser Weg vielleicht nicht durchführen möchte. Er will es, und Sie können sich leicht vorstellen, daß ich es ihm nicht auszureden suchen werde. Alsdann, liebster Freund, will ich mich umständlicher über Ihre Uebersetzung sowohl, als über Ihren Brief erklären, die ich beide bis jetzt nur loben kann.

In einem von Ihren Briefen fragen Sie mich, ob ich glaubte, daß uns die Großmuth Thränen auspressen könne; wenn sich kein Mitleiden in das Spiel mischt? Ich glaub es nicht, aber gleichwohl glaube ich, daß es Menschen gibt, welche bey dem soyons amis, Cinna, weinen, weil mir diese Stelle nicht so gar ohne allen Anlaß zum Mitleiden scheinet. Großmüthige Vergebung kann oft eine von den härtesten Strafen seyn, und wenn wir mit denen Mitleiden haben, welche Strafe leiden, so können wir auch mit denen Mitleiden haben, welche eine ausserordentliche Vergebung annehmen müssen. Halten Sie es für unmöglich, daß Cinna selbst bei den Worten, soyons amis, könne geweint haben? Hat aber Cinna weinen können, warum nicht andre mit ihm? Die Thränen des Cinna würden die schmerzhaftesten Empfindungen seiner Reue verrathen, und diese schmerzhaftesten Empfindungen können mein Mitleiden erwerben, und können mir Thrä-

nen kosten. In diesem Falle wäre Cinna der, welchen ich mitleidig beweinte. Für gewisse Gemüther kann es aber auch Augustus seyn, welcher Mitleiden verdienet. Für unedle Gemüther vielleicht, welche eine solche Handlung der Großmuth für etwas sehr schweres halten; für etwas, das eine erstaunende Selbstüberwindung erfordere, die ohne unangenehme Empfindungen nicht seyn kann. Haben Sie noch niemanden aus Bosheit weinen sehen, weil er sich nicht rächen können? So einer kann, natürlicher Weise, glaub ich, den Augustus beweinen, weil er ihn in eben den Umständen vermuthet, die ihm so schmerzhaft gewesen sind. Ueberhaupt, wenn Großmuth das edelmüthige Bezeigen gegen unsre Feinde ist, so kann ich mir gar keinen Fall vorstellen, bey welchem nicht Mitleiden Statt finden sollte, welches seine Wirkungen mehr oder weniger äußert, nachdem z. E. der Dichter es durch Umstände mehr oder weniger fühlbar gemacht hat.

Ich würde noch manches Geschwätz auskramen, wenn mich nicht eben jetzt ein unangenehmer Besuch überfiele. Es ärgert mich, daß ich aufhören muß; ich werde aber ehster Tage an Hrn. Naumann schreiben, und einen neuen Brief an Sie einschließen, ohne auf einen neuen von

Ihnen

Ihnen zu warten, der mir aber desto angenehmer seyn wird, je unerwarteter ich ihn bekommen werde. Die Abendzeitvertreibe, die Herr Naumann auf meine Rechnung schreiben wollen, habe ich noch nicht mit einem Auge gesehen. Leben Sie wohl; ich bin

Dero

beständiger Freund

G. E. Lessing.

10.

Mein Freund!

Es ist eine alte leidige Wahrheit, daß die Menschen den Werth der Güter nie besser einsehen, als wenn sie ihnen entrissen werden. Meine Metaphysik zog (vielleicht aus einem systematischen Stolze) diese erniedrigende Maxime noch immer in Zweifel, aber die Erfahrung kömmt ihr nunmehr zu Statten. Ich habe Sie nie so sehr geliebt, als jetzt, da ich mich mit den Gedanken quäle, ich werde Sie vor Ihrer Abreise nicht wiedersehn. Sie mögen mir immer einbilden wollen, Sie und Ihr Reisegefährte wären noch unentschlossen, ob Sie über Berlin, oder Braunschweig, nach Ham-

burg gehen werden. Ich weiß ſchon, was ich mir von dieſer Ungewißheit zu verſprechen habe; ich werde Sie vor Ihrer Abreiſe nicht wiederſehen.

Wenn ich mich über Sie beklagen wollte, und wenn mein Beklagen die Sache ändern könnte, ſo hätte ich vielleicht Urſache dazu. Ich bat Sie, Sie ſollten mir bei Zeiten melden, daß Sie nicht nach Berlin kommen würden; ſo wollte ich ſelbſt eine Reiſe nach Leipzig thun, um Sie allda noch zu ſprechen. Was war leichter, als in dieſer Kleinigkeit nicht nachläßig zu ſeyn? Werden Sie auch in einer größern Entfernung noch an mich gedenken? Ich will es hoffen, ob mich gleich mein geringer Werth, Ihre Unſtätigkeit, und die Menge der wichtigern Bekanntſchaften, die Sie in der Welt machen werden, gewiſſer Maßen kleinmüthig machen. Was wird es mir aber helfen, wenn ich Ihnen alle 4 Wochen einmahl durch die Gedanken laufe, wenn Sie zu verdroſſen, ich will es heraus ſagen, wenn Sie zu faul ſeyn ſollten, mich es wiſſen zu laſſen? Ich will in langer Zeit keinem Menſchen ſo gut werden, als ich Ihnen bin, wenn mir Ihre Freundſchaft mehr Unruhe machen ſollte, als ſie mir Vergnügen verurſacht hat. Sie wiſſen, daß dieſes beinahe eine unleugbare Folge iſt aus meiner Lehre von den angenehmen Empfindungen, und wenn ja noch

Einwendungen dawider zu machen sind, so mag ich sie für diesesmahl nicht hören. So unphilosophisch macht mich der Gedanke, oder vielmehr die Furcht, ich werde in einigen Jahren nichts von Ihnen hören! Genug hiervon! Vielleicht werden Sie nicht ungern erfahren, daß ich diesen Sommer in meiner Lebensart die Aenderung treffen werde, zu welcher Sie mir so oft gerathen haben. Ich arbeite nicht länger in dem Comtoir als 6 Stunden, von 8 Uhr Morgens, bis um 2 Uhr Nachmittags. Alle übrigen Stunden sind für mich; denn auch die Zeit ist für mich, in welcher ich mich beschäftigen werde, an Sie zu gedenken, in dem Geiste mit Ihnen zu reisen, und mich durch Ihren Umgang zu bessern und zu belustigen. Von alten Bekanntschaften will ich mich, so gut es sichs thun läßt, los zu machen suchen. Ich nehme den Hrn. Prof. Sulzer und den Hrn. Nikolai aus. Mit dem leztern habe ich mehr als Bekanntschaft gemacht; ich glaube, daß es mit uns schon bis zur Freundschaft gekommen ist, und der erste verdient es wirklich, daß man seinen Umgang suche. Den Hrn. von M. habe ich nicht wieder besucht, und wer weiß, ob es je geschehen wird. Sie wissen, wie sehr ich die aufgetreppten Schwellen, und das feierliche Anmelden scheue. Die Morgenstunden sind Ihnen

gewidmet, weil diese nicht aufhören, mich an Sie zu erinnern: so lange ich nicht Gelegenheit habe, sie eben so angenehm zuzubringen, als in Ihrer Gesellschaft, und wenn werde ich diese Gelegenheit haben?

Um zweierlei muß ich Sie noch bitten, bevor ich für diesesmahl schließe — Jedoch nur um einerlei, denn das andere, bin ich gewisser Maßen berechtiget von Ihnen zu fordern, und wer bittet gern um das, worauf man einiges Recht zu haben glaubt? Ich bitte um die Sammlung einiger naiven Stellen, die Sie aus den besten Dichtern zusammen getragen haben, davon Sie nur kurz vor Ihrer Abreise etwas merken lleßen. Wenn Ihnen diese Bitte unhöflich oder etwas eigennützig scheinet, so antworen Sie gar nicht darauf. Ich fordere hingegen die Ausführung von einem Einwurfe, den Sie mir in einem von Ihren Briefen wider meine Widerlegung von Rousseau, nur obenhin anzuzeigen schienen. Das Recht, welches ich zu dieser Forderung zu haben vermeine, gründet sich auf Ihr eigen Versprechen, daß Sie sich mündlich deutlicher erklären wollten. Weil ich Vieles entbehren muß, so möchte ich doch nicht gern Alles entbehren, was ich mir von unsrer Zusammenkunft versprochen habe.

Die beiden Seiten in Folio sind voll, und die Glocke schlägt Eins nach Mittetnacht. Nehmen Sie mit meinem unordentlichen Brief vorlieb, ich bin wahrlich! etwas unruhig. Sie zweifeln wohl nicht, daß ich Ihnen von Herzen eine glückliche Reise wünsche. Ich bin Zeitlebens

Ihr

unveränderlicher Freund

Moses.

Dem Hrn. M. Naumann bitte ich meinen freundlichen Gruß zu vermelden. Ich wünsche ihm gute Verrichtnng, und mir, daß ich ihn bald wiedersehen soll.

11.

Berlin, den 9. März 1756.

Mein wertheſter Freund!

Ich habe Ihre Antwort auf meine beiden Briefe erhalten, und wenn Sie Ihr Versprechen gehalten hätten, so hätte ich schon vor acht oder zehn Tagen das Vergnügen gehabt, mich mit Ihnen zu unterhalten. In Wahrheit, liebster Lessing! Ich durste sehr nach diesem Vergnügen.

Ich habe in meinem Leben so viel Bekanntschaften nicht gemacht, als seitdem Sie von hier weg sind, und ich finde noch keinen Einzigen, mit welchem ich die wenigen müßigen Stunden, die ich habe, so angenehm und so nützlich zubringen könnte, als mit Ihnen. Wem erzähle ich aber dieses? Einem Freunde, der in wenig Tagen fast vergessen muß, daß er Freunde in Teutschland hat, den ich fast nur deswegen habe kennen gelernt, um mich von ihm wieder zu trennen, und das Leere recht zu fühlen, das sich mitten in einer herrlichen Bibliothek oft unsrer Seele bemeistert! Man hat vor einigen Wochen aus Leipzig geschrieben, Sie wären schon wieder von da weg, und ich hoffte damahls ganz gewiß, Sie würden auf dem Wege hierher begriffen seyn.

Was machen Sie? Soll ich denn gar nichts von Ihnen zu lesen bekommen? Wie stehet es um den Auszug des Goldoni, den Sie zu einem Stücke in der Bibliothek anher schicken wollten? Wie stehet es um die 5 Comödien, die noch vor Ostern hätten die Presse verlassen sollen?

Ich bin unter andern mit einem Lieutenant Jacobi bekannt geworden, der ein sehr geschickter Mann, ein guter Mathematikus und ein gründlicher Metaphysiker ist. Ich habe mit demselben den Hrn. Prof. Baumgarten abermahls

besucht. Es bessert sich Gottlob mit seiner Gesundheit. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr Ihnen dieser Mann zugethan ist. Er bedauert es sehr, daß er Sie nicht allhier angetroffen hat.

Ich muß schließen, weil ich eben jetzt von einem Freunde in dieser angenehmen Beschäftigung gestört werde.

Leben Sie indessen wohl! Ich bin

Ihr

beständiger Freund

Moses.

12.

Leipzig, den 28. April 1756.

Ist es möglich, daß wir einander so lange nicht geschrieben haben? Wenn es eine natürliche Folge von meinem Reisen seyn soll, daß ich immer so wenig Nachricht von Ihnen bekomme, so werde ich mein Reisen von dieser Seite sehr hassen. Zwar ich glaube fest, Sie würden mir fleißiger geschrieben haben, wenn Sie mich nicht in Berlin von Tag zu Tag persönlich erwartet hätten. Ich glaube es ganz gewiß. Glauben Sie mir nur auch, daß ich Ihnen fleißiger würde geschrieben haben,

wenn ich nicht von Tag zu Tag nach Berlin zu kommen gehofft hätte. Ich hoffe es noch. Wenn mich meine Hoffnung betrügt, ſo werde ich Teutſchland mit dem vergnügteſten Herzen nicht verlaſſen. Wir gehn den 7. Mai von hier ab, und alſo noch vor der Meſſe. Ich bin unentſchloſſen, aber was das Unglück iſt, mein Reiſegefährte iſt es noch zehnmahl mehr als ich, ſo daß wir es noch nicht einmahl wiſſen, ob wir unſern Weg nach Hamburg über Berlin, oder Braunſchweig nehmen werden. Dieſes iſt es Alles, was ich Ihnen jetzt melden will. Künftigen Poſttag ſollen Sie einen Brief nach unſrer Art von mir bekommen. Sie ſollen ihn gewiß bekommen, denn ich habe Ihnen hundert Kleinigkeiten zu ſchreiben, von der Art, wie wir in unſern Morgengeſprächen abzuhandeln pflegten. Leben Sie unterdeſſen wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir, ſo bald es Ihnen möglich iſt. Ich bin Zeitlebens

Ihr

ergebenſter Freund.

Leſſing.

N. S. Mein Compliment an die Hrn. Naumann, Möchler und die würdigen Freunde aus Ihrer Nation. Verſichern Sie dem erſtern, daß ich eheſtens an ihn ſchreiben würde.

13.

Berlin, den 2. August 1756.

Theuerster Freund!

Sie müssen sich unmöglich das Vergnügen, das uns Ihre Briefe verursachen, lebhaft genug vorstellen können. Sie würden gewiß sonst manche Stunde den Endzweck Ihrer Reise, die Sättigung der Neubegierde, aus den Augen setzen, um desto öfter an Ihre Freunde zu gedenken, an Ihre Freunde, wertheſter Lessing! die es gewiß in dem ganzen Umfange sind, den Sie diesem Worte zu geben pflegen. Ich will dem allgemeinen Wahn der Menschen gerne allen Kummer verzeihen, daß er mir den besten Freund, den getreuesten Rathgeber von meiner Seite getrennt hat, wenn dieser beste Freund nur fortfahren will, mir die Versicherung zu geben, daß er mich noch liebet, daß er mich noch so zärtlich liebet, als damahls, da mir eine jede Unterredung mit Ihm eine neue Aufmunterung war, beides meinen Verstand und mein Herz zu bessern. Noch eine einzige Versicheruug wünsche ich mir von Ihnen, und wenn ich diese erlange, so will ich mich gern in die Nothwendigkeit zu schicken wissen. Wenn Sie ihre Reise vollendet

und einmahl genug die Welt angegafft haben werden, wenn Sie sich dereinst entschließen werden, alle Ihre neugierige Blicke auf Ihr eignes Herz, und auf das Herz Ihrer Frunde, einzuschränken, wollen Sie alsdann diese rnhigern Tage bei uns zubringen? Wenn es Ihnen doch möglich wäre, hierauf mit Geweißheit Ja zu antworten

Sie wollen, ich soll Ihnen Alles schreiben, was die Neugierigkeit eines Freundes zu wissen verlangen kann, und ich werde Ihnen melden wie ich meine Zeit zubringe, weil dieses das, Vornehmste ist, das ich von Ihnen zu wissen verlange. — Ich bin der grübelnden Metaphysik auf einige Zeit ungetreu worden. Ich besuche Hrn. Nikolai sehr oft in seinem Garten. (Ich liebe ihn wirklich, theurester Freund! und ich glaube, daß unsre Freundschaft noch dabei gewinnen muß, weil ich in ihm Ihren wahren Freund liebe.) Wir lesen Gedichte, Herr Nicolai liest mir seine eignen Ausarbeitungen vor, ich sitze auf meinem kritischen Richterstuhl, bewundre, lache, billige, tadle, bis der Abend herein bricht. Dann denken wir noch einmahl an Sie, und gehen, mit unsrer heutigen Verrichtung zufrieden, von einander. Ich bekomme einen ziemlichen Ansatz zu einem Bellesprit. Wer weiß, ob

ich nicht gar einst Verse mache? Madame Metaphysik mag es mir verzeihen. Sie behauptet, die Freundschaft gründe sich auf eine Gleichheit der Neigungen, und ich finde, daß sich, umgekehrt, die Gleichheit der Neigung auch auf die Freundschaft gründen könne. Ihre und Nicolais Freundschaft hat es dahin gebracht, daß ich dieser ehrwürdigen Matrone einen Theil meiner Liebe entzogen, und ihn den schönen Wissenschaften geschenkt habe. Unser Freund hat mich sogar zum Mitarbeiter an seiner Bibliothek gewählt, aber ich fürchte, er wird unglücklich gewählt haben.

Der zweite Theil des Messias hat mir an vielen Stellen überaus wohl gefallen, und ich schreibe es meiner Religion zu, daß er mir nicht allenthalben gleich gefallen hat. Der 8te und 9te Gesang schien mir etwas langeweilig; der 10te hingegen alle vorhergehende zu übertreffen. Besonders sind einige Hymnen, einige entworfene Charaktere, und das Gespräch Satans mit Adramelech, meines Erachtens, Meisterstücke. Sonst sind die Charaktere der Hauptpersonen gut souteniret, der Knoten einfach geschürzt, und die Auflösung homerisch vorbereitet. Der Kunstgriff, den Abadonna wieder auf die Schaubühne zu bringen, ist so ungekünstelt als meisterlich. Ist

aber der Poet nicht unglücklich, daß jetzt selbst, da alles in der stärksten Bewegung seyn soll, der Held wenigstens tod zu seyn scheinet, und die Aktion der übrigen Personen nichts als eine stumme Bewunderung, und eine innbrünstige Andacht seyn kann? Ich sage, er ist unglücklich; denn er hat wirklich alle seine Kräfte angewendet, in die Empfindung der Anwesenden eine kleine Schattirung zu bringen, die den Schein einer Aktion hat; aber alle die Heiligen, die er aus den Gräbern ruft, können doch nichts anders thun, als anschauen, heilige Hände falten und bethen. Ja vielleicht ist dieser große Dichter auch darinn unglücklich, daß alle kleine Umstände seines Subjekts allzu bekannt sind, und daß er nicht den mindesten Umstand darinn ändern konnte, ohne sich in theologische Streitigkeiten einzulassen. Es wäre mehr als ein Wunder, wenn sich eine Begebenheit so in der Natur zugetragen hätte, wie sie der Dichter brauchet. — Jedoch bin ich nicht ein wenig unbesonnen, daß ich Ihnen mein Urtheil über ein Gedicht schreibe? Gehört den dieses unter die Sachen, die Sie von mir zu wissen verlangen? Leben Sie also wohl, weil ich doch nichts Wichtigeres zu schreiben weiß, und

bleiben beständig mein Freund, so wie ich unaufhörlich der Ihrige bin.

Moses.

14.

Leipzig, den 1. Oct. 1756.

Liebster Freund.

Ja freilich bin ich, leider, wieder in Leipzig. Dank sey dem Könige von Preussen! Wir wollten eben nach England übergehen, als wir über Hals und Kopf wieder zurück reisen mußten. Wenn wir den Winter hier bleiben, (und es hat ganz das Ansehen) so komm ich auf einen oder zwei Monate, nicht nach Berlin, sondern zu meinen guten Freunden, die in Berlin sind. Ihre guten Freunde sind mir hier sehr angenehm gewesen; wie viel angenehmer würde mir es gewesen seyn, wenn Sie diese Messe ausgeführt hätten, was Sie die vorige Willens waren. Ich habe viel Neues von Ihnen gehört, welches mich ergötzt hat; es hat mich aber verdrossen, daß ich es nicht unmittelbar von Ihnen selbst erfahren habe. Wie hätte ich es aber erfahren können, da es Ihnen nicht

gefallen hat, mir auf meine letzten Briefe zu antworten? Nicht einmahl meinen Brief aus Emden haben Sie mir beantwortet. Nächstens werde ich genauere Zusammenrechnung mit Ihnen halten. Leben Sie unterdessen wohl, und grüssen Sie tausendmahl von mir, unsern guten Freund, den Hrn. Nicolai. Ich bin Zeitlebens

Ihr

ergebensten Freund

Lessing.

15.

Leipzig, den — Oct. 1756.

Liebster Freund!

Ihre Vermuthung ist richtig, es wird mir hier in Leipzig Zeit und Weile lang. Und gleichwohl bin ich doch auch so zerstreut, daß ich mich nicht einmahl einen vernünftigen Brief getraue zu schreiben. Ich möchte Sie gern um verschiedene Erläuterungen Ihrer fernern Bestreitung des Selbstmords (im 2ten Theil der Abhandlungen) bitten, ich möchte Ihnen gern diese und jene Stelle verweisen, wo Sie mir zu sehr — wie nenn' ich es nun gleich? — zu sehr biaisirt zu

haben scheinen. Wissen Sie, was ich meine? Stellen, wo Sie sich, dem allzugefälligen Leibnitz gleich, bei Ihrem Lehrbegriffe auf die Theologen zurück zu sehen, die Mühe genommen haben. Ueber diese Stellen würde ich mich auslassen; aber ich habe es schon gesagt, ich bin jetzt bis zur Verwirrung! zerstreut. Und weiß ich denn gewiß, ob mich meine Zerstreuung auch nur hat recht lesen lassen? Eine Wahrheit aber hat mich meine Zerstreuung gelehrt, und diese will ich Sie auch lehren. Glauben Sie es ja nicht, daß man zerstreut ist, wenn man allzu viel in seinen Gedanken hat, man ist niemahls zerstreuter, als wenn man an gar nichts denkt.

Wie ich Ihre Nachricht las, daß Naumann metaphysische Unterredungen mit einer vornehmen Dame schreiben wolle, so konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: Warum ist er nun nicht lieber ersoffen! Der Gedanke ist, nach Ihrem eignen System, so boshaft nicht, als er scheint. Das Beste einer einzelnen Person muß dem allgemeinen Besten jederzeit nachgesetzt werden. Und auch seiner eignen Ehre wäre es zuträglicher; denn wer wollte nicht lieber wie ein schlechter Poet, als wie ein schlechter Philosoph ersaufen? Ich will ihm damit, nach Bekanntmachung seiner Unterredungen, das

ihm einmahl zugeschriebene Schicksal weder prophezeien noch wünschen; da sey Gott vor! ich wollte ihn so gar, mit Gefahr meines eignen Lebens, wenn ich ihn fallen sähe, aus dem Wasser retten: aber gleichwohl — Kurz Naumann ist nicht klug.

Wollen Sie sich angeführt und gelobt sehen, so lesen Sie Zimmermanns Betrachtungen über die Einsamkeit. Und wollen Sie sich nächstens von mir gelobt lesen, so schicken Sie mir, ohne fernere Einwendung, mit erster Post, wenigstens Ihre Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit. Wenn ich sie auch nicht ganz verstehe, so will ich doch auch hoffentlich keine Zero für ein O ansehen. Leben Sie wohl, und Herr Nicolai soll auch wohl leben. Er soll mir doch melden, was das bei Hrn. Lange angekündigte macht. Ich bin wenigstens noch neugierig. Leben Sie nochmahls wohl.

Ihr

ergebenster Freund

Lessing.

16.

im Nov. 1756.

An Hrn. Nikolai zu Berlin.

Liebster Freund!

Ihren Brief vom 3. 9. bekam ich vorgestern Abends, und den vom 31. August habe ich erst vor einigen Stunden erhalten; denn der Weg von Berlin nach Leipzig über Witteenberg ist näher, als der über Amsterdam. Jezt antworte ich auf beide, und weil ich in Kleinigkeiten ein großer Liebhaber der Ordnung bin, so beantworte ich den ältesten zuerst. Was steht in diesem?

Erstlich hunzen Sie mich aus, eine ganze Seite lang! Ich aber brauche nur ein Paar Worte, mich zu verantworten. Das Geheimniß Ihrer Autorschaft habe ich nicht ausgeschwatzt, sondern es ist mir abgestohlen worden. Ich war nicht allein, als ich Ihren Brief mit der Ankündigung erbrach. Wer schreibt Ihnen das? fragte man mich. Herr Nicolai — das durfte ich doch sagen? Was gedruckt ist, darf man doch ansehen? fuhr der Neugierige fort. Ja. — Ei! und also wird Herr N. mit an dem Journale arbeiten? — — Wa-

rum nicht gar! Er comunicirt mir blos die Ankündigung. Warum denn aber 2 Exemplare, wenn er keinen Theil daran hat? Nun war ich drum! Und wenn Verrätherei mit untergelaufen ist, wahrhaftig! so habe ich nicht das Geheimniß, sondern das Geheimniß hat mich verrathen.

Auf den polemischen Theil Ihres Briefes folgt der didaktische. Ich danke Ihnen aufrichtig für den kurzen Auszug aus Ihrer Abhandlung über das Trauerspiel. Er ist mir auf mancherlei Weise sehr angenehm gewesen, und unter andern auch deswegen, weil er mir, Gelegenheit gibt zu widersprechen. Ueberlegen Sie ja Alles wohl, was ich darauf sagen werde: denn es könnte leicht seyn, daß ich nicht Alles wohl überlegt hätte — Ich will umwenden, um das freie Feld vor mir zu haben!

Vorläufiges Compliment! das die Absicht warum ich gewisse Wahrheiten abhandle, die Art, wie ich sie abhandeln soll, bestimmen muß, und da jene es nicht allezeit erfordert, auf die allerersten Begriffe zurück zu gehen; so werde ich gar nichts wider Ihren Aufsatz zu erinnern haben, wenn ich Sie nicht für einen Kopf hielte, der mehr als eine Absicht dabei hätte verbinden können.

Es kann seyn, daß wir dem Grundsatze: Das Trauerspil soll bessern, manches

elende aber gutgemeinte Stück schuldig sind; es kann seyn, sage ich, denn diese Ihre Anmerkung klingt ein wenig zu sinnreich, als daß ich sie gleich für wahr halten sollte. Aber das erkenne ich für wahr, daß kein Grundsatz, wenn man sich ihn recht geläufig gemacht hat, bessere Trauerspiele kann hervorbringen helfen, als der: Die Tragödie soll Leidenschaften erregen.

Nehmen Sie einen Augenblick an, daß der erste Grundsatz eben so wahr als der andere sey, so kann man doch noch hinlängliche Ursachen angeben, warum jener bei der Ausübung mehr gute Folgen haben müsse. Jener hat nicht deswegen schlimme Folgen, weil er ein falscher Grundsatz ist, sondern deswegen, weil er entfernter ist, als dieser, weil er blos den Endzweck angibt, und dieser die Mitteln. Wenn ich die Mitteln habe, so habe ich den Endzweck, aber nicht umgekehrt. Sie müssen also stärkere Gründe haben, warum Sie hier vom Aristoteles abgehen, und ich wünschte, daß Sie mir einiges Licht davon gegeben hätten: denn dieser Verabsäumung schreiben Sie es nunmehr zu, daß Sie hier meine Gedanken lesen müssen, wie ich glaube, daß man die Lehre des alten Philosophen verstehen solle,

und wie ich mir vorstelle, daß das Trauerspiel durch Erzeugung der Leidenschaften bessern kann.

Das meiste wird darauf ankommen: was das Trauerspiel für Leidenschaften erregt. In seinen Personen kann es alle mögliche Leidenschaften wirken lassen, die sich zu der Würde des Stofes schicken. Aber werden auch zugleich alle diese Leidenschaften in dem Zuschauer rege? Wird er freudig? wird er verliebt? wird er zornig? wird er rachsüchtig? Ich frage nicht, ob ihn der Poet so weit bringt, daß er diese Leidenschaften in der spielenden Person billiget, sondern ob er ihn so weit bringt, daß er diese Leidenschaften selbst fühlt, und nicht blos fühlt, ein andrer fühle sie?

Kurz, ich finde keine einzige Leidenschaft, die das Trauerspiel in dem Zuschauer rege macht, als das Mitleiden. Sie werden sagen: erweckt es nicht auch Schrecken? erweckt es nicht auch Bewunderung? Schrecken und Bewunderung sind keine Leidenschaften, nach meinem Verstande. Was denn? Wenn Sie es in Ihrer Abschilderung getroffen haben was Schrecken ist, eris mihi magnus Apollo, und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung ist, Phyllida solus habeto.

Setzen Sie sich hier auf Ihre Richterstühle,

meine Herren, Nikolai und Moses! Ich will es sagen, was ich mir unter beiden vorstelle.

Das Schrecken in der Tragödie ist weiter nichts, als die plötzliche Ueberraschung des Mitleides, ich mag den Gegenstand meines Mitleids kennen oder nicht. Z. E. endlich bricht der Priester damit heraus: Du Oedip bist der Mörder des Lajus! Ich erschrecke, denn auf einmahl sehe ich den rechtschaffnen Oedip unglücklich; mein Mitleid wird auf einmahl rege. Ein ander Exempel: es erscheinet ein Geist; ich erschrecke; der Gedanke, daß er nicht erscheinen würde, wenn er nicht zu des einen oder zu des andern Unglück erschiene, die dunkle Vorstelkung dieses Unglücks, ob ich den gleich noch nicht kenne, den es treffen soll, überraschen mein Mitleid, und dieses überraschte Mitleid heißt Schrecken. Belehren Sie mich eines Bessern, wenn ich Unrecht habe.

Nun zur Bewunderung! Die Bewunderung! O in der Tragödie, um mich ein wenig orakelmäßig auszudrucken, ist das entbehrlich gewordene Mitleiden. der Held ist unglücklich aber er ist über sein Unglück so weit erhaben, er ist selbst so stolz darauf, daß es auch in meinen Gedanken die schreckliche Seite zu verlieren anfängt, daß ich ihn mehr beneiden, als bedauern möchte.

Die Staffeln sind also diese: Schrecken, Mitleid, Bewunderung. Die Leiter aber heißt: Mitleid; und Schrecken und Bewunderung sind nichts als die ersten Sprossen, der Anfang und das Ende des Mitleids. Z. E. Ich höre auf einmahl, nun ist Cato so gut als des Cäsars. Schrecken! Ich werde hernach mit der verehrungswürdigen Person des erstern, und auch nachher mit seinem Unglücke bekannt. Das Schrecken zertheilet sich in Mitleid. Nun aber hör' ich ihn sagen: Die Welt, die Cäsarn dient, ist meiner nicht mehr werth. Die Bewunderung setzt dem Mitleiden Schranken. Das Schrecken braucht der Dichter zur Ankündigung des Mitleids, und Bewunderung gleichsam zum Ruhepunkte desselben. Der Weg zum Mitleid wird den Zuhörern zu lang, wenn ihn nicht gleich der erste Schreck aufmerksam macht, und das Mitleiden nützt sich ab, wenn es sich nicht in der Bewunderung erholen kann. Wenn es also wahr ist, daß die ganze Kunst des tragischen Dichters auf die sichere Erregung und Dauer des einzigen Mitleidens geht, so sage ich nunmehr, die Bestimmung der Tragödie ist diese: sie soll unsre Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Sie soll uns nicht blos lehren, gegen diesen

oder jenen Unglücklichen Mitleid zu fühlen, ſondern ſie ſoll uns ſo weit fühlbar machen, daß uns der Unglückliche zu allen Zeiten, und unter allen Geſtalten, rühren und für ſich einnehmen muß. Und nun berufe ich mich auf einen Satz, den Ihnen Herr Moſes vorläufig demonſtriren mag, wenn Sie, Ihrem eignen Gefühle zum Trotz, daran zweifeln wollen. Der mitleidigſte Menſch iſt der beſte Menſch, zu allen geſellſchaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteſte. Wer uns alſo mitleidig macht, macht uns beſſer und tugendhafter, und das Trauerſpiel, das jenes thut, thut auch dieſes oder — es thut jenes, um dieſes thun zu können. Bitten Sie es dem Ariſtoteles ab, oder widerlegen Sie mich.

Auf gleiche Weiſe verfahre ich mit der Komödie. Sie ſoll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer dieſe Fertigkeit beſitzt, wird in ſeinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden ſuchen, und eben dadurch der wohlgezogenſte und geſitteteſte Menſch werden. Und ſo iſt auch die Nützlichkeit der Komödie gerettet.

Beider Nutzen, des Trauerſpiels ſowohl als des Luſtſpiels, iſt von dem Vergnügen unzertrennlich: denn die ganze Hälfte des Mitleids und des

Lachens ist Vergnügen, und es ist groſser Vortheil für den dramatischen Dichter, daß er weder nützlich, noch angenehm, eines ohne das andere seyn kann.

Ich bin jetzt von diesen meinen Grillen so eingenommen, daß ich, wenn ich eine dramatische Dichtkunst schreiben sollte, weitläuftige Abhandlungen von Mitleid und Lachen voranschicken würde. Ich würde beides sogar mit einander vergleichen, ich würde zeigen, daß das Weinen eben so aus einer Vermischung der Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Vermischung der Lust und Unlust entstehe; ich würde weisen, wie man das Lachen in Weinen verwandeln kann. Wo man auf der einen Seite Lust zur Freude, und auf der andern Unlust zur Traurigkeit, in beständiger Vermischung anwachsen läßt; ich würde — Sie glauben nicht, was ich Alles würde.

Ich will Ihnen nur noch einige Proben geben, wie leicht und glücklich aus meinem Grundsatze, nicht nur die vornehmste bekannte Regel, sondern auch eine Menge neuer Regeln flieſse, anderen Statt man sich mit dem bloſsen Gefühle zu begnügen pflegt.

Das

Das Trauerspiel soll so viel Mitleid erwecken, als es nur immer kann; folglich müssen alle Personen, die man unglücklich werden läßt, gute Eigenschaften haben, folglich muß die beste Person auch die unglücklichste seyn, und Verdienst und Unglück in beständigem Verhältnisse bleiben. Das ist, der Dichter muß keinen von allem Guten entblößten Bösewicht aufführen. Der Held oder die beste Person muß nicht, gleich einem Gotte, seine Tugenden ruhig und ungekränkt übersehen. Ein Fehler des Canuts, zu dessen Bemerkung Sie auf einem andern Wege gelanget sind. Merken Sie aber wohl, daß ich hier nicht von dem Ausgange rede, denn das stelle ich in des Dichters Gutbefinden, ob er lieber die Tugend durch einen glücklichen Ausgang krönen, oder durch einen unglücklichen uns noch interessanter machen will. Ich verlange nur, daß die Personen, die mich am meisten für sie einnehmen, **während der Dauer des Stücks**, die unglücklichsten seyn sollen. Zu dieser Dauer aber gehöret nicht der Ausgang.

Das Schrecken, habe ich gesagt, ist das überraschte Mitleiden; ich will hier noch ein Wort hinzusetzen: das überraschte und unentwickelte Mitleiden folglich; wozu die Ueberraschung, wenn es nicht entwickelt wird? Ein

Trauerspiel voller Schrecken, ohne Mitleid, ist ein Wetterleuchten ohne Donner. So viel Blitze so viel Schläge, wenn uns der Blitz nicht so gleichgültig werden soll, daß wir ihm mit einem kindischen Vergnügen entgegen gaffen. Die Bewunderung, habe ich mich ausgedrückt, ist das entbehrlich gewordene Mitleid. Da aber das Mitleid das Hauptwerk ist, so muß es folglich so selten als möglich entbehrlich werden; der Dichter muß seinen Helden nicht zu sehr, nicht zu anhaltend der bloßen Bewunderung aussetzen, und Cato, als ein Stoiker, ist mir ein schlechter tragischer Held. Der bewunderte Held ist der Vorwurf der Epopee; der bedauerte des Trauerspiels. Können Sie sich einer einzigen Stelle erinnern, wo der Held des Homers, des Virgils, des Tasso, des Klopstocks, Mitleiden erweckt? oder eines einzigen alten Trauerspiels, wo der Held mehr bewundert, als bedauert wird? Hieraus können Sie nun auch schließen, was ich von Ihrer Eintheilung der Trauerspiele halte. Sie fällt mit Ihrer Erlaubniß ganz weg. Ich habe nicht Lust noch einen dritten Bogen anzulegen, sonst wollte ich mich noch über einige andere Punkte erklären. Ich verspare es bis auf einen nächsten Brief, welcher zugleich die Beantwortung Ihres zweiten enthalten soll.

Jetzt melde ich Ihnen nur noch, daß ich Ihr zweites Avertissement besorgt habe; verlange, daß Sie mir Ihre aufrichtige Meinung über dieses Geschwätz je eher je lieber entdecken sollen, und empfehle mich Ihrer fernern Freundschaft. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

N. S. Wenn Sie über meine Zweifel freundlich antworten wollen, so schicken Sie mir diesen Brief wieder mit zurück; denn es könnte leicht kommen, daß ich über acht Tage nicht mehr wüßte, was ich heute geschrieben habe.

17.

den 18. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich habe heute an unsern Hrn. Nicolai einen sehr langen und langweiligen Brief geschrieben, und ich vermuthe, daß Sie einen desto kürzern bekommen werden. Je kürzer je angenehmer! Zu lesen oder zu schreiben? werden Sie fragen.

Dieser kurze Brief kann aber keine Antwort auf Ihre Antwort meines letztern seyn, den Ihnen Herr Joseph mitgebracht hat, non epistolae nullae sunt responsiones. Sondern er ist eine Antwort auf Ihren Brief, den ich Ihnen von Am-

sterdam aus beantwortet hätte, wenn der König von Preussen nicht ein so großer Kriegsheld wäre.

Es ist mir recht sehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphysiker, sich in einen Belesprit ausdehnt, wenn sein Freund, der Belesprit, sich nur ein wenig in einen Metaphysiker concentriren könnte, oder wollte. Was ist zu thun? Der Belesprit tröstet sich unterdessen mit dem Einfalle — denn mit was kann sich ein Belesprit anders trösten, als mit Einfällen? — daß, wenn Freunde alles unter sich gemein haben sollen, Ihr Wissen auch das meinige ist, und Sie kein Metaphysiker seyn können, ohne daß ich nicht auch einer sey.

Z. E. ich bitte Sie, das, was ich an Hrn. Nicolai geschrieben habe, zu überdenken, zu prüfen, zu verbessern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, so ist es eben das, als ob ich es selbst nochmahls überdacht, geprüft und verbessert hätte. Ihre bessern Gedanken sind weiter nichts, als meine zweiten Gedanken. So bald Sie also, unter andern, meinen Begriff vom Weinen falsch finden werden, so bald werde ich ihn auch verwerfen, und ihn für weiter nichts halten, als für eine gewaltsame Ausdehnung meines Begriffs vom Lachen. Jetzo halte ich ihn noch für wahr; denn ich denke so: alle Betrübniß, welche von Thränen begleitet wird,

ist eine Betrübniß über ein verlornes Gut; kein anderer Schmerz, keine andre unangenehme Empfindung wird von Thränen begleitet. Nun findet sich bei dem verlohrnen Gute nicht allein die Idee des Verlusts, sondern auch die Idee des Guts, und beide, diese angenehme mit jener unangenehmen, sind unzertrennlich verknüpft. Wie, wenn diese Verknüpfung überall Statt hätte, wo das Weinen vorkömmt? Bei den Thränen des Mitleids ist es offenbar. Bei den Thränen der Freude trifft es auch ein: denn man weint nur da vor Freude, wenn man vorhero elend gewesen, und sich nun auf einmahl beglückt sieht; niemahls aber, wenn man vorher nicht elend gewesen. Die einzigen sogenannten Busthränen machen mir zu schaffen, aber ich sorge sehr, die Erinnerung der Annehmlichkeit der Sünde, die man jetzt erst für strafbar zu erkennen anfängt, hat ihren guten Theil daran; es müßte denn seyn, daß die Busthränen nichts anders, als eine Art von Freudenthränen wären, da man sein Elend, den Weg des Lasters gewandelt zu seyn, und seine Glückseligkeit, den Weg der Tugend wieder anzutreten, zugleich empfände.

Ich bitte Sie nur noch, auf die bewundernswürdige Harmonie Acht zu haben, die ich nach meiner Erklärung des Weinens, hier zwi-

schen den respondirenden Veränderungen des Körpers und der Seele zu sehen glaube. Man kann lachen, daß die Thränen in die Augen treten; das körperliche Weinen ist also gleichsam der höchste Grad des körperlichen Lachens. Und was braucht es bei dem Lachen in der Seele mehr, wenn es zum Weinen werden soll, als daß die Lust und Unlust, aus deren Vermischung das Lachen entsteht, beyde zum höchsten Grade anwachsen, und eben so vermischt bleiben. Z. E. der Kopf eines Kindes in einer grossen Staatsperücke ist ein lächerlicher Gegenstand; und der große Staatsmann, der kindisch geworden, ein beweinenswürdiger.

Ich sehe, daß mein Brief doch lang geworden ist. Nehmen Sie mir es ja nicht übel. Leben Sie wohl, liebster Moses, und fahren Sie fort, mich zu lieben. Ich bin

ganz der Ihrige
Lessing.

Berlin, den 23. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich muß mich aufmachen, daß ich Ihnen wieder voraus komme. Sie machen es ungefähr wie die

alten Wettläufer, die ihrem Rival einen kleinen Vorschritt gelassen, um ihn desto plötzlicher zu überraschen, und den eingebildeten Sieg ihm unvermuthet aus den Händen zu reißen. In Wahrheit, Ihr letzter Brief an Hrn. Nicolai enthält so viel Merkwürdiges, daß ich mir einige Zeitfrist ausbitten muß, alle Ihre Gedanken reiflich zu überlegen, bevor ich darauf antworten kann. Wenn Ihnen die Langeweile zu Leipzig diese vortrefflichen Gedanken eingegeben, so gerathe ich fast in Versuchung, Ihnen öfters Langeweile zu wünschen. Ich bitte mir indessen vorläufig einige Erläuterung über Ihre Gedanken von der Bewunderung aus. Wenn Sie hierinn den rechten Punkt verfehlt hätten, so verspreche ich mir, Ihr ganzes System niederreißen zu können.

Wenn wir an einen Menschen gute Eigenschaften gewahr werden, die unsre Meinung, die wir von der ganzen menschlichen Natur gehabt haben, übertreffen, so gerathen wir in einen angenehmen Affekt, den wir Bewunderung nennen. Da nun eine jede Bewunderung ungemein gute Eigenschaften zum Grunde hat, so muß dieser Affekt schon an und für sich selbst, und ohne in Absicht des Mitleidens, dessen die bewunderte Person entbehren kann, in dem Gemüthe des Zuschauers ein Vergnügen zuwege bringen. Ja es

muß sogar der Wunsch in ihm entstehen, dem bewunderten Helden, wo es möglich ist. nachzueifern: denn die Begierde zur Nacheiferung ist von der anschauenden Erkenntniß einer guten Eigenschaft unzertrennlich, und ich werde nicht nöthig haben, Ihnen die Erfahrung anzuführen, daß diese Begierde öfters die vortrefflichste Wirkung gehabt hat.

Ich gestehe es, daß die Bewunderung öfters das Mitleiden mildert, oder, wenn Sie wollen, auf eine Zeitlang gänzlich aufhebt, das wir vorhin der leidenden Tugend aufgeopfert hatten. Allein sie thut dieses nicht immer, und wenn sie es thut, so ist es blos eine zufällige Wirkung, die unmöglich ihren ganzen Werth erschöpfen kann, weil sie ihr mit dem völligen Tode des Helden gemein ist. Die todte Zayre fordert eben so wenig unser Mitleiden, als der sterbende Gusmann, und dennoch ist es etwas mehr, als ein gedämpftes Mitleiden, das uns in dem vortrefflichen Betragen dieses Letztern dahin reißt, und, wo ich nicht irre, in jeder menschlichen Brust den Wunsch erzeugt, eben so erhabner Gesinnung fähig zu seyn. Wenn Mithridates in den bedängtesten Umständen, darinn er sich befindet, noch mit einem Anschlage auf Rom schwanger geht, und seinem Söhne den Plan dazu so vortrefflich aus einan-

der setzt, daß wir sogar die Möglichkeit der Ausführung einsehen; so erregt er unstreitig Bewunderung. Hat aber Mithridates mißliches Schicksal im Kriege wider die Römer uns je zum Mitleid bewogen? Würde es nicht ein unvergeblicher Fehler des Dichters seyn, wenn er ein Mitleiden dämpfen wollte, das gleichsam außer der Scene vorgegangen und in die Verwickelung kaum den allerentferntesten Einfluß hat? Bitten Sie also die Bewunderung, diese Mutter der Tugend, um Verzeihung, daß Sie von ihrem Werthe so nachtheilig gedacht haben. Sie ist nicht blos ein Ruhepunkt des Mitleidens, der nur deswegen da ist, um dem, von neuem aufsteigenden Mitleiden wieder Platz zu machen; nein! die sinnliche Empfindung des Mitleidens macht einer höhern Empfindung Platz, und ihr sanfter Schimmer verschwindet, wenn der Glanz der Bewunderung unser Gemüth durchdringt. Die Bewunderer der Alten mögen zusehen, wie sie es entschuldigen wollen, daß die größten Dichter Griechenlands nie bewundernswürdige Charaktere auf die Bühne gebracht haben. So viel mir von ihren Trauerspielen bekannt ist, weiß ich mich nicht einen einzigeu Zug eines Charakters zu erinnern, der von Seiten seiner Moralität unsere Bewunderung verdienen sollte. Ihre Bildhauer haben sich

diesen würdigen Affekt besser zu Nutzen gemacht. Sie haben die Leidenschaften fast durchgehends von einem gewissen Heroismus begleiten lassen, dadurch sie ihre Charaktere etwas über die Natur erheben, und die Kenner gestehen, daß ihre Bildsäulen von dieser Seite fast unnachahmlich sind.

Ich will mein langweiliges Geschwätz hier abbrechen. Meine Gedanken vom Schrecken und vom Weinen kann ich Ihnen nicht eher eröffnen, bis ich mich mit unserm Hrn. Nicolai darüber besprochen habe. Es scheint mir immer, als wenn eine jede Illusion vom Schrecken, auch ohne Beihülfe des Mitleidens, angenehm seyn müsse. Ein Beispiel davon sey die vom Aristoteles angeführte gemahlte Schlange, oder vielmehr die von Ihnen selbst angeführte Erscheinung eines Geistes auf der Schaubühne. Die Art und Weise, wie Sie dieses Schrecken auf ein Mitleiden reduziren wollen, ist allzu spitzfindig, als daß sie natürlich seyn könnte. Ueber alles dieses wollen wir uns weitläufiger heraus lassen, wenn wir erst unsere Gedanken von der Wirkung der theatralischen Illusion, und von dem Streite derselben mit der deutlichen Erkenntniß in Ordnung

gebracht haben. Dieses soll geschehen, so bald der Krieg die Handlung so sehr zu Grunde gerichtet haben wird, daß sowohl Herr Nicolai, als ich einige Stunden zur Speculation übrig haben werden. Ich lasse jetzt meine Gedanken von der Wahrscheinlichkeit abschreiben, um sie Ihnen zu überschicken. Sie werden mir verzeihen, daß ich die Geduld unsers Hrn. Nicolai nicht gehabt habe, die besten Gedanken daraus in einen Auszug zusammen zu ziehen, um Sie der Mühe zu überheben, Alles durchzulesen. Es gehört auch eine besondere Gabe dazu, dasjenige kurz vorzubringen, was man weitläufig gedacht hat.

Ich habe noch einen Vorwurf von mir abzulehnen, den Sie mir in dem Schreiben durch Joseph zu machen belieben. Sie beschuldigen mich einer seichten Gefälligkeit für das herrschende System, und glauben, ich hätte mir vorgenommen, den Hrn. von Leibnitz von seiner schwachen Seite nachzuahmen. Ich erkenne in diesem Vorwurfe Ihre Freundschaft, und gestehe es, daß ich nichts Erhebliches zu meiner Entschuldigung vorzubringen habe. Ich bitte aber, diese für Sie nicht geschriebene Stellen zu übergehen, und mich von den übrigen Ihr Urtheil wissen zu lassen.

Leben Sie wohl, mein theuerster Lessing, und wachen Sie beständig auf alle Schritte

Ihres

wahren Freundes

Moses.

Alle meine Freunde sind auch die Ihrigen.

19.

Leipzig, den 28. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich muß Ihnen auf Ihren letzten Brief den Augenblick antworten: denn was bei mir nicht den Augenblick geschieht, das geschieht entweder gar nicht, oder sehr schlecht. Da ich aber nichts weniger, als lange Weile habe, und den größten Theil des Tages mit unsern Gästen zubringen muß — (denn das wissen Sie doch, daß nunmehr auch Leipzig nicht länger von Preußischer Einquartierung verschont ist?) so werde ich von der Faust weg schreiben, und meine Gedanken unter der Feder reif werden lassen.

Es kömmt mir sehr gelegen, was Sie von der Bewunderung sagen; und in meinem Briefe an unsern Freund habe ich diesen Affekt nicht sowohl überhaupt erklären, als anzeigen wollen, was für Wirkung er in dem Trauerspiele hervorbringe; eine Wirkung, die Sie selbst nicht ganz in Abrede sind.

Wir gerathen in Bewunderung, sagen Sie, wenn wir an einem Menschen gute Eigenschaften gewahr werden, die unsre Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menschlichen Natur gehabt haben, übertreffen. In dieser Erklärung finde ich zweierlei Dinge, die zweierlei Nahmen verdienen, und in unserer Sprache auch wirklich haben. Wenn ich an Einem gute Eigenschaften gewahr werde, die meine Meinung von ihnen übertreffen; so heißt das nicht, ich bewundere ihn, sondern ich verwundere mich über ihn. Bewundern Sie den sterbenden Gusmann? Ich nicht, ich verwundere mich blos, daß aus einem christlichen Barbaren so geschwind ein Mensch geworden ist; ja ich verwundere mich so sehr, daß ich mich nicht enthalten kann, den Dichter ein wenig zu tadeln. Die Veränderung ist zu jäh, und nach dem Charakter des Gusmann durch nichts wahrscheinlich zu machen, als durch

eine übernatürliche Wirkung der Religion. Voltaire muß es ſelbſt gemerkt haben:

Sieh hier den Unterſchied der Götter, die wir ehren,
Die deinen konnten dich nur Wuth und Rache lehren.

Bis dieſen Augenblick habe ich den Gusmann gehaßt: ich freue mich faſt, daß ihn der Wilde erſtochen hat; er erſtach ein Ungeheuer, das eine Welt verwüſtete; wo ſollte das Mitleiden herkommen? Nunmehr aber höre ich, er vergibt; er thut die erſte und letzte gute That, die ich nicht von ihm erwartet hätte; das Mitleid erſcheint an der Hand der Verwunderung, das iſt: es entſteht durch die endlich und plötzlich entdeckte gute Eigenſchaft. Ich ſage mit Fleiß: plötzlich, um eine Erfahrung daraus zu erklären, die ich wirklich gehabt habe, ehe die Speculation noch daran Theil nehmen konnte. Ich bin, als ich dieſe Scene zum erſtenmahl las, über die Vergebung des Gusmann erſchrocken. Denn den Augenblick fühlte ich mich in der Stelle des Zamor. Ich fühlte ſeine Beſchämung, ſeine ſchmerzliche Erniedrigung, ich fühlte es, was es einem Geiſte, wie dem ſeinigen, koſten müſſe, zu ſagen: ich

schäme mich der Rache! Zum Tode, dem kleinern Uebel, war er vorbereitet; zur Vergebung, dem größern, nicht.

Also, wenn ein Böſewicht oder jede andere Person eine gute Eigenschaft zeigt, die ich in ihm nicht vermuthet hätte, so entsteht keine Bewunderung, sondern eine Verwunderung, welche so wenig etwas Angenehmes ist, daß sie vielmehr weiter nichts, als ein Fehler des Dichters genannt zu werden verdient, weil in keinem Charakter mehr seyn muß, als man sich Anfangs darinn zu finden verspricht. Wenn der Geizige auf einmahl bescheiden wird; so verwundert man sich, bewundern aber kann man ihn nicht.

Wenn nun dieser Unterschied keine falsche Spitzfindigkeit ist, so wird die Bewunderung allein da Statt finden, wo wir so glänzende Eigenschaften entdecken, daß wir sie der ganzen menschlichen Natur nicht zugetrauet hätten. Um dieses näher einzusehen, glaube ich, werden folgende Punkte etwas beytragen können.

Was sind dieses für glänzende Eigenschaften, die wir bewundern? Sind es besondere Eigenschaften, oder sind es nur die höchsten Grade guter Eigenschaften? Sind es die höchsten Grade guter Eigenschaften, oder nur einige derselben?

Das Wort Bewunderung wird von dem größten Bewunderer, dem Pöbel, so oft gebraucht, daß ich es kaum wagen will, aus dem Sprachgebrauche etwas zu entscheiden. Seine, des Pöbels Fähigkeiten sind so gering, seine Tugenden so mäßig, daß er beide nur in einem leidlichen Grade entdecken darf, wenn er bewundern soll. Was über seine enge Sphäre ist, glaubt er über die Sphäre der ganzen menschlichen Natur zu seyn.

Lassen Sie uns also nur diejenigen Fälle untersuchen, wo die bessern Menschen, Menschen von Empfindung und Einsicht, bewundern. Untersuchen Sie Ihr eigen Herz, liebster Freund! Bewundern Sie die Gütigkeit des Augustus, die Keuschheit des Hippolyts, die kindliche Liebe des Chimenep? Sind diese und andere solche Eigenschaften über den Begriff, den Sie von der menschlichen Natur haben? Oder zeigt nicht vielmehr die Nacheiferung selbst, die sie in Ihnen erwecken, daß sie noch innerhalb diesem Begriffe sind?

Was für Eigenschaften bewundern Sie denn nun? Sie bewundern einen Cato, einen Essex — mit einem Worte, nichts als Beispiele einer unerschütterten Festigkeit, einer unerbittlichen Standhaftigkeit, eines nicht zu erschreckenden Muths, einer heroischen Verachtung der Gefahr und des

Todes; und alle diese Beispiele bewundern Sie um so viel mehr, je besser Sie sind, je fühlbarer Ihr Herz, je zärtlicher Ihre Empfindnng ist. Sie haben einen zu richtigen Begriff von der menschlichen Natur, als daß Sie nicht alle unempfindliche Helden für schöne Ungeheuer, für mehr als Menschen, aber gar nicht für gute Menschen halten sollten. Sie bewundern sie also mit Recht; aber eben deswegen, weil Sie sie bewundern, werden Sie ihnen nicht nacheifern. Mir wenigstens ist es niemahls in den Sinn gekommen, einem Cato oder Essex an Halsstärrigkeit gleich zu werden, so sehr ich sie auch wegen dieser Halsstärrigkeit biwundere, die ich ganz und gar verachten und verdammen würde, wenn es nicht eine Halsstärrigkeit der Tugend zu seyn schiene.

Ich werde also der Bewunderung nichts abbitten, sondern ich verlange, daß Sie es der Tugend abbitten sollen, sie zu einer Tochter der Bewunderung gemacht zu haben. Es ist wahr, sie ist sehr oft die Tochter der Nacheiferung, und die Nacheiferung ist eine natürliche Folge der anschauenden Erkenntniß einer gstten Eigenschaft. Aber muß es eine bewundernswürdige Eigenschaft seyn? Nichts weniger. Es muß eine gute Eigenschaft seyn, deren ich den Menschen überhaupt, und also auch mich, fähig halte. Und

diese Eigenschaften schließe ich so wenig aus dem Trauerspiele aus, daß vielmehr, nach meiner Meinung, gar kein Trauerspiel ohne sie besteht, weil man ohne sie kein Mitleid erregen kann. Ich will nur diejenigen großen Eigenschaften ausgeschlossen haben, die wir unter dem allgemeinen Namen des Heroismus begreifen können, weil jede derselben mit Unempfindlichkeit verbunden ist, und Unempfindlichkeit in dem Gegenstande des Mitleids, mein Mitleiden schwächt.

Lassen Sie uns hier bey den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für bessere Lehrer wählen? Um das Mitleid desto gewisser zu erwecken, ward Oedipus und Alceste von allem Heroismus entkleidet. Jener klagt weibisch, und dieser jammert mehr, als weibisch; sie wollten sie lieber zu empfindlich, als unempfindlich machen; sie ließen sie lieber zu viel Klagen ausschütten, zu viel Thränen vergießen, als gar keine.

Sie sagen, das benähme der Bewunderung ihren Werth nicht, daß sie das Mitleiden schwäche, oder gar aufhebe, weil sie dieses mit dem Tode des Helden gemein habe. Sie irren hier aus zu großer Scharfsinnigkeit. Unter Tausend Menschen wird nur ein Weltweiser seyn, welcher den Tod nicht für das größte Übel, und das Todtseyn nicht für eine Fortdauer dieses Übels hält! Das Mit-

leiden hört also mit dem Tode noch nicht auf; gesetzt aber, es hörte auf, so würde dieser Umstand weiter nichts, als die Ursache der Regel seyn, warum sich mit dem Tode des Helden auch das Stück schließen müsse. Kann sich aber das Stück mit der Bewunderung schließen? Wenn ich aber gesagt habe, der tragische Dichter müsse die Bewunderung so wenig sein Hauptwerk seyn lassen, daß er sie vielmehr nur zu Ruhepunkten des Mitleids machen müsse; so habe ich dieses damit sagen wollen, er solle seinem Helden nur so viel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanständige Art unter seinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn sein Unglück lassen; er muß es ihn recht fühlen lassen; denn sonst können wir es nicht fühlen. Und nur dann und wann muß er ihn lassen einen effort thun, der auf wenige Augenblicke eine dem Schicksal gewachsene Seele zu zeigen scheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer schmerzlichen Empfindungen werden muß.

Was Sie von dem Mithridat des Racine sagen, ist, glaub' ich, eher für mich, als für Sie. Eben die edelmüthige Scene, wo er seinen Söhnen den Anschlag, vor Rom zu gehen, entdeckt, ist Ursache, daß wir mit ihm wegen seines gehabten mißlichen Schicksals in dem Kriege wider die

Römer kein Mitleiden haben können. Ich sehe ihn schon triumphirend in Rom einziehen, und vergesse darüber alle seine unglücklichen Schlachten. Und was ist denn diese Scene bei dem Racine mehr, als eine schöne Flickscene? Sie bewundern den Mithridat, diese Bewunderung ist ein angenehmer Affekt; sie kann bei einem Carl dem XII. Nacheiferung erwecken, aber wird es dadurch unwahr, daß sie sich besser in ein Heldengedicht, als in ein Trauerspiel schicke?

Doch ich will aufhören zu schwatzen, und es endlich bedenken, daß ich an einen Wortsparer schreibe. Ich will, was ich wider die Bewunderung bisher schlecht, oder gut gesagt habe, nicht gesagt haben; ich will alles wahr seyn lassen, was Sie von ihr sagen. Sie ist dennoch aus dem Trauerspiel zu verbannen.

Denn — Doch ich will erst eine Erläuterung aus dem Ursprunge des Trauerspiels voranschicken. Die alten Trauerspiele sind aus dem Homer, ihrem Inhalte nach, genommen, und diese Gattung der Gedichte selbst, ist aus der Absingung seiner Epopeen entsprungen. Homer, und nach ihm die Rhapsodisten, wählten gewisse Stücke daraus, die sie bei feyerlichen Gelegenheiten, vielleicht auch vor den Thüren ums Brot, abzusingen pflegten. Sie mußten die Erfahrung gar bald machen, was

für Stücke von dem Volke am liebsten gehört wurden. Heldenthaten hört man nur einmahl mit sonderlichem Vergnügen; ihre Neuigkeit rührt am meisten. Aber tragische Begebenheiten rühren, so oft man sie hört. Diese also wurden, vorzüglich vor andern Begebenheiten bei dem Homer ausgesucht und Anfangs, so wie sie erzählungsweise bei dem Dichter stehen, gesungen, bis man darauf fiel, sie dialogisch abzutheilen, und das daraus entstand, was wir jetzt Tragödie nennen. Hätten denn nun die Alten nicht eben sowohl aus den Heldenthaten ein dialogisches Ganze machen können? Freilich, und sie würden es gewiß gethan haben, wenn sie nicht die Bewunderung für eine weit ungeschicktere Lehrerinn des Volks, als das Mitleiden gehalten hätten.

Und das ist ein Punkt, den Sie selbst am besten beweisen können. Die Bewunderung in dem allgemeinen Verstande, in welchem es nichts ist, als das sonderliche Wohlgefallen an einer seltnen Vollkommenheit, bessert vermittelst der Nacheiferung, und die Nacheiferung setzt eine deutliche Erkenntniß der Vollkommenheit, welcher ich nacheifern will, voraus. Wie viele haben diese Erkenntniß? Und wo diese nicht ist, bleibt die Bewunderung nicht unfruchtbar? Das Mitleiden hingegen bessert unmittelbar; bessert, ohne daß wir

selbst etwas dazu beitragen dürfen; bessert den Mann von Verstande sowohl, als den Dummkopf.

Hiermit schließ' ich. Sie sind mein Freund; ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich sehe Ihren fernern Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegen sehen muß. Jetzt habe ich mich, in Ansehung des Briefschreibens, in Athem gesetzt; Sie wissen, was Sie zu thun haben, wenn ich darinn bleiben soll. Leben Sie wohl, und lassen Sie unsre Freundschaft ewig seyn!

Lessing.

20.

Liebster Freund!

Schreiben Sie immer, wenn ich bitten darf, Ihre langen Briefe an Hrn. Nicolai. Er hat das Glück, daß Sie ihm immer die besten Briefe schreiben. In Wahrheit, der kurze Brief an Nicolai enthält bessere Gedanken, als der lange, der mir zu Theil geworden. Ich schicke Ihnen Ihren Brief mit, weil ich ihn stückweise widerlegen will, aber ich beschwöre Sie, mir ihn wie-

der zuzustellen. Er soll mir zur Demüthigung dienen; denn er beweiset, welch ein kleiner Gegner ich seyn müsse, daß man sich mit so schlechten Waffen wider mich vertheidigen zu können glaubt! Zur Sache!

Ich glaube, die jetzigen politischen Begebenheiten haben Sie veranlaßt, Bewunderung mit Verwunderung zu vertauschen. Eine unvermuthete Begebenheit, deren Ursache ich nicht ergründen kann, setzt mich in Verwunderung. So verwundere ich mich über den Donner, über die Elektrizität, über die Handlungen eines Menschen, die in seinem moralischen Charakter nicht gegründet zu seyn scheinen, und endlich über Sie, wenn Sie mir eine so fehlerhafte Distinktion einbilden wollen. Ich bewundere hingegen einen Menschen, an welchem ich eine gute Eigenschaft gewahr werde, die ich ihm nicht zugetrauet habe, die aber dennoch in seinem sittlichen Charakter gegründet ist. Staleno (ein Exempel, das Ihnen bekannt seyn würde, wenn Sie Ihre eigenen Schriften fleißig gelesen hätten) verwunderte sich Anfangs über seinen Freund Philto, daß er eine Schelmerei hat begehen können, die mit seinem Charakter gar nicht überein kömmt. Allein eben der Staleno bewunderte die Gesinnung seines Freundes als er ihn

auf eine sehr vortheilhafte Art von seiner Unschuld überzeugte, und verwunderte sich gewissermaßen über sich selbst, daß er so nachtheilige Gedanken hat von seinem Freundt hegen können.

Ist die Religion anders nicht fähig, eine so plötzliche Veränderung zu verursachen, als Voltaire in dem Gemüthe des Gusmann vorgehen läßt; so erregt die schnellste Besserung dieses Christen Verwunderung, und der Dichter ist, wie Sie selbst bemerken, zu tadeln, daß er zwei so wiedersinnige Charaktere in der Person des Gusmann vereiniget hat. Wäre es aber der Religion nicht unmöglich, einen Menschen plötzlich zu bekehren, (und dieses ist nach der herrschenden Meinung wenigstens poetisch wahrscheinlich) so erregt der Charakter des Gusmann Bewunderung, weil die Besserung, die wir ihm nicht zugetrauet haben, dennoch in seinem Charakter gegründet ist. Ja Ihre eigene Empfindung hätte Sie überzeugen können, daß das Letztere seyn müsse; denn wenn die Besserung des Gusmann schlechterdings seinem Charakter widerspräche, so hätte sie in Ihnen wohl Unwillen übet den fehlerhaften Dichter, aber nicht Schrecken, aber keine sympathetische Beschämung

mit dem betroffenen Zamor erregen können. Diese Anmerkung gebe ich Ihnen zu bedenken.

Ueberhaupt, eine jede Handlung, die sich mit dem bekannten Charakter der handelnden Person nicht reimen läßt, setzt uns in Verwunderung, und ist in dramatischen Stücken ein Fehler des Dichters, außer wenn sich die Verwunderung zuletzt in Bewunderung auflöst, d. i. wenn wir in der Entwickelung solche Umstände erfahren, die die Handlung wirklich wahrscheinlich machen. Ich halte diese Art von Knoten für die vortreflichste, in welcher die Handlungen einer sonst tugendhaften Person mit ihrem Charakter zu streiten scheinen, zuletzt aber alle aus einer Quelle zu fließen, befunden werden. Die Angehörigen der Clarissa müssen, wie von einem Donner gerührt, dastehen, als ihre Verwunderung über die widersprechende Aufführung ihres Clärchens plötzlich in eine Bewunderung ihrer siegenden Unschuld aufgelöst ward.

Ich komme zu meiner Definition von der Bewunderung zurück. Wenn eine vorzüglich tugendhafte Person (Cato) so handelt, daß er gleichsam die menschliche Natur übertrifft, oder wenn ein zweideutiger Charakter so handelt, daß er uns von seinen Gesinnungen eine bessere Meinung beibringt, so entstehet Bewunde-

rung. Jetzt will ich mein eigen Herz untersuchen. Bewundere ich die Gütigkeit des Augustus? Ja! und zwar mit Cinna und dem römischen Volke, weil sie dem herrschsüchtigen Kaiser keine solche Sanftmuth zugetrauet haben. Die Keuschheit des Hippolytus? Nein! Die kindliche Liebe der Chimene? Ja! in so weit ich keinem Frauenzimmer eine solche heroische Gewalt über ihre Leidenschaft zugetrauet hätte. — Bisher verträgt sich mein Herz noch ziemlich mit meinem Verstande. Allein ich bewundere auch einen Cato, einen Esser ꝛc. wegen ihrer ungemeinen heroischen Tugenden, und dennoch ist es mir niemahls in den Sinn gekommen, ihnen hierinn nachzueifern. Wie gehet dieses zu, da doch eine Eigenschaft, die ich bewundere, nothwendig nachahmungswürdig scheinen muß? Hier ist der Knoten, den Sie gefunden, aber nicht aufgelöst haben. Ich will mich bemühen, es für Sie zu thun.

Alle unsere Urtheile gründen sich entweder auf einen deutlichen Vernunftschluß, oder auf eine undeutliche Erkenntniß, welche man in Sachen, die die Wahrheit angehen, Einsicht, in Sachen aber, die die Schönheit betreffen, Geschmack zu nennen pflegt. Jene stützt sich auf eine symbolische Erkenntniß, auf die Wir-

kungen der obern Seelenkräfte: diese hingegen auf eine intuitive Erkenntniß, auf die Wirkung der untern Seelenkräfte. Es ist Ihnen bekannt, daß öfters der Geschmack oder die Einsicht (Bonsens) mit der symbolischen Erkenntniß streiten könne, ja daß die erstere öfters einen größern Einfluß in unsern Willen hat, als die letztere. (Ich bin auf einige ganz neue Gedanken von dem Srreite der untern und obern Seelenkräfte gekommen, die ich Ihnen ehestens zur Beurtheilung vorlegen werde.) Die theatralische Sittlichkeit gehört nicht vor dem Richterstuhl der symbolischen Erkenntniß. Wenn der Dichter, durch seine vollkommen sinnliche Rede, unsre intuitive Erkenntniß von der Würde und Unwürde seiner Charaktere überzeugen kann, so hat er unsern Beifall. Wir verdunkeln gern die deutlichen Vernunftschlüsse, die sich unsrer Illusion widersetzen; so wie wir uns vermittelst der Illusion in ein ander Klima, in andre Umstände, und unter andre Menschen versetzen, um die Stärke der Nachahmung recht nachdrücklich zu fühlen. (Ich kann mich hierein nicht weiter einlassen, so lange Herr Nicolai noch nicht Zeit hat, die versprochenen Gedanken von der theatralischen Illusion mit mir zu entwickeln.) Weg also mit der deutlichen Ueberzeugung von

der Richtigkeit eines halsstarrigen Heldenmuths! Sie kann weder die Bewunderung noch den augenblicklichen Vorsatz der Nacheiferung stöhren, wenn der Dichter unsre Seelenkräfte hat einzunehmen gewußt. Aber sie kann verhindern, daß dieser augenblickliche Wunsch nie zur Wirklichkeit gedeihet, weil nach geendigter Illusion die Vernunft wieder das Steuer ergreift. Bei einem Menschen hingegen, der nicht Vorrath von deutlicher Erkenntniß genug hat, der Illusion die Stange zu halten, wird der Wunsch zur Nacheiferung anhaltend seyn, und sogar in Thaten ausbrechen. Ein Beispiel sey Carl XII., und jener Engländer, der sich, nachdem er den Cato hat aufführen sehen, ermordete, da man alsdenn folgenden Spruch bei ihm fand: What Cato does and Addison approves cannot be Wrong. — Jetzt erklären sich eine Menge von Erscheinungen gleichsam von selbst. Werden Sie mich nun noch wohl fragen können, ob ich glaube, daß die Bewunderung uns mehr zur Nacheiferung antreiben kann, als die bloße Betrachtung guter Eigenschaften? Können Sie nunmehr noch zweifeln, daß die anschauende Erkenntniß der Vollkommenheit durch die Bewunderuug sinnlicher wird, weil sie uns unvermuthet überrascht oder weil wir die anscheinende Vollkommenheit in

einem solchen Grade antreffen, daß sie gleichsam über Natur und Schicksal siegt, und den unerschrockenen Held zeigt, wo wir den gebeugten unter seiner Last seufzenden Menschen erwarteten? — Also kann uns die Bewunderung auch solche Handlungen als nachahmungswürdig anpreisen, die wir mit der Vernunft untugendhaft erkennen? hör' ich Sie fragen. — Allerdings! und dieses ist eine von den Ursachen, die Hrn. Nicolai bewog, zu behaupten: der Endzweck des Trauerspiels sey nicht eigentlich, die Sitten zu bessern.

Jedoch müssen Sie nicht denken, Ihr Mitleiden habe hierinn einen Vorzug vor meiner Bewunderung. Auch das Mitleiden kann uns zu Untugenden bringen, wenn es nicht von der Vernunft regiert wird, von der kalten symbolischen Vernunft, die man gänzlich von dem Theater verbannen muß, wenn man gefallen will.

Ich gehe mit Ihnen in die Schule der alten Dichter, allein wenn wir sie verlassen, so kommen Sie mit mir in die Schule der alten Bildhauer. Ich habe ihre Kunststücke nicht gesehen, aber Winkelmann, (in seiner vortrefflichen Abhandlung von der Nachahmung der Werke der Griechen) dem ich einen feinen Geschmack zutraue, sagt: ihre Bildhauer hätten ihre Götter und Helden niemahls von einer ausgelassenen Leidenschaft da-

hin reißen laſſen. Man fände bei ihnen allezeit die Natur in Ruhe (wie er es nennt) und die Leidenſchaften von einer gewiſſen Gemüthsruhe begleitet, dadurch die ſchmerzliche Empfindung des Mitleidens gleichſam mit einem Firniſſe von Bewunderung und Ehrfurcht überzogen wird. Er führt den Laokoon z. E. an, den Virgil poetiſch entworfen, und ein griechiſcher Künſtler in Marmor gehauen hat. Jener drückt den Schmerz vortrefflich aus, dieſer hingegen läßt ihn den Schmerz gewiſſermaßen beſiegen, und übertrifft den Dichter um deſto mehr, je mehr das bloße mitleidige Gefühl, einem mit Bewunderung und Ehrfurcht untermengten Mitleiden nachzuſetzen iſt.

Ich habe geſagt, wenn die Bewnnderung ſonſt nichts, als ein Ruhepunkt des Mitleidens wäre, ſo würde es dieſe Wirkung mit dem Tode des bedauerten Helden gemein haben; und Sie glauben, ich habe geirrt, weil der gröſte Haufe das Todtſeyn für eine Fortdauer des Übels hält. — Ich kann Ihnen auch dieſes nicht gelten laſſen. Warum bedauern wir die todte Zayre und bedauern nicht die ſterbende Sara, oder den ſterbenden Alten im Mahomet? Irgend weil ſie über ihr Unglück durch ihre großen Geſinnungen ſiegen? Allein ſie werden ſterben? Unmöglich kann der gemeine Mann, oder unſere ſinnliche Empfindungen

glauben, derjenige Tod — Jedoch hierinn möchten Sie Recht haben.

Warum haben Sie aber meinen Einwurf nicht beantwortet? Wie kann uns in der Scene des Racine eine Bewunderung gefallen, die ein Mitleiden dämpfen soll, das wir gar nicht gefühlt haben? Sie sagen, es sey eine Flickscene des Racine? Wohl! aber sie ist doch schön; also ist die Bewunderung schön, auch wo sie kein Mitleiden zu stillen hat.

Ihr letzter Beweis, von dem Ursprunge des Trauerspiels hergenommen, gefällt mir einigermaßen. Ich zweifle aber, ob Sie bewunderungswürdige Charaktere (ich meine solche, wie Cato, Grandison, Brutus u. s. w. im Homer finden werden. Im Ringen bestunden damals ihre heroischen und Bewunderung erregenden Verdienste. Achilles ist am Ende des Spiels nichts, als ein tapferer Schläger, und Agamemnon hat weiter kein Verdienst, als daß er ein König der Könige ist. Die Griechen scheinen zu Homers Zeiten von ihren Königen gedacht zu haben, ungefähr wie jetzt die Franzosen von den ihrigen denken. Ulysses ist ein listiger Feldherr, und Calchas ein mittelmäßiger Priester, der lange so viel Bewunderung nicht erregen kann, als Ihr Theophanes. (Ich habe ihren Theophanes vergessen. Dieser er-

regt bei dem Freygeist Bewunderung, ob er gleich weiß, daß seine guten Eigenschaften nicht die ganze menschliche Natur übertreffen.) Ich will durch diese Anmerkung keinesweges den Homer herunter setzen, und glaube vielmehr, daß ihn keiner von den Dichtern im Ganzen erreicht hat, die nachher gekommen sind; aber von der Seite der großen und Bewunderung erregenden Charaktere, dünkt mich, haben ihn viele übertroffen.

Ich habe noch eine kleine Anmerkung hinzuthun. Sie behaupten, der Dichter müsse seinen Helden nothwendig das Unglück empfinden lassen, wenn wir gerührt werden sollen, und nennen die Bewunderung bey dieser Gelegenheit abermahls den Ruhepunkt des Mitleidens. Das Letztere bedarf keiner weitern Widerlegung. Das Erstere hingegen gebe ich zu, aber aus einem ganz andern Grunde. Der Dichter muß uns sinnlich überzeugen, daß sein Held die Gefahr kennt, über welche ihn seine Unerschrockenheit hinweg setzt. Durch eine bloße Erzählung der bedrängten Umstände, in welchen sich sein Held befindet, wird die Nachahmung nicht sinnlich genug. Wenn wir aber schon zum voraus für den Helden besorgt sind, wenn der Dichter die Geschicklichkeit besessen, uns auf andere Weise sinnlich zu überführen, daß der Held sein Unglück vorher sieht, daß

alle Anwesende für ihn in Angst sind, weil sie die größte Gefahr vor Augen sehen; alsdann kann er ihn in völligen Triumphe über das drohende Schicksal erscheinen lassen. In der Geschichte des Grandison wird der Held von dem nichtswürdigen Hargrave herausgefordert. Alle Angehörigen des Grandison können sich vor Schmerz kaum fassen, und zittern für sein unschätzbares Leben. Wie erstaunet man aber, als Grandison selbst mit seiner gewöhnlichen Munterkeit erscheint, und den größten Verdruß, der ihm hatte begegnen können, mit mehr als gleichgültigen Augen ansiehet! Er fühlet nichts, aber desto mehr fühlen Byron, Charlotte ꝛc. und der Leser wird von einer freudigen Bewunderung eingenommen, die gewiß den heißesten Wunsch der Nacheiferung in ihm zurück läßt.

So viel zu Widerlegung Ihrer Begriffe von der Bewunderung! Hingegen sind Ihre Gedanken vom Weinen unverbesserlich, und einige Kleinigkeiten, die ich dabei zu bemerken finde, verspare ich aufs Künftige.

Hier ist endlich meine Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit. Der Professor Aepinus hat in unserer Gesellschaft vorigen Donnerstag eine Widerlegung davon vorgelesen. Ich werde sie Ihnen ehestens nebst meiner Beantwortung über-

schicken. Ich bitte, meine Gedanken so freundschaftlich zu beurtheilen, als Sie Hrn. Nicolais Abhandlung beurtheilt haben. Ich bin

Ihr

wahrer Freund
Moses.

N. S. Schicken Sie mir ja Ihren Brief wieder mit, wenn ich Ihnen künftig trauen soll. Nennen Sie mich noch einen Wortsparer?

21.

Leipzig, den 18. Dec. 1756.

Liebster Freund.

Sie haben Recht; ich habe in meinem Briefe an Sie ziemlich in den Tag hinein geschwatzt. Heben Sie ihn nur immer auf, aber nicht zu Ihrer, sondern zu meiner Demüthigung. Es bleibe bei Ihnen ein dauerhafter Beweis, was für albernes Zeug ich schreiben kann, wenn ich, wie ich mich auszudrücken beliebt habe, meine Gedanken unter der Feder reif werden lasse. Lassen Sie mich jetzt versuchen, ob sie durch Ihre Einwürfe und Erinnerungen reifer geworden.

Ich lösche die ganze Tafel aus, und will mich über die Materie von der Bewunderung noch gar nicht erklärt haben. Von vorne!

Ich habe in dem erſten Briefe an Hrn. Nicolai von dieſer Materie geſchrieben: die Bewunderung müſſe in dem Trauerſpiel nichts ſeyn, als der Ruhepunkt des Mitleidens. Haben Sie mich auch recht verſtanden? Herr Nicolai machte zu ſeiner zwoten Gattung der Trauerſpiele diejenige, wo man durch Hülfe des Schreckens und des Mitleidens Bewunderung erregen wolle. In dieſer Gattung alſo wird die Bewunderung zum Hauptwerke, das iſt, das Unglück, das den Helden trifft, ſoll uns nicht ſowohl rühren, als dem Helden Gelegenheit geben, ſeine außerordentlichen Vollkommenheiten zu zeigen, deren intuitive Erkenntniß in uns den angenehmen Affekt erwecke, welchen Sie Bewunderung nennen.

Ein ſolches Trauerſpiel nun, ſage ich, würde ein dialogiſches Heldengedicht ſeyn, und kein Trauerſpiel. Der bewunderte Held, habe ich mich gegen Hrn. Nicolai ausgedrückt, iſt der Stoff des Heldengedichts. Da Sie mir doch alſo wohl zutrauen werden, daß ich ein Heldengedicht (ein Gedicht voller Bewunderung) für ein ſchönes Ge-

dicht halte; so kann ich nicht einsehen, wie Sie mir Schuld geben können, daß ich der Bewunderung alles Schöne, alles Angenehme rauben wolle. Sie ist ein angenehmer Affekt, gut; aber kann ihr dieses die vornehmste Stelle in einem Trauerspiele verdienen? Das Trauerspiel (sagt Aristoteles, Hauptstück 14) soll uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterschied gewähren, sondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigenthümlich zukömmt.

Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Grenzen der einen in die andern laufen lassen? So wie in dem Heldengedichte die Bewunderung das Hauptwerk ist, alle andere Affekten, das Mitleiden besonders, ihr untergeordnet sind: so sey auch in dem Trauerspiele das Mitleiden das Hauptwerk, und jeder andere Affekt, die Bewunderung besonders, sey ihm nur untergeordnet, das ist, diene zu nichts, als das Mitleiden erregen zu helfen. Der Heldendichter läßt seinen Helden unglücklich seyn, um seine Vollkommenheiten ins Licht zu setzen. Der Tragödienschreiber setzt seines Helden Vollkommenheiten ins Licht, um uns sein Unglück desto schmerzlicher zu machen.

Ein großes Mitleiden kann nicht ohne große Vollkommenheiten in dem Gegenstande des Mit-

leids seyn, und große Vollkommenheiten, sinnlich ausgedrückt, nicht ohne Bewunderung. Aber diese großen Vollkommenheiten sollen in dem Trauerspiele nie ohne große Unglücksfälle seyn, sollen mit diesen allezeit genau verbunden seyn, und sollen also nicht Bewunderung allein, sondern Bewunderung und Schmerz, das ist, Mitleiden erwecken. Und das ist meine Meinung. Die Bewunderung findet also in dem Trauerspiele nicht als ein besonderer Affekt Statt, sondern blos als die eine Hälfte des Mitleids. Und in dieser Betrachtung habe ich auch Recht gehabt, sie nicht als einen besondern Affekt, sondern nur nach ihrem Verhältnisse gegen das Mitleiden zu erklären.

Und in diesem Verhältnisse, sage ich noch, soll sie der Ruhepunkt des Mitleidens seyn, nämlich da, wo sie für sich allein wirken soll. Da Sie aber zum zweitenmahl auf dem Exempel des Mithridats bestehen, so muß ich glauben, Sie haben meine Worte so verstanden, als wollte ich mit diesem Ruhepunkte sagen, sie soll das Mitleiden stillen helfen. Aber das will ich damit gar nicht sagen, sondern gleich das Gegentheil. Hören Sie nur!

Wir können nicht lange in einem starken Affekte bleiben; also können wir auch ein starkes

Mitleiden nicht lange aushalten; es schwächt sich selbst ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dieses gemerkt, und das starke Mitleiden bis zuletzt verspart. Aber ich hasse die französischen Trauerspiele, welche mir nicht eher, als am Ende des fünften Aufzugs, einige Thränen auspressen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleiden durch sein ganzes Trauerspiel; er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle seines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, das ist, Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beständiger Zusammenhang solcher Stellen seyn kann, so untermischt er sie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten seines Helden allein handeln, und in diesen Stellen hat die Bewunderung, als Bewunderung, Statt. Was sind aber diese Stellen anders, als gleichsame Ruhepunkte, wo sich der Zuschauer zu neuem Mitleiden erholen soll? Gestillt soll das vorige Mitleiden nicht dadurch werden, das ist mir niemahls in die Gedanken gekommen, und würde meinem System schnurstracks zuwider seyn.

Da nun aber diese Stellen (ich will sie die leeren Scenen nennen, ob sie gleich nicht immer ganze Scenen seyn dürfen, weil die Bewunderung, oder die Ausmahlung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden, der ein-

zige Kunstgriff ist, die leeren Scenen, wo die Aktion stille steht, erträglich zu machen) da, sage ich, diese leeren Scenen nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden seyn sollen, so müssen sie keine solchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, dessen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müssen. Gesetzt, ich sage zu Jemand: heute ist der Tag, da Titus seinen alten Vater, auf einem Seile, welches von der höchsten Spitze des Thurms bis über den Fluß ausgespannt ist, in einem Schubkarren von oben herab führen soll. Wenn ich nun, dieser gefährlichen Handlung wegen, Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich thun? Ich müßte die guten Eigenschaften des Titus und seines Vaters auseinander setzen, und sie beide zu Personen machen, die es um so viel weniger verdienen, daß sie sich einer solchen Gefahr nnterziehen müssen, je würdiger sie sind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden ist der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmahl abgeschnitten, so bald ich ihnen sage, Titus ist ein Seiltänzer, der diesen Versuch schon mehr als einmahl gemacht hat? Und gleichwohl habe ich doch weiter nichts, als eine Vollkommenheit des Titus den Zuhörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr un-

endlich verringerte, und dem Mitleiden also die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht bedauert.

Was macht aber derjenige Dichter aus seinem Helden anders, als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will sterben lassen, das ist, wenn er uns am meisten durch seine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der schönsten Gasconaden, von seiner Verachtung des Todes, von seiner Gleichgültigkeit gegen das Leben herschwatzen läßt? In eben dem Verhältnisse, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus diesem Grunde halte ich den Polyeukt des Corneille für tadelhaft; ob er gleich wegen ganz anderer Schönheiten niemahls aufhören wird zu gefallen. Polyeukt strebt ein Märtyrer zu werden; er sehnet sich nach Tod und Martern; er betrachtet sie als den ersten Schritt in ein überschwenglich seliges Leben; ich bewundere den frommen Enthusiasten, aber ich müßte befürchten, seinen Geist in dem Schooße der ewigen Glückseligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleid mit ihm haben wollte.

Genug hiervon; Sie können mich hinlänglich verstehen, um mich zu widerlegen, wenn ich es verdiene. Aber die Feder läuft einmahl, und ich will mich nunmehr über die Verschiedenheit

zwischen den Wirkungen der Bewunderung und den Wirkungen des Mitleids erklären. Aus der Bewunderung entspringt der Vorsatz der Racheiferung; aber, wie Sie selbst sagen, dieser Vorsatz ist nur augenblicklich. Wenn er zur Wirklichkeit kommen soll, muß ihn entweder die darauf folgende deutliche Erkenntniß dazu bringen, oder der Affekt der Bewunderung muß so stark fortdauern, daß der Vorsatz zur Thätigkeit kommt, ehe die Vernunft das Steuer wieder ergreifen kann. Das ist doch Ihre Meinung? — Nun sage ich: in dem ersten Falle ist die Wirkung nicht der Bewunderung, sondern der deutlichen Erkenntniß zuzuschreiben; und zu dem andern Falle werden nichts geringeres als Fantasten erfordert. Denn Fantasten sind doch wohl nichts anders, als Leute, bei welchen die untern Seelenkräfte über die obern triumphiren? Daran liegt nichts, werden Sie vielleicht sagen, dieser Fantasten sind sehr viele in der Welt, und es ist gut, wenn auch Fantasten tugendhafte Thaten thun. Wohl; so muß es denn eine von den ersten Pflichten des Dichters seyn, daß er nur für wirklich tugendhafte Handlungen Bewunderung erweckt. Denn wäre es ihm erlaubt, auch untugendhaften Handlungen den Firnis der Bewunderung zu geben, so hätte Plato Recht, daß er sie aus seiner Re-

publik verbannt wissen wolle. Herr Nicolai hätte also nicht schließen sollen: weil der Wein nicht selten blutige Gezänke erzeugt, so ist es falsch, daß er des Menschen Herz erfreuen soll; oder weil die Poesie oft schlechte Handlungen als nachahmungswürdig anpreiset, so kann ihr Endzweck nicht seyn, die Sitten zu bessern.

Ich gehe noch weiter, und gebe Ihnen zu überlegen, ob die tugendhafte That, die ein Mensch aus bloßer Nacheiferung, ohne deutliche Erkenntniß, thut, wirklich eine tugendhafte That ist, und ihm als eine solche zugerechnet werden kann? Ferner dringe ich darauf: die Bewunderung einer schönen Handlung kann nur zur Nacheiferung eben derselben Handlung, unter eben denselben Umständen, und nicht zu allen schönen Handlungen antreiben, sie bessert, wenn sie ja bessert, nur durch besondere Fälle, und also auch nur in besondern Fällen. Man bewundert z. E. den Gusmann, der seinem Mörder vergibt. Kann mich diese Bewunderung, ohne Zuziehung der deutlichen Erkenntniß, antreiben, allen meinen Widersachern zu vergeben? Oder treibt sie mich nur, demjenigen Todfeinde zu vergeben, den ich mir selbst durch meine Mißhandlungen dazu gamacht habe? Ich glaube, nur das Letztere.

Wie unendlich besser und sicherer sind die Wirkungen meines Mitleidens! Das Trauerspiel soll das Mitleiden nur überhaupt üben, und nicht uns in diesem oder jenem Falle zum Mitleiden bestimmen. Gesezt auch, daß mich der Dichter gegen einen unwürdigen Gegenstand mitleidig macht, nämlich vermittelst falscher Vollkommenheiten, durch die er meine Einsicht verführt, um mein Herz zu gewinnen. Daran ist nichts gelegen, wenn nur mein Mitleiden rege wird, und sich gleichsam gewöhnt, immer leichter und leichter reger zu werden. Ich lasse mich zum Mitleiden im Trauerspiele bewegen, um eine Fertigkeit im Mitleiden zu bekommen; findet aber das bei der Bewunderung Statt? Kann man sagen: ich will gern in der Tragödie bewundern, um eine Fertigkeit im Bewundern zu bekommen? Ich glaube, der ist der größte Geck, der die größte Fertigkeit im Bewundern hat; so wie ohne Zweifel derjenige der beste Mensch ist, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat.

Doch bin ich nicht etwa wieder auf meine alten Sprünge gekommen? Schreye ich die Bewunderung durch das, was ich bisher gesagt habe, nicht für ganz und gar unnütz aus, ob ich ihr gleich das ganze Heldengedicht zu ihrem Tummelplatze einräume? Fast sollte es so scheinen; ich will es also immer wagen, Ihnen einen

Einfall zu vertrauen, der zwar ziemlich seltsam klingt, weil er aber niemand Geringers als mich und den Homer rettet, Ihrer Untersuchung vielleicht nicht unwürdig ist.

Es gibt gewisse körperliche Fähigkeiten, gewisse Grade der körperlichen Kräfte, die wir nicht in unsrer willkührlichen Gewalt haben, ob sie gleich wirklich in dem Körper vorhanden sind. Ein Rasender, zum Exempel, ist ungleich stärker, als er bei gesundem Verstande war; auch die Furcht, der Zorn, die Verzweiflung und andre Affekten mehr, erwecken in uns einen größern Grad der Stärke, der uns nicht eher zu Gebote steht, als bis wir uns in diesen oder jenen Affekt gesetzt haben.

Meine zwote vorläufige Anmerkung ist diese. Alle körperliche Geschicklichkeiten werden durch Hülfe der Bewunderung gelernt; wenigstens das Feine von allen körperlichen Geschicklichkeiten. Nehmen Sie einen Luftspringer. Von den wenigsten Sprüngen kann er seinen Schülern den eigentlichen Mechanismus zeigen; er kann oft weiter nichts sagen, als: steh nur, sieh nur, wie ich es mache! das ist, bewundere mich nur recht, und versuch es alsdann, so wird es von selbst gehen; und je vollkommener der Meister den Sprung vormacht, je mehr er die Bewun-

derung seines Schülers durch diese Vollkommenheit reizt, desto leichter wird diesem die Nachahmung werden.

Heraus also mit meinem Einfalle! Wie, wenn Homer mit Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewundernswürdig geschildert hätte? Er kann leicht ein eben so guter Philosoph gewesen seyn, als ich. Er kann leicht, wie ich, geglaubt haben, daß die Bewunderung unsre Körper wohl tapfer und gewandt, aber nicht unsre Seelen tugendhaft machen könne. Achilles, sagen Sie, ist bei dem Homer nichts als ein tapfrer Schläger; es mag seyn. Er ist aber doch ein bewundernswürdiger Schläger, der bei einem andern den Vorsatz der Nacheiferung erzeugen kann. Und so oft sich dieser andere in ähnlichen Umständen mit dem Achilles befindet, wird ihm auch das Exempel dieses Helden wieder beifallen, wird sich auch seine gehabte Bewunderung erneuern, und diese Bewunderung wird ihn stärker und geschickter machen, als er ohne sie gewesen wäre. Gesetzt aber, Homer hätte den Achilles zu einem bewundernswürdigen Muster der Großmuth gemacht. So oft sich nun ein Mensch von feuriger Einbildungskraft in ähnlichen Umständen mit ihm sähe, könnte er sich zwar gleichfalls seiner gehabten Bewunderung erinnern, und

zu Folge dieser Bewunderung gleich großmüthig handeln, aber würde er deswegen großmüthig seyn? Die Großmuth muß eine beständige Eigenschaft der Seele seyn; und ihr nicht blos ruckweise entfahren.

Ich bin es überzeugt, daß meine Worte oft meinem Sinne Schaden thun, daß ich mich nicht selten zu unbestimmt oder zu nachlässig ausdrücke. Versuchen Sie es also, liebster Freund, sich durch Ihr eigen Nachdenken in den Geist meines Systems zu versetzen. Und vielleicht finden Sie es weit besser, als ich es vorstellen kann.

In Vergleichung meiner, sollen Sie doch noch immer ein Wortsparer bleiben; denn ich habe mir fest vorgenommen, auch diesen zweiten Bogen noch voll zu schmieren. Ich wollte Anfangs aus dem Folgenden einen besondern Brief an Hrn. Nicolai machen; aber ich will seine Schulden mit Fleiß nicht häufen. Lesen Sie doch das 15te Hauptstück der Aristotelischen Dichtkunst. Der Philosoph sagt daselbst: der Held eines Trauerspiels müsse ein Mittelcharakter seyn; er müsse nicht allzu lasterhaft und auch nicht allzu tugendhaft seyn; wäre er allzu lasterhaft, und verdiente er sein Unglück durch seine Verbrechen, so könnten wir kein Mitleiden mit ihm haben; wäre er aber allzu tugendhaft, und er würde

dennoch unglücklich, so verwandle sich das Mitleiden in Entsetzen und Abscheu.

Ich möchte wissen, wie Herr Nicolai diese Regel mit den bewundernswürdigen Eigenschaften seines Hilden zusammen reimen könne — — Doch das ist es nicht, was ich jetzt schreiben will.

Ich bin hier selbst wider Aristoteles, welcher mir überall eine falsche Erklärung des Mitleids zum Grunde gelegt zu haben scheint. Und wenn ich die Wahrheit weniger verfehle, so habe ich es allein Ihrem bessern Begriffe vom Mitleiden zu danken. Ist es wahr, daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menschen Entsetzen und Abscheu erweckt? Wenn es wahr ist, so müssen Entsetzen und Abscheu der höchste Grad des Mitleids seyn, welches sie doch nicht sind. Das Mitleiden, das in eben dem Verhältnisse wächst, in welchem Vollkommenheit und Unglück wachsen, hört auf mir, angenehm zu seyn, und wird desto unangenehmer, je größer auf der einen Seite die Vollkommenheit, und auf der andern das Unglück ist.

Unterdessen ist es doch auch wahr, daß an dem Helden eine gewisse ἁμαρτια, ein gewisser Fehler seyn muß, durch welchen er sein Unglück über sich gebracht hat. Aber warum diese ἁμαρτια wie sie Aristoteles nennt? Etwa, weil er ohne

sie vollkammen seyn würde, und das Unglück eines vollkommenen Menschen Abscheu erweckt? Gewiß nicht. Ich glaube, die einzige richtige Ursache gefunden zu haben; sie ist diese: weil ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, sein Charakter und sein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil das eine nicht in dem vndern gegründet wäre, uud wir jedes von diesen zwei Stücken besonders denken würden. Ein Exempel wird mich verständlicher machen. Cannut sey ein Muster der vollkommensten Güte. Soll er nur Mitleid erregen, so muß ich durch den Fehler, daß er seine Güte nicht durch die Klugheit regieren läßt, und dem Ulfo, dem er nur verzeihen sollte, mit gefährlichen Wohlthaten überhäuft, ein großes Unglück über ihn ziehn; Ulfo muß ihn gefangen nehmen und ermorden. Mitleiden im höchsten Grade! Aber gesetzt, ich ließe den Cannt nicht durch seine gemißbrauchte Güte umkommen; ich ließ ihn plötzlich durch den Donner erschlagen, oder durch den einstürzenden Pallast zerschmettert werden? Entsetzen und Abscheu ohne Mitleid! Warum? Weil nicht der geringste Zusammenhang zwischen seiner Güte nnd dem Donner, oder dem einstürzenden Pallast, zwischen seiner Vollkommenheit und seinem Unglücke ist. Es sind beides zwei verschiedene Din-

ge,

ge, die nicht eine gemeinschaftliche Wirkung, dergleichen das Mitleid ist, hervorbringen können, sondern, deren jedes für sich sebst wirkt. — Ein ander Exempel! Gedenken Sie an den alten Vetter, ein Kaufmann von London; wenn ihn Bornvell ersticht, entsetzen sich die Zuschauer, ohne mitleidig zu seyn, weil der gute Charakter des Alten gar nichts enthält, was den Grund zu diesem Unglück abgeben könnte. Sobald man ihn aber für seinen Mörder und Vetter noch zu Gott bethen hört, verwandelt sich das Entsetzen in ein recht entzückendes Mitleiden, und zwar ganz natürlich, weil diese großmüthige That aus seinem Unglücke fließet und ihren Grund in demselben hat.

Und nun bin ich es endlich müde, mehr zu schreiben, nachdem Sie es ohne Zweifel schon längst müde gewesen sind, mehr zu lesen. Ihre Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit habe ich mit recht großem Vergnügen gelesen; wenn ich sie noch ein Paar Male werde gelesen haben, hoffe ich, Sie so weit zu verstehen, daß ich Sie um einige Erläuterung fragen kann. Wenn es sich von solchen Dingen so gut schwatzen ließe, wie von der Tragödie! Ihre Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte lassen Sie ja mit das erste seyn, was Sie mir schreiben. Ich em-

pfehle Ihnen dazu meine Weitläuftigkeit, die sich wirklich eben so gut zum Vortrage wahrer, als zur Auskramung vielleicht falscher Sätze schickt.

Bitten sie doch den Hrn. Nicolai in meinem Namen, mir mit ehestem denjenigen Theil von Cibbers Lebensbeschreibung der englischen Dichter zu schicken, in welchem Dryden's Leben steht. Ich brauche ihn.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben.

Lessing.

N. S. Damit dieser Brief ja alle Eigenschaften eines unausstehlichen Briefs habe, so will ich ihn auch noch mit einem P. S. versehen.

Sie haben sich schon zweimal auf die griechischen Bildhauer berufen, von welchen Sie glauben, daß sie ihre Kunst besser verstanden hätten, als die griechischen Dichter. Lesen Sie den Schluß des sechzehnten Hauptstücks der Aristotelischen Dichtkunst, und sagen Sie mir alsdenn, ob den Alten die Regel von der Verschönerung die Leidenschaften unbekannt gewesen sey.

Der Held ist in der Epopee unglücklich, und ist auch in der Tragödie unglücklich. Aber auf die Art, wie er es in der einen ist, darf er es nie in der andern seyn. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich die Verschiedenheit dieser Arten irgendwo gehörig bestimmt gefunden hätte. Das Unglück des Helden in der Epopee muß keine Folge aus dem Charakter desselben seyn, weil es sonst, nach meiner obigen Anmerkung, Mitleiden erregen würde; sondern es muß ein Unglück des Verhängnisses und Zufalls seyn, an welchem seine guten oder bösen Eigenschaften keinen Theil haben. Fato profugus, sagt Virgil von seinem Aeneas. Bei der Tragödie ist es das Gegentheil, und aus dem Oedip z. E. wird nimmermehr ein Heldengedicht werden, und wer eins daraus machen wollte, würde am Ende weiter nichts als ein Trauerspiel in Büchern gemacht haben. Denn es wäre elend, wenn diese beeden Dichtungsarten keinen wesentlichern Unterschied, als den beständigen, oder durch die Erzählung des Dichters unterbrochenen Dialog, oder als Aufzüge und Bücher haben sollten.

Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illusion mit dem Hrn. Nicolai aufs Reine brin-

gen werden, so vergessen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illusion eigentlich den dramatischen Dichter nichts angeht, und die Vorstellung seines Stücks das Werk einer andern Kunst, als der Dichtkunst, ist. Das Trauerspiel muß auch ohne Vorstellung und Akteurs seine völlige Stärke behalten; und diese bei dem Leser zu äußern, braucht sie nicht mehr Illusion, als jede andre Geschichte. Sehen Sie deswegen den Aristoteles noch gegen das Ende des sechsten und den Anfang des vierzehnten Hauptstücks nach.

Nun bin ich ganz fertig. Leben Sie wohl!

22.

Liebster Lessing!

Ich bin mit meiner Jahrrechnung zu Stande, und könnte nunmehr vollkommen ruhen und zufrieden leben, wenn ich nicht gewissermaßen für Ihre Ruhe besorgt wäre. Warum fliehen Sie diesen Ort der Unruhe, der Betrübniß und der allgemeinen Verzweiflung nicht? Kommen Sie zu uns, wir wollen in unserm einsamen Gartenhause

vergessen, daß die Leidenschaften der Menschen den Erdball verwüsten. Wie leicht wird es uns seyn, die nichtswürdigen Streitigkeiten der Habsucht zu vergessen, wenn wir unsern Streit über die wichtigsten Materien, die wir schriftlich angefangen, mündlich fortsetzen werden!

Sie sehen, wie weit ich es zu treiben gedenke. Ich sage, wir hätten den Streit erst angefangen, da Sie ihn vielleicht schon geendigt zu haben glauben. Jedoch metaphysische Streitigkeiten sind nicht so bald entschieden. An logischen Fechterstreichen darf es uns niemals fehlen.

Damit Sie aber nicht glauben, Sie hätten durch Ihren langen Brief gar nichts ausgerichtet; so muß ich Ihnen gleich voran sagen, daß ich in den meisten Stücken völlig Ihrer Meinung bin. Warum nicht in allen? fragen Sie. Geduld! Ich will Ihre Gedanken Stückweise untersuchen. Gleich im Eingange weisen sie den beeden tragischen Leidenschaften, der Bewunderung und dem Mitleiden, verschiedene Provinzen an, und wollen, daß jene in dem Gebiete des Heldengedichts, dieses aber auf der Schaubühne herrschen soll. Bey dieser Gelegenheit fragen Sie: Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Grenzen der einen

in die andre laufen lassen? Hier haben Sie ein Vorurtheil zur Schutzwehr genommen, das ich Sie selbst so oft habe bestreiten hören. Worauf gründet sich diese eingebildete Grenzscheidung? In Ansehung der Werke der Natur hat man in dem letzten Jahrhundert ausgemacht, daß sie von ihrer Meisterinn in keine besondern und getrennten Klassen eingetheilt sind. Warum wollen wir die Kunst nicht auch hierinn eine Nachahmerinn der Natur werden lassen? Hat der Sprachgebrauch, die Autorität der Alten, die Eintheilung der Künste in ihre besondern Arten, und tausend andere Vorurtheile, nur solche dramatische Stücke mit dem Nahmen Trauerspiel belegt, die vornehmlich Mitleiden erregen: so können sich die Sprachlehrer an diese Vorschrift halten. Aber die Vernunft redet anders; sie zählet eine jede große und würdige Begebenheit zu den Gegenständen des Trauerspiels, wenn sie nur durch die lebendige Vorstellung eines größern Grades der Nachahmung fähig ist. (Siehe beikommende Gedanken der ästhetischen Illusion.) Schließen Sie also keine einzige Leidenschaft vom Theater aus. Sobald die nachgeahmte Leidenschaft uns anschauend von der Vortreflichkeit der Nachahmung überzeugen kann, so verdient sie auf der Bühne aufgeführt zu werden. Auch der Haß und der Abscheu können, Trotz

dem Aristoteles und allen seinen Anhängern, auf der Schaubühne gefallen, weil es genug ist, wenn die nachgeahmte Leidenschaft überzeugen kann, daß die Nachahmung dem Urbilde ähnlich sey. (Ich bitte beikommende Gedanken vorher zu lesen, bevor Sie diese Stelle verurtheilen.)

Wir wollen indessen etwas näher zusammen kommen. Ich räume Ihnen ein, daß das Mitleiden uns leichter intuitive illudiren kann, als die Bewunderung. Ich meine, es ist leichter, uns durch ein nachgeahmtes Mitleiden zu überführen, daß die Nachahmung dem Urbilde ähnlich sey, als solches durch die Bewunderung zu bewerkstelligen. Gestehen Sie mir aber auch, daß sich die Kunst alsdann in ihrem vollen Glanze zeigt, wenn sie sich wagt, die feinsten Züge der Natur nachzuahmen, eine große Seele in ihrem hellsten Lichte vorzustellen, wenn sie einen Helden abbildet, der sich unter der Last der Drangsale muthig aufrichtet, sein Haupt bis in die Wolken erhebt, und die Donner unerschrocken um seine Füße brüllen hört, die wir aus einer ästhetischen Illusion mit der größten Angst sich um ihn haben zusammen ziehen sehen. Der Weg ist schwer, sehr schwer, und nur große Geister können sich Hoffnung machen, ihn mit Erfolg zu betreten! Ich gestehe es;

wenn aber hat mein Lessing für Wege gesorgt, darinn mittelmäßige Geister fortkommen sollen?

Sie sagen, auf der Schaubühne müsse allezeit Schmerz und Bewunderung vermischt seyn, und diese Vermischung nennen Sie Mitleid. Was soll denn aus dem Cinna nach dieser Meinung werden? Kommen Sie mir ja nicht wieder mit ihrem gekünstelten Mitleiden mit Cinna, daß er sich muß verzeihen lassen, oder mit dem August, daß ihm nicht erlaubt ist, sich zu rächen. Unsere Empfindungen denken so spitzfindig nicht.

Entschuldigen Sie Ihren Ausdruck, die Bewunderung sey der Ruhepunkt des Mitleidens, nur nicht. Freilich die Auseinandersetzung der Vollkommenheiten, die den Helden zieren, oder vielmehr die Bekanntmachung seines Charakters kann nicht selten eine Nebenscene ausfüllen, einen Ruhepunkt des Mitleidens abgeben. Dieses ist aber nicht die Bewunderung, sondern die Hochachtung, ein niederer Grad der Bewunderung, die uns eine Zeitlang unterhält, so wie wir öfters in der Komödie, um nicht immer zu lachen, rührende Stellen mit hinein bringen. Wo aber die Bewunderung der Hauptaffekt seyn soll, da muß sie in einem Cato, in einem Brutus, in einem Grandison, und warum sage ich

nicht, in einem Theophanes etwas mehr als solche subalterne Bedienungen haben. Es ist überhaupt das Schicksal aller theatralischen Leidenschaften, daß sie fast gar nicht mehr zu erkennen sind, wenn sie als Begleiterinn anderer Leidenschaften erscheinen. Die Liebe z. B. ist eine rasende und entsetzliche Leidenschaft, wo sie, wie im Hippolytus, den ersten Rang einnimmt; wie kindisch und lächerlich ist sie aber in tausend französischen Stücken, wo sie nur einige Nebenscenen ausfüllt! Ich will den Polyeukt nicht entschuldigen; wo Sie ihn aber mit dem Kerl vergleichen, der vom Thurme hinunter purzeln soll, so glaube ich, der Springer hat das tertium comparationis verlohren. Der Held muß das moralische Gute ungleich höher schätzen, als das physische Gute. Wenn Schmerz, Ketten, Sklaverei und Tod mit einer Pflicht streiten, so muß er nicht anstehen, allen diesen Uebeln entgegen zu eilen, um seine Unschuld unbefleckt zu erhalten. Dieser innerliche Sieg, den seine göttliche Seele über den Körper davon trägt, entzückt uns, und setzt uns in einen Affekt, dem keine sinnliche Wollust an Annehmlichkeit beikömmt. Die bloße Bewunderung der körperlichen Geschicklichkeit, die Sie Ihrem Schubkarrenführer noch lassen, ist ohne Affekt, ohne jenes innerliche Gefühl und Wärme der Ein-

geweide, (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) mit welcher wir die Großmuth eines Oreſtes und Pyladeſ z. E. bewundern. (Im Vorbeigehn erinnere ich, daß dieſes vielleicht die einzigen Charaktere der Alten ſind, die eine wahre Bewunderung erregen.) Ich ſchweige von einer gewiſſen Situation in einem chineſiſchen Trauerſpiele, die Sie ſelbſt zu jederzeit zu bewundern pflegten. Ein alter Mann wird auf Befehl des Tyrannen von ſeinem Freunde jämmerlich geprügelt, von eben dem Freunde, dem zum Beſten er ein gewiſſes Geheimniß nicht offenbaren will. Er ſiehet mit halbzornigen Blicken auf denjenigen zurück, der die Befehle des Tyrannen auf ſeinem Rücken vollziehet. Jetzt wird er ſeinen Mund öffnen und durch ein einziges Wort ſich von den entſetzlichen Schmerzen befreien. Doch nein! Er erblickt ſeinen Freund, erinnert ſich ſeiner Pflicht, und der grauſamen Gewalt, die ſeinen Freund nöthigt, ſein Henker zu werden. Sein Zorn verwandelt ſich in Wehmuth, er ſeufzet und bleibt ſeiner Pflicht getreu. Hier iſt Großmuth, hier iſt Standhaltigkeit, hier iſt innerlicher Kampf, und der herrlichſte Sieg, den Sterbliche jemahls erfochten!

Wenn die Vernunft die Nacheiferung billiget, die durch die Bewunderung in uns erzeugt wird; ſo wollen Sie die Wirkung nicht der Be-

wunderung, sondern der deutlichen Erkenntniß zuschreiben. Ich habe aber in beikommenden Blättern bewiesen, daß die intuitive Erkenntniß die Quantität der Motive vermehren müsse, wenn der tugendhafte Vorsatz zur Wirklichkeit kommen soll, und nichts vermehret, meines Erachtens, diese Quantität so sehr, als die Bewunderung.

Wenn Herr Nicolai behauptet, *) die Poesie könne zur Besserung der Sitten nichts beytragen, so hat er offenbar Unrecht, und ich beweise das Gegentheil hiervon in beikommenden Blättern. Wenn er aber behauptet, die Besserung der Sitten könne nicht der Hauptendzweck des Trauerspieles seyn, weil die Nachahmung immer noch vollkommen seyn kann, wenn auch die zum Grunde liegende Sittlichkeit nicht völlig mit der Vernunft übereinstimmt: so glaube ich, daß ihm die eifrigsten Verfechter der Poesie beipflichten müssen. Die ästhetische Illusion ist wirklich im Stande die obern Seelenkräfte auf eine Zeitlang zum Schweigen zu bringen, wie ich solches in meinen Gedanken von der Illusion ziemlich deutlich mache. Daß aber selbst die Fertigkeit zu bemitleiden

*) Wenn — aber merken Sie es sich, mein lieber Lessing, das ich dieses nicht behaupte.

Nicolai.

(erlauben Sie mir dieſes ſchweizeriſche Wort) nicht immer gute Wirkung thut, erhellet aus meinen Gedanken von der ſittlichen Empfindlichkeit, die ohne Hülfe der Urtheilskraft unſer Gefühl nur zärtlicher macht, und uns antreibt, ſowohl wahren als ſcheinbaren Gütern mit größerer Begierde nachzujagen. Ihre Gedanken von den körperlichen Geſchicklichkeiten, und von der Bewunderung, die ſie erregen, gefallen mir ungemein, und Sie beſchämen mich, wenn Sie über das Unvermögen, Ihre Gedanken richtig auszudrücken, klagen. Was kann ich Ihnen hierauf antworten, ohne Ihnen ein Gegenkompliment zu machen?

Erheben Sie nur nicht die Bewunderung der körperlichen Geſchicklichkeiten auf Koſten der Seele! Sie irren ungemein, wenn Sie glauben, die Großmuth in beſtimmten einzelnen Fällen errege blos den Wunſch, in ähnlichen Fällen großmüthig zu handeln. Aus meinen Gedanken von der Herrſchaft über die Neigung werden Sie erſehen, wie zuträglich es der Tugend ſey, wenn die allgemeinen abſtrakten Begriffe auf einzelne Fälle reducirt werden. Dieſe Reduktion kann durch die Erfahrung, durch Beyſpiele oder auch durch Erdichtung geſchehen. Unſere ſymboliſche Erkenntniß wird allemal in eine anſchauende verwandelt, die Gewalt der Motive wird belebt,

und ihre Quantität wird größer, als die Quantität der sinnlichen Lust, die sich ihnen widersetzt.

Sie sehen, ich beziehe mich sehr oft auf beikommende Blätter, und es versteht sich, daß ich vor allen Dingen Ihr Urtheil über die Gedanken, die darinn enthalten sind, erwarte. Ich habe sie ohne Ordnung und Zusammenhang, fast so wie ich sie geacht habe, zu Papier gebracht. Sagen Sie mir, ob etwas daraus zu machen sey?

Ihre Gedanken über das dreizehnte Hauptstück der aristotelischen Dichtkunst, und insbesondere über die Regel, daß der Held des Trauerspiels nicht vollkommen tugendhaft seyn müsse, sind unverbesserlich. Sie tragen das untrügliche Kennzeichen der Wahrheit an sich, daß man beim Durchlesen über sich selbst böse wird, weil man sich verfehlt hat. Für das Kompliment, das Sie mir dabei machen, danke ich.

Ich komme zu Ihrer Nachschrift. Sie heißen mir das fünfzehnte Hauptstück der aristotelischen Dichtkunst (das fünfzehnte soll es doch wohl seyn? denn Sie haben das sechszehnte gesetzt) nachlesen, darinn der Dichter einige Regeln von der Verschönerung der Leidenschaften geben soll. Ich verstehe, wie Sie wissen, kein Griechisch. Ich muß also glauben, was Curtius sagt. Dieser ver-

sichert, die Ausleger könnten mit dieser Stelle nicht fertig werden. Wie sie Corneille und Dacier nimmt, sagt sie gerade das Gegentheil von demjenigen, was Sie darinn suchen. Die Curtiussche Uebersetzung verträgt sich noch so ziemlich mit Ihrer Auslegung. Aber wie wenig hat Curtius selbst die Stelle verstanden, die er doch so gut übersetzt hat! Er sagt in seinen Anmerkungen: Homer habe dadurch den Jachzorn des Achilles verschönert, daß er ihm andere löbliche Eigenschaften beigelegt hat. Ist dieses Aristoteles Meinung gewesen, so hat er die beste Art, die Leidenschaften durch sich selbst zu verschönern, verfehlt; von welcher ich in meinen vorigen Briefen genug geschwatzt habe. Jedoch lieber mag ich Curtius nicht verstanden haben.

Was ich für einen Begriff mit dem Worte Illusion verknüpfte, werden Sie aus beikommenden Blättern ersehen. Im vierzehnten Hauptstück vom Aristoteles finde ich nichts, das meinen Lehrsätzen widerspricht: die prächtigen Verzierungen gehören freilich nicht für das Trauerspiel; sie sind für die Oper und für tausend andere Ergötzlichkeiten, daran unsere Seele keinen Theil hat; und wenn ich dem Worte Illusion nicht den Verstand gegeben, den er nach dem Sprachgebrauch haben

sollte, so streichen Sie es immer durch, und setzen ein anderes Zeichen dafür hin.

Leben Sie wohl, liebster Freund! und werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben. Dieses sind Ihre eigenen Worte, und ich zweifle, ob Sie so viel dabei gedacht haben, als ich, wenn ich Sie versichere, daß ich Sie liebe.

Moses.

R. S. Zählen Sie beikommende Blätter mit; so habe ich immer noch einige Seiten voraus. Herr Moses sagt, ich müßte auch an Sie schreiben, und mit einem Einfalle anfangen — Hier ist einer — Die Briefe, die ich oder Herr Moses an Sie schreibe, sind so wie die Stadtdekrete, die allemahl der andere Bürgermeister auch unterschreiben muß, wenn sie ihn gleich sonst nichts angehen. Glauben Sie aber nicht, mein liebster Lessing, daß ich es so mache, wie die Bürgermeister, und unterschreibe, ohne gelesen zu haben. Ich mache es vielmehr umgekehrt: ich lese alles, wenn ich auch manchmal nicht unterschreibe. — — Was man für Geschwätze macht, wenn man gern einen Einfall heraus bringen

will! — Kurz, mein liebster Lessing, ob ich gleich jetzt nicht unzerstreut genug bin, um an Ihrem Streite mit Hrn. Moses Theil zu nehmen, so gebe ich doch einen aufmerksamen Zuschauer dabei ab, so wie — Doch das würde wieder ein Einfall werden, und heute mache ich keinen mehr. Wegen der Bibliothek werde ich wohl nächstens Ihre Antwort lesen, vornehmlich aber Ihr Urtheil über meine Abhandlungen und Ihre noch restirende Antwort wegen Hrn. B**. Leben Sie wohl, lieben Sie ferner

Ihren
Nicolai.

Ich muß doch wohl das letzte Wort haben. Ich habe meine Gedanken von der Illusion u. s. w. nicht copirt. Ich bitte mir sie also wieder aus, aber lesen sollen Sie sie erst.

Moses.

Die letzte Erinnerung ist freundschaftlich; sollten Sie sie wohl wirklich zurückschicken können, ohne sie zu lesen? — So habe ich doch das letzte Wort!

Nicolai.

Leipzig, den 2. Feb. 1757.

Liebster Freund!

Ich glaube es eben so wenig, als Sie, daß wir bis jetzt in unserm Streite viel weiter, als über die ersten Grenzen gekommen sind. Haben Sie aber auch wirklich so viel Lust, als ich, sich tiefer hinein zu wagen, und dieses unbekannte Land zu entdecken, wenn wir uns auch hundertmal vorher verirren sollten? Doch warum zweifle ich daran? Wenn Sie es auch nicht aus Neigung thäten, so würden Sie es aus Gefälligkeit für mich thun. — —

Ihre Gedanken von der Herrschaft über die Neigungen, von der anschauenden Erkenntniß sind vortreflich, Sie haben mich so überzeugt, daß ich mir auch nicht einmal einen logischen Fechterstreich dawider übrig gelassen finde. Warum kann ich von Ihren Gedanken über die Illusion nicht eben das sagen! Hören Sie meine Zweifel dagegen; aber machen Sie sich gefaßt, eine Menge gemeiner Dinge vorher zu lesen, ehe ich darauf kommen kann. Ueber das Wort werde ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen.

Darinn sind wir doch wohl einig, liebster Freund, daß alle Leidenschaften entweder hef-

tige Begierden oder heftige Verabscheuungen sind? Auch darin: daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung, eines größern Grads unsrer Realität bewußt sind, und daß dieses Bewußtseyn nicht anders als angenehm seyn kann? Folglich sind alle Leidenschaften auch die allerunangenehmsten, als Leidenschaften angenehm. Ihnen darf ich es aber nicht erst sagen: daß die Lust, die mit der stärkern Bestimmung unsrer Kraft verbunden ist, von der Unlust, die wir über die Gegenstände haben, worauf die Bestimmung unsrer Kraft geht, so unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt sind.

Alles, was ich hieraus folgere, wird aus der Anwendung auf das aristotelische Exempel von der gemalten Schlange am deutlichsten erhellen. Wenn wir eine gemalte Schlange plötzlich erblicken, so gefällt sie uns desto besser, je heftiger wir darüber erschrocken sind.

Dieses erkläre ich so: Ich erschrecke über die so wohlgetroffne Schlange, weil ich sie für eine wirklich halte. Der Grad dieses Schreckens, als eine unangenehme Leidenschaft, oder vielmehr der Grad der Unlust, die ich über diesen schrecklichen Gegenstand empfinde, sey 10; so kann ich

den Grad der Luſt, die mit der Empfindung der Leidenſchaft verbunden iſt, 1 nennen, oder 10, wenn jener zu 100 wüchſe. Indem ich alſo 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden, das iſt, ſo lange als ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Luſt darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmal gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild iſt: was geſchieht? Die Unluſt über den ſchrecklichen Gegenſtand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig, als die Luſt, die mit der Leidenſchaft, als einer bloßen ſtärkern Beſtimmung unſrer Kraft, verbunden iſt; 1 bleibt übrig, das ich nunmehr empfinde, und in dem Grade 8 oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anſtatt 10, 80 oder 100 geweſen iſt.

Wozu brauchen wir nun hier die Illuſion? Laſſen Sie mich meine Erklärung auch an einem entgegengeſetzten Exempel verſuchen, um ihre Richrigkeit deſto ungezweifelter darzulegen. — — Dort in der Entfernung werde ich das ſchönſte, holſeligſte Frauenzimmer gewahr, das mir mit der Hand auf eine geheimnißvolle Art zu winken ſcheint. Ich gerathe in Affekt, Verlangen, Liebe, Bewunderung, wie Sie ihn nennen wollen. Hier kömmt alſo die Luſt über den Gegenſtand = 10 mit der angenehmen Empfindung des Affects

= 1 zusammen, und die Wirkung von beiden ist = 11. Nun gehe ich darauf los. Himmel! Es ist nichts als ein Gemälde, eine Bildsäule! Nach Ihrer Erklärung, liebster Freund, sollte nunmehr das Vergnügen desto grösser seyn, weil mich der Affekt von der Vollkommenheit der Nachahmung intuitiv überzeugt hat. Aber das ist wider alle Erfahrung; ich werde vielmehr verdrießlich; und warum werde ich verdrießlich? Die Lust über den vollkommen Gegenstand fällt weg, und die angenehme Empfindung des Affekts bleibt allein übrig. Ich komme auf Ihre 2te Folge b). Daher gefallen uns alle unangenehmen Affekte in der Nachahmung. Der Musikus kann uns zornig ꝛc. Hierwider sage ich: Die unangenehmen Affekten in der Nachahmung gefallen deswegen, weil sie in uns ähnliche Affekten erwecken, die auf keinen gewissen Gegenstand gehen. Der Musikus macht mich betrübt; und diese Betrübniß ist mir angenehm, weil ich diese Betrübniß blos als Affekt empfinde, und jeder Affekt angenehm ist. Denn setzen Sie den Fall, daß ich während dieser musikalischen Betrübniß wirklich an etwas Betrübtes denke, so fällt daß Angenehme gewiß weg.

Ein Exempel aus der Körperwelt! Es ist bekannt, daß, wenn man zwo Saiten eine gleiche Spannung gibt, und die eine durch die Berüh-

tung ertönen läßt, die andere mit ertönt, ohne berührt zu seyn. Lassen Sie uns den Saiten Empfindung geben, so können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm seyn mag, sondern nur diejenige Berührung, die eine gewisse Bebung in ihnen hervorbringt. Die erste Saite also, die durch die Berührung erhebt, kann eine schmerzliche Empfindung haben; da die andre, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil sie nicht (wenigstens nicht so unmittelbar) berührt worden. Also auch in dem Trauerspiele. Die spielende Person geräth in einen unannehmen Affekt, und ich mit ihr. Aber warum ist dieser Affekt bei mir angenehm? Weil ich nicht die spielende Person selbst bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne einen gewissen unangenehmen Gegenstand dabei zu denken.

Dergleichen zweite Affekten aber, die bei Erblickung solcher Affekten an andern, in mir entstehen, verdienen kaum den Namen der Affekten; daher ich denn in einem von meinen ersten Briefen schon gesagt habe, daß die Tragödie eigentlich keinen Affekt bei uns rege mache, als das Mitleiden. Denn diesen Affekt empfinden nicht

die spielenden Personen, und wir empfinden ihn nicht blos, weil sie ihn empfinden, sondern er entsteht in uns ursprünglich aus der Wirkung der Gegenstände auf uns; es ist kein zweiter mitgetheilter Affekt ꝛc.

Ich hatte mir vorgenommen, diesem Brief eine ungewöhnliche Länge zu geben, allein ich bin seit einigen Tagen so unpaß, daß es mir unmöglich fällt, meine Gedanken beisammen zu behalten. Ich muß also hier abbrechen, und erst von Ihnen erfahren, ob Sie ungefähr sehen, wo ich hinaus will; oder ob ich nichts als verwirrtes Zeug in diesen Brief geschrieben habe, welches bei meiner außerordentlichen Beklemmung der Brust (so muß ich meine Krankheit unterdessen nennen, weil ich noch keinen Arzt um den griechisen Namen gefragt habe)gar leicht möglich gewesen ist.

Ich schreibe nur noch ein Paar Worte von der Bibliothek. Es ist mir wegen des Verlegers ein unvermutheter verdrießlicher Streich damit begegnet. Erschrecken Sie aber nur nicht, mein lieber Nicolai, ich habe dem Unglück schon wieder abgeholfen. B ... — drucken sie nicht; beruhigen Sie aber nur Ihre Neugierde bis auf den nächsten Posttag, da sie den Contrakt des

neuen Verlegers zur Unterschrift bekommen, und gewiß damit zufrieden seyn sollen.

Leben Sie beide wohl; sobald ich besser bin, werde ich Hrn. Nicolai einen langen Brief über verschiedene Punkte in seiner Abhandlung schreiben, die mir, ohne auf meine eigenthümlichen Grillen zu sehen, außerordentlich gefallen hat.

Ihren Aufsatz von der Herrschaft über die Neigungen erhalten Sie hier nach Verlangen zurück. Ich habe ihn abschreiben lassen.

Leben Sie nochmahls wohl; ich bin Zeitlebens

der Ihrige

Lessing.

24.

Berlin, den 2. März 1757.

Ich habe auf Ihren letzten Brief noch nicht geantwortet. Wissen Sie aber, warum? Ich muß erst wissen, was Sie von Ihrem sehr schönen Grundsatze für Gebrauch machen wollen. Sie haben vollkommen Recht. Das Vermögen, Vollkommenheiten zu lieben, und Unvollkommenheiten zu verabscheuen, ist eine Realität, und also Vollkommenheit. Die Ausübung derselben muß

uns also nothwendig Vergnügen gewähren. Schade, daß mir diese feine Betrachtung unbekannt war, als ich meine Briefe über die Empfindung geschrieben. Dü Bos und ich haben viel von der Annehmlichkeit der nachgeahmten Vollkommenheiten geschwatzt, ohne den rechten Punkt getroffen zu haben wollen. Sie aber aus diesem Satze irgend Folgen ziehen? Versprechen Sie sich einigen Nutzen davon in unsrer Streitsache? Dieses muß ich wissen, und zwar bald, damit wir näher zum Zwecke schreiten können. Wir führen Kriege, lieber Lessing, die ohne Ihren Schaden für mich sehr vorthelihaft sind. Wir wollen sehen, ob die streitenden Mächte so viel reellen Nutzen von ihrem kostbaren Kriege haben werden.

Das Trauerspiel, der Freigeist, habe ich gelesen. Mit Nächstem melde ich Ihnen mein Urtheil darüber. Einige Situationen haben mir ungemein gefallen; aber mit dem Titel bin ich nicht zufrieden. In dem allgemeinen Charakter des Freigeists liegt nichts weniger, als der Grund zu so vielen Gottlosigkeiten. Sie verstehn mich schon, daß dieses kein Tadel an der Ausführung des Charakters ist: denn wer wollte die poetische Möglichkeit eines solchen Charakters in Zweifel ziehen? Aber der allgemeine Titel erweckt Schaudern.

Ich bin Ihnen noch die Widerlegung des Hrn. Prof. Aepinus, meiner Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit, nebst meiner Beantwortung schuldig. Ich glaube immer noch, ich habe Recht, ob mir gleich Hr. Aepinus die Gegenantwort nicht schuldig geblieben ist. Der Mann ist ein hitziger Widersacher Wolfens, und ein Partisan des Aequilibrii indifferentiae. Es schmerzt ihn, den Satz des zureichenden Grundes, in Ansehung der freiwilligen Handlung des Menschen, auf eine so neue Art bewiesen zu sehen.

Leben Sie wohl, und fahren Sie fort, mich zu lieben. Ich bin,

Ihr

wahrer Freund

Moses.

25.

Liebster Freund!

Was wird endlich aus Ihrem ewigen Stillschweigen? Wenn es noch lange anhält; so werde ich besorgen müssen, man habe Sie angeworben, die Churmark zu beschützen. — Es geschähe Ihnen auch Recht. Wenn Sie Ihren Freunden

nicht ſchreiben wollen; ſo ſtreiten Sie wenigſtens für ihre Erhaltung. Ich ſollte nur die Gewalt über Sachſen haben. Sie müßten mir fleißiger ſchreiben, oder — — Doch ich kann mich itzt beſſer rächen. Ich habe Ihnen tauſenderlei Sachen zu ſchreiben, und melde Ihnen von Allem nichts, bis Sie uns erſt geſchrieben haben. Hier ſind die beiden Briefe, in welchen noch ſo etwas vom Trauerſpiel ſteht. Die übrigen hat alle Hr. Nicolai, und der wird ſie Ihnen auch ſchicken, oder vielleicht ſchon geſchickt haben. Dieſe Briefe ſind unſer, und nach einigen Poſttagen erwarten wir dieſelben mit Wucher zurück.

Hr. Premontval rückt nun endlich mit ſeinen Vues philosophiques heraus. Dieſes werden Sie aus den hieſigen Zeitungsblättern erſehen haben, wenn Sie ſie leſen. Mehr aber, als Krauſens Recenſion, habe ich auch noch nicht davon zu ſehen bekommen: denn ich habe den Verfaſſer wohl in 4 Monaten nicht beſucht. Der Mann iſt eben ſo paradox, als ſeine Schriften. Heute iſt ſein Umgang angenehm, und man wünſchr ſich öfters in ſeiner Geſellſchaft zu ſeyn, und morgen wundert man ſich, daß man je an ſeinem Umgange habe Geſchmack finden können.

Unſer Hr. Nicolai wird bald, wie wir hoffen, die Handlung verlaſſen. (Wenn ich doch hof-

fen könnte, ihm jemals zu folgen!) Hingegen ist er itzt zu guter Letzt so sehr beschäftiget, daß er an nichts denken kann. Gegen Ostern machen Sie sich auf eine Vertheidigung Ihrer paradoxen Gedanken vom Mitleiden gefaßt. Ich werde alsdenn das Vergnügen haben, Ihnen müßig zuzuschauen. Sie sollen unser Billard-König seyn.

Herr Voß macht Ihnen seine Empfehlung. Er fragt, ob Sie ihm denn gar nicht antworten wollen? Dieses hat mir Voß zwar schon vor 14 Tagen aufgetragen, aber ich glaube Ihnen sicher noch heute diese Frage thun zu können. So sehr kann ich mich auf Ihre Nachläßigkeit verlassen.

Leben Sie wohl, liebster Lessing, und schreiben Sie an

Ihren

besten Freund

Moses.

Berlin,
den 23. März 1757.

26.

Lieber Freund!

Wenn Sie wüßten, daß wir 8 Feiertage gehabt, in welchen man, wie Sie wissen, zu nichts

anders Lust hat, als verdrießlich zu seyn; wenn Sie wüßten, daß ich nach diesen unnützen Tagen wiederum 14 Tage krank gelegen habe; so würden Sie sich nicht über mein Stillschweigen beschweren. Indessen bin ich doch nicht ganz müßig gewesen. Ich habe alle die Punkte aufgesetzt, darüber wir uns bereits verglichen, und auch diejenigen, da noch sub judice lis est. Diesen Aufsatz hat Hr. Nicolai zu sich genommen; er will einige Zusätze dabei machen, und ich wünschte, daß Sie das versprochene Buch noch so lange da behielten, bis sie dieses Projekt zu einer Kapitulation gelesen. Wenigstens wird es zu nähern Erklärungen Anlas geben, und zugleich verhindern, daß wir nicht unser Augenmerk aus dem Gesichte verlieren, wie sonst bei dergleichen Streitigkeiten gewöhnlich ist.

Mit meinem Urtheile über den Freigeist muß es schon noch einigen Anstand haben. Herr Nicolai will dieses Trauerspiel mit mir gemeinschaftlich durchgehen. Wer weiß indessen, ob er Wort hält? Sie Herren Beaux Esprits sind ziemlich bereitwillig, viel Gutes zu versprechen, und wenns zum Treffen kömmt, so bedenken Sie erst, daß Ihre Gemächlichkeit darunter leiden würde, wenn Sie alles Versprochene leisten wollten.

Herr v. Premontval hat einen Theil von seinen Protestations herausgegeben. Ich habe sie aber noch nicht gelesen, bin auch bei dem Manne seit langer Zeit nicht gewesen. Er hat wirklich wunderlich Zeug im Kopfe, und man thut ihm Unrecht, wenn man glaubt, er wolle nur parador scheinen. In der Metaphysik ist auch nichts mit ihm auszurichten. Sie wissen, daß alle Materien, die in die Metaphysik einschlagen, so sehr an einander hangen, daß man Niemanden von seiner Meinung überführen kann, wo man nicht beständig mit ihm umgeht, und einen Punkt nach dem andern vornimmt. Ja, man muß es an Wiederholungen nicht fehlen lassen, sonst wird es dem Gegner nie an Mitteln fehlen, den Streit von einer Materie in die andere bis ins Unendliche zu führen. Der Streit zwischen Klark und Leibnitz würde vielleicht noch dauern, wenn nicht der Tod ihr Schiedsrichter gewesen wäre.

Kurz, ich habe bei mir beschlossen, wo es nicht mit Lessing geschehen kann, mich sonst mit Niemanden in einen Streit über philosophische Materien einzulassen. Ihre Rechtgläubigen haben immer eine große Rücksicht auf die geoffenbarte Religion, die mir einer Hinterlist ähnlich sieht, und ihre Zweifler und sogenannten Freigeister

sind vollends nicht auszustehen. Ich hatte mir einen ganz andern Begriff von der Welt gemacht, als ich sie blos aus Büchern und aus dem Charakter eines Lessings kannte. Ich erstaune, wenn ich die Macht bedenke, die das Vorurtheil über die Gemüther hat. Es ist kein Theil in der Weltweisheit, keine Wissenschaft überhaupt, die nicht mit den gröbsten Vorurtheilen vor der Welt in einem Subjekt sollte bestehen können. Ein jeder sucht die Wahrheiten, die ihm bekannt sind, so gut mit seinen Lieblings-Vorurtheilen durcheinander zu weben, als er kann; und wenn er sich eine Zeitlang an seinem Gewebe vergnügt hat, so glaubt er sein System auf Gründe gebaut zu haben.

Wozu dieses Geschwätze? werden Sie fragen, indem Sie vielleicht schon müde sind zu lesen. — Ich weiß es selbst nicht so recht deutlich zu erklären, wie ich auf diese Gedanken komme. Indessen sind dieses doch wirklich die Gründe, die mich zuweilen ziemlich verdrießlich machen, und die mich zu dem Entschlusse gebracht haben, außer Lessing nnd Nicolai keinen Freund zu suchen, und sogar alle Bekanntschaft aufzuheben, die ich gemacht hatte. Hätte ich fortgefahren, Menschen kennen zu lernen, so hätte ich vielleicht angefangen, auch ihre Schriften nicht mehr zu lieben.

Genug für diesesmahl, weil ich heute noch nicht aufgelegt bin, meine Gedanken zu rangiren. Leben Sie also wohl- mein bester Freund!

Moses.

Berlin,
den 29. April. 1757.

N. S. Es dauert mich, daß dieser halbe Bogen unbeschrieben bleiben soll. Was schreibe ich sogleich her, das mich nicht viel Mühe kostet? — — — Hier ist was! Zu Anfange des Winters hatte ich an einem Abende folgende Verse gemacht. (Ich habe gelogen. Ich mag wohl mehr als 6 Abende darüber zugebracht haben; allein Poeten müssen wacker lügen.)

Itzt liegt der träge Schwarm von steten Qualen matt,
Nachlässig hingestreckt, auf weicher Lagerstatt.
Das Thierische ist todt. Empfindung, Sinn, Bestreben
Hört plötzlich auf, und nur die Pflanze hat noch Leben.
Der rege Trieb entschläft, der sie durchs Leben jagt.
Als Pflanze ruht der Mensch, als Mensch ist er geplagt.
Wer niemals denkt, wer sich wie Thiere weidet,

Verfehlt des Schöpfers Zweck; wer immer denkt, der leidet.
Die steinerne Vernunft wetzt jenen Stachel ab,
Der uns zum Fühlen reitzt, und wird der Freuden Grab.
Versucht's, o Sterbliche! bekämpft der Thorheit Götzen,
Die Sucht nach eitlem Ruhm, den Durst nach feilen Schätzen.
Besiegt den weichen Trieb, der euren Geist entnervt,
Die Seel' in Schlummer wiegt, den Reiz der Sinne schärft.
Verjagt die Phantasie und ihre Zauberschatten,
Die auch der Wahrheit Glanz mit Rauch umnebelt hatten,
Und sucht in Weisheit Ruh. Doch sagt, erlangt ihr sie?
O zieht die Menschheit aus, seyd Engel oder Vieh,
Wenn ihr die Ruhe liebt. Kein Mittelding von beiden
Frißt unbekümmert Gras, verträgt des Engels Freuden ꝛc.

Denken Sie nicht, daß dieses ꝛc. wieder eine poetische Aufschneiderei sey. Ich habe wirklich noch mehr dergleichen Dinge fertig, die so

aussehen wie Verse. Die erste Strafe, die Sie verdienen werden, soll in nicht weniger als einigen Hundert dergleichen bestehen.

Streitige Ausgemachte Punkte.

§. 1. Diejenigen Leidenschaften die in der Natur unangenehm sind, gefallen uns in der Nachahmung.

a) Das Vermögen, zu den Vollkommenheiten eine Zuneigung zu haben, und Unvollkommenheiten zu fliehen, ist eine Realität. Daher führt die Ausübung dieses Vermögens ein Vergnügen mit sich, das aber in der Natur comparative kleiner ist, als das Mißvergnügen, das aus der Betrachtung des Gegenstandes entspringt. In der Nach-

Streitige | Ausgemachte Punkte.

ahmung hingegen, da der unvollkommne Gegenſtand abweſend iſt, muß die Luſt die Oberhand gewinnen, und den geringen Grad der Unluſt verdunkeln.

b) Zu dieſer Verdunkelung trägt die Nachahmung ſelbſt, wenn ſie vollkommen iſt, nicht wenig bei, weil ſie die Quantität der ſinnlichen Luſt vermehrt. Moſes.

c) Das Vergnügen aus der Nachahmung iſt kein einfaches, ſondern ein zuſammengeſetztes Vergnügen. Denn nicht nur die Geſchicklichkeit des Künſtlers; ſondern auch die Vortrefflichkeit der Nachahmung ſelbſt kann uns anſchauend vergnügen.

Streitige	Ausgemachte Punkte.
Sonst würden uns öfters groteske Gestalten besser gefallen, als die Nachahmung der Natur, wenn sich in jener der Witz des Künstlers mehr gezeigt hat. Er braucht nichts mehr, als Reflexion, um diese Aehnlichkeit zu bemerken, denn sie fällt Kennern beim ersten Augenblick in die Augen.	ad a) Ich habe diesen Satz S. 20. meiner Abhandlung vom Trauerspiele behauptet, obgleich nicht so philosophisch genau ausgedrückt. Hier hat es Herr Moses für mich gethan. S. 23. wende ich diesen Satz auf das Trauerspiel an, und mache ihn zur stärksten Grundsäule meines Systems: ich rede zwar daselbst wieder nicht ganz

Streitige Ausgemachte Punkte.

philosophisch genau; Sie werden aber finden, daß meine Sinnlichkeit und Ihre philosophische Strengigkeit ungemein wohl mit einande übereinstimmen. Nikolai.

NB. Herr Nikolai muß nicht alle Briefe gelesen haben, sonst würde er mir nicht zuschreiben, was Sie gesagt haben.

§. 2. Daher solche unangenehme Leidenschaften, deren Ausübung selbst für keine Realität gehalten wird, gänzlich von der Schaubühne wegbleiben, oder als häßlich abgebildet werden müssen. Als z. E. Neid &c. und alle Affekten, die in einer Unlust über eines Anderen Vollkommenheiten bestehen.

Streitige

Ausgemachte Punkte.

§. 3. Die anſchauende Betrachtung unſers Unglücks gebieret Unluſt.

a) Iſt das Uebel gegenwärtig, ſo wird die Empfindung deſſelben, nachdem es größer oder kleiner iſt, Unluſt, Mißvergnügen, Traurigkeit, Betrübniß u. ſ. w. genannt.

b) Iſt es bevorſtehend und mit Wahrſcheinlichkeit zu vermuthen, ſo erregt es Furcht.

c) Iſt es groß und unvermeidlich, ſo entſteht Verzweiflung.

d) Kömmt es unvermuthet und plötzlich, ſo entſteht Schrecken, und wenn das Uebel groß iſt, Entſetzen.

§. 4. Die anſchauende Betrachtung eines Andern

Streitige	Ausgemachte Punkte.
	Unglücks gebieret eine Unluſt, die wir Mitleiden betiteln.
a) Da nun auch das Unglück, das einen Andern trifft, ſo wohl der Zeit als der Quantität nach verſchieden ſeyn kann; ſo ſiehet man leicht, daß uns Worte fehlen, alle Modifikationen des Mitleidens mit beſondern Namen zu belegen. Es gibt eine mitleidige Furcht, eine mitleidige Verzweiflung, ein mitleidiges Schrecken, ja ſogar einen mitleidigen Zorn u. ſ. w. (wenn man mir dieſes Beiwort erlauben will); ſo wie es bei der Vorſtellung unſrer eignen Unvollkommenheit, Traurigkeit, Furcht, Schrecken u. ſ. w. gibt. Das Mit-	

Streitige Ausgemachte Punkte

leiden begreift, als das nomen generis, alle Modifikationen der Unlust in sich, die wir über eines andern Unlust empfinden. Man hat sich aber mit diesem allgemeinen Namen begnügt, und die besondre Abänderung dieses Affekts entweder nicht bemerkt, oder man hat sich mit den Namen beholfen, die der Modifikatign der Unlust über unser eignes Unglück gegeben worden sind.

b) Wahr ist's, die bemitleidete Person wird von uns geliebt. Wir nehmen also Theil an ihrem Schicksale, und empfinden bei jedem Vorfalle etwas ähnliches von demjenigen, was sie selbst

Streitige Ausgemachte Punkte.

empfindet. Es wäre aber dennoch zu wünſchen, daß man Erſcheinungen in unſrer Seele, die von verſchiedenen Urſachen herrühren, verſchiedentlich charakteriſirt hätte. Dieſes unphiloſophiſche Willkührliche in den Sprachen macht den Weltweiſen am meiſten zu ſchaffen. Ich denke itzt ſchon eine halbe Stunde, nicht ohne Verdruß, auf ein allgemeines Wort für die Unluſt, die wir über unſer eigen Unglück empfinden, um es dem Mitleiden entgegen zu ſetzen, sed sudo multum frustraque laboro.

o) Werden Sie nicht bald um Ihren Ariſtoteles verlegen ſeyn? Wie unphilo-

Streitige Ausgemachte Punkte.

sophisch setzt er, wie Sie uns in seinem Namen berichten, das Mitleiden der Furcht entgegen! Das Wort Φοβος, sagen Sie, erklärt Aristoteles durch die Unlust über ein Uebel, (also Furcht) und setzt hinzu: Alles dasjenige erregt in uns Furcht, was, wenn wir es an andern sehen, Mitleiden erwecket, und Alles dasjenige erweckt Mitleiden ꝛc. Wo Φοβος in dieser zwoten Stelle nicht eine jede Unlust bedeutet, die wir über unser eignes Unglück empfinden, und also das Wort ist, das ich im Teutschen suche; so begreife ich gar nicht, warum er Mitleiden und

Furcht einander entgegen gesetzt habe. Empfinden wir keine Unlust, wenn unserm Freunde ein Uebel bevorsteht? Ist diese Unlust nicht Furcht? Wir fürchten also nicht blos für uns, sondern auch für diejenigen, die unser Mitleiden verdienen. Ja, wir zürnen, erschrecken, verzweifeln, hoffen für eine Person, wenn uns der Dichter für sie einzunehmen weiß.

— — Pectus
inaniter angit,
Irritat, mulcet,
falsis terroribus
implet
Ut magus.

d) Diese falsi terrores, die der Dichter in uns erregt, entstehen keineswegs aus der Beziehung auf

Streitige Ausgemachte Punkte.

uns selbst, weil wir befürchten, einst in gleiche Umstände zu gerathen, wie Sie in Ihren Briefen deutlich genug bewiesen, sondern es sind Schrecken, die uns überfallen, wenn die bemitleidete Person plötzlich in Gefahr kömmt. Es sind besondere Modifikationen des Mitleidens, denen man keinen besondern Namen gegeben.

e) Sie sehen also, daß die unbestimmten Ausdrücke des Aristoteles an diesem Mißverständnisse Schuld gewesen. Kein Wunder, daß Dacier, Boileau u. Curtius bald crainte, bald terreur gesetzt haben; denn beide Affekte können so wohl un-

Streitige

ser eignes Unglück als das Unglück eines Andern zum Grunde haben, und also nicht weniger Modifikationen des Mitleidens, als der Unluſt über unſer eigenes Unglück ſeyn.

Ausgemachte Punkte.

§. 5. Man läßt alſo gelten, Ariſtoteles habe ſagen wollen: das Mitleiden reiniget die Leidenſchaften durch die Furcht, und iſt auch darinn einig, daß Ariſtoteles Unrecht habe. Sie behaupten, ohne die Erlaubniß des Stagiriten:

§. 6. Das Mitleiden reinige die Leidenſchaften ohne Hülfe der Furcht, blos dadurch, daß es den Menſchen geſelliger macht, indem er das Unglück ſeines Neben-

Streitige Ausgemachte Punkte.

menschen wie sein eignes fühlt. Allein eine Leidenschaft reinigen heißt, die heftige Begierde, die damit verknüpft ist, von Scheingütern ablenken, und ihr das Ueberflüssige benehmen, das mit dem Gesetz der Natur streitet. Dieses thut das Mitleiden nicht, sondern wir erlangen durch die öftere Uebung eine Fertigkeit, das Interesse unsers Nebenmenschen zu beherzigen, und mit seinem Unglücke Mitleiden zu haben. Diesen Vorzug muß auch *) Herr Nikolai dem Mitleiden eingestehen. Allein er ist von der Reinigung der Leidenschaften sehr weit entfernt, und zwar um so viel

*) Ja, dies gestehe ich dem Mitleiden nicht allein zu, sondern ich mache es auch zu der einzigen Wirkung, die die Leidenschaften im Trauerspiel haben kön-

Streitige

nen, und die das Trauerspiel auf uns haben kann, S. 29.; philosophischer zu reden, es kann unsere sittliche Empfindlichkeit vermehren; aber unser Freund hat in seinen Gedanken von der anschauenden Erkeuntniß §. 10. a.) gewiesen, daß dies zur Reinigung nicht hinlänglich ist.

Nikolai.

Ausgemachte Punkte.

mehr, da das Mitleiden selbst wiederum von der Vernunft regiert werden muß

§. 7. Vermöge (§. 1.) desjenigen Grundsatzes, den wir Ihnen zu danken haben, werden wir die Absicht des Trauerspiels etwas genauer bestimmen können. Ich nenne das Vermögen der Seele, vermittelst der anschauenden Erkennt-

Streitige Ausgemachte Punkte.

niß Laster zu verabscheuen, die Tugend zu lieben, und über die physikalischen Unvollkommenheiten, die mit der Tugend in einem Subjekt verknüpft sind, Unlust zu empfinden, den moralischen Geschmack. Die Absicht des Trauerspiels wird also seyn: diesen moralischen Geschmack durch eine schöne lebendige Nachahmung zu üben. Durch das Beiwort schön verstehe ich eine einzige, vollständige und große Handlung; durch lebendig aber, daß sie dramatisch eingerichtet und vorgestellt zu werden geschickt seyn soll. Wie leicht

Streitige Ausgemachte Punkte.

sich diese Definition auf den Grundsatz unsers lieben Nikolai reduciren läßt, werde ich nicht nöthig haben zu erklären. Ja, nichts als Affekte sind vrrmögend, diesen moralischen Geschmack zu üben. Das Trauerspiel muß also Affekte erregeu, aber nicht reinigen.

§. 8. Aus den obigen Definitionen erhellet, daß sowohl Bewunderung als Mitleiden den moralischen Geschmack beschäftigen können, und ich wünsche mit dem Hrn. Nikolai, daß man künftig statt Schrecken u. Mitleiden, Bewunderung und Mitleiden setzen möchte, weil

das

Streitige

Ausgemachte Punkte.

das Schrecken blos eine besondre Modifikation des Mitleidens ist.

§. 9. Das Mitleiden rührt unser Herz, die Bewunderung erhebt unsre Seele. Jenes lehrt uns fühlen, diese erhaben denken. Jenes läßt uns unsern unglücklichen Freund bedauern, diese mit der Gefahr unsers Lebens ihm zu Hülfe eilen. Aber alle diese Wirkungen sind blos die zwote Absicht des Trauerspiels.

§. 10. Ich würde also einem Dichter anrathen, er solle sowohl Mitleiden, als Bewunderung in seinem Trauerspiele zu erregen suchen. Fragt er aber, welcher von diesen beiden Affekten

Streitige Ausgemachte Punkte.

darinn herrschen soll? so würde ich für meinen Theil dem Mitleiden freilich keinen Vorzug einräumen. Die Bewunderung ohne Mitleiden ist jederzeit kalt, wie Nikolai solches von dem Canut angemerkt hat.

§. 11. Streichen Sie in der oben angeführten Definition das Wörtlein lebendig aus; so haben Sie die Absicht des Heldengedichtes. Ich bedarf es einem Lessing nicht zu sagen, daß ein Heldengedicht in ein Trauerspiel verwandeln weit mehr ist, als es in Dialogen abtheilen, und ich weiß nicht, wie Sie mir dieses in einem Ihrer Briefe haben Schuld ge-

Streitige Ausgemachte Punkte.

ben können. Das Trauerspiel muß fähig seyn, durch die Vorstellung die Nachahmung schöner, und die Affekten lebhafter zu machen.

§. 12. Nehmen Sie, statt des moralischen Geschmacks, nach unsrer Erklärung, die Fähigkeit, anderer Handlungen zu beurtheilen, insofern sie Lob oder Tadel verdienen; so haben wir die Absicht der Komödie. Der Tadel wird öfters, wenn wir für die Person nicht sonderlich eingenommen sind, vom Lachen begleitet; daher sucht man in der Komödie sonderlich das Lachen zu befördern, und bedient sich sogar

Streitige Ausgemachte Punkte,

öfters des Burlesken, (das keine sittliche Absurdität zum Grunde hat) um uns in die Disposition zum Lachen zu setzen.

27.

Liebster Freund!

Wundern Sie sich nur nicht, daß ich für jetzt so saumselig im Schreiben bin. Ich befinde mich auf einmal in hundert Verwirrungen und Verlegenheiten, von denen Ihnen Herr Voß schon vielleicht gesagt hat, wenigstens noch sagen kann. Was mich am meisten dabei tröstet, ist dieses, daß ohne Zweifel meine itzigen Verdrießlichkeiten die Gelegenheit seyn werden, mich wieder in die Arme meiner Freunde in Berlin zu werfen; und dieses vielleicht eher, als Sie es vermuthen.

Den ersten Theil der Bibliothek werden Sie von Herr Vossen bekommen haben. Sie dürfen sich,

mit unserm lieben Nikolai, nicht wundern, anstatt des Portraits des Hrn. von Kleist, das Portrait des Herrn von Hagedorn vorzufinden. Ersterer wollte durchaus seine Einwilligung nicht ertheilen, und so mußte ich und der Verleger aus der Noth eine Tugend machen; obgleich Herr von Kleist schon völlig gestochen ist, wovon Sie ehestens einen Abdruck bekommen sollen.

Für jetzt schicke ich Ihnen beiden den Contrakt des Hrn. D . . . mit, wovon Hr. Nikolai eine Abschrift unterschreiben, und ehestens wieder zurück senden wird.

Leben Sie wohl, mein liebster Moses. Ein Mehreres mit Nächstem, so bald ich Zeit haben werde, wieder an unsre lieben Streitigkeiten zu denken. Für wie viel Unterrichtendes werde ich Ihnen zu danken haben! Ich bin

Leipzig, den 29. März 1757.

ganz der Ihrige

Lessing.

28.

Liebster Freund!

Ich werde Ihnen heute nicht viel schreiben, weil Sie vielleicht nicht viel zum Lesen Lust haben

möchten. Da ich nun überdem Sie bald mündlich zu ſprechen hoffe; ſo will ich mich itzt ſchonen, um Ihnen alsdenn etwas Neues ſagen zu könen.

Herr Voſſen habe ich Ihren Brief auf dem Poſtwagen überreicht, als er eben nach Potsdam reiſte, wo ſein Bruder der Kriegsrath geſtorben iſt. Er bat mich, Ihnen zu melden, daß er itzt, wie ich ſähe, ein wenig zerſtreut wäre, daß er aber noch vielleicht von Potsdam aus antworten würde. Herr Nikolai muß, wenn es mit Recht zugeht, auch heute antworten, wenigſtens hat er es verſprochen. Er iſt mit der Bibliothek ſehr zufrieden, und hat auch Urſache es zu ſeyn: denn Druck und Papier ſind wirklich, ſo viel ich davon verſtehe, gut. Was ſchadets? wenn auch Hagedorns Kupfer etwas zu kurz iſt; ſo iſt man doch wenigſtens verſichert, daß es der gute Mann nicht übel nehmen kann.

Schicken Sie mir, wenn es Ihnen beliebt, die beiden kleinen Aufſätze, unter dem Titel: Künſte und Nachahmung, mit erſter Poſt wieder. Ich will aus der kleinen Uhr einen Bratenwender machen, und leben Sie wohl.

Ihr

Berlin,
den 3. Nov. 1757.

unveränderlicher Freund

Moſes.

29.

Liebster Freund!

Wir haben Ihr Schreiben nebst einigen gedruckten Sachen erhalten. Die Komödie habe ich noch nicht lesen können. Das Divertissement fiel uns sogleich in die Augen, und wenn die ganze Komödie eben so gut ist; so kann man mit dem Verfasser recht sehr zufrieden seyn. Was ist das aber für ein elender Märtyrer des guten Geschmacks, wie er sich selber neant, der das lustige Gebeth und das herzbrechende Schäfergedicht eingeschickt hat? Ich weiß nicht, was ihm Herr Nikolai antworten wird. Wenn ich ihm zu antworten hätte; so würde ich ihm die Wahrheit nicht verhehlen, aber doch ohne seiner zu spotten. Seine Gedichte sind unter aller Kritik, und sein eigner Karakter, wie es scheint, unter aller Satyre. Solche Leute verdienen am meisten Verschonung.

Meine Abhandlung: Von der Quelle und Verbindung der schönen Künste, muß schon seit vorigem Sonnabend in Leipzig seyn. So wenig Sie itzt zum Nachdenken aufgelegt seyn mögen; so wünschte ich dennoch, diese wenigen Blätter von Ihnen beurtheilt zu sehen. Ich habe sie aufsetzen müssen, ohne die davon entworfenen Ge-

danken, die Sie vielleicht schon verloren, bei der Hand gehabt zu haben. Vielleicht hätte aus einigen nicht unrichtigen Gedanken etwas werden können, wenn ich mehr Zeit gehabt hätte. Herr Nikolai hat mir gute Dienste dabei gethan. Sie werden eine ganze Seite finden, die er von dem Seinigen hinzugefügt hat. Sehen Sie, wenn es Ihnen gefällt, diese Gadanken nur mit flüchtigen Augen durch. Wir wissen allzuwohl, wie viel Untrüglichkeit Ihrem flüchtigen Auge zuzutrauen ist.

Wie kömmt mein Name auf die Fabeln, die Herr Gleim an die Verfasser der Bibliothek eingesandt hat? Sollte mich dieser Mann für einen ordentlichen Mitarbeiter an der Bibliothek halten? Sollte dieses seyn; so wünschte ich mir eine Gelegenheit, ihn von solchen Gedanken abzubringen. Es ist unbillig, daß ich mich in die Ehre mit Hrn. Nikolai theilen sollte, davon mir nur ein sehr unansehnlicher Theil gebührt. Es ist wahr, er ist so gefällig, nichts vorzunehmen, ohne mich dabei zu Rathe zu ziehen, aber Sie wissen, wie entbehrlich die Rolle eines Vertrauten in einem Schauspiele sey.

Es ist mir lieb, daß Sie die Fabeln selbst recensiren wollen. Herr Nikolai wird Ihnen die Recension schicken, die ich zum zweiten Stück da-

von aufgesetzt hatte. Sie werden daraus ersehen, was ich von diesen Fabeln urtheile, und wie nöthig es sey daß Sie wenigstens diese einzige Recension zum zweiten Stück fertig machen. Ich beschwöre Sie aber, es weder aus Gefälligkeit noch aus Nachläßigkeit bei meinen unreifen Gedanken bewenden zu lassen.

Wenn Ihnen die Herren Rabulisten den Kopf recht warm gemacht; so lesen Sie doch beikommende Brochüre, die mir aus Hamburg zugeschickt worden ist. Sie schreibt sich von einem gewissen D. P. her, bei welchem, wie ich nachher vernommen, Herr Naumann eine Zeitlang gewohnt hat. Es ist ein Grundriß zu einer systematischen Moral, dabei der Verfasser sehr viel gedacht haben muß. Ich möchte sehr gern Ihr Urtheil darüber vernehmen. Vermuthlich wird mir Herr Naumann das Glück verschafft haben, mit diesem systematischen Moralisten bekannt zu werden. Ich habe aber durch eine Antwort Alles wieder verdorben und ich vermuthe, daß unsre Correspondenz bereits wieder zu Ende seyn wird.

Herr Voß hat mir von Fabeln gesagt, deren Sie eine ganze Menge fertig haben sollen. Wir können wohl nicht hoffen, einige davon zu Gesichte zu bekommen, bevor sie im Drucke erscheinen? Ich habe es sehr oft erfahren, daß in der-

gleichen Dingen Ihre Freunde nicht den geringsten Vorzug haben. Vielleicht haben Sie hierinn nicht ganz Unrecht. Sie lassen Ihren Witz mit der ganzen Welt buhlen, indeß Ihr keusches Herz nur wahren Freunden aufbehalten ist. Eine Distinction, daraus man eben so leicht beweisen könnte, daß alle Frauenzimmer getreu, und alle Liebhaber beständig wären.

Machen Sie wenigstens, daß Sie noch diesen Sommer herkommen. Ich habe einen überaus schönen Garten, darinn Sie logiren können. Er ist von Hrn. Nikolai seinem nicht weit abgelegen, und Sie können alle Bequemlichkeiten darinn haben, die Sie nur wünschen. Ich komme alle Abende um 6 Uhr heraus, und werde blos von einigen meiner Freunde begleitet, die Sie gewiß nicht stören werden. Wie angenehm könnten wir die Abende zubringen, wenn Sie sich hierzu verstehen wollten; das heißt, wenn ich Ihren Eigensinn nicht kennte, der Ihre Freundschaft — — der Ihren Charakter — Doch schenken Sie mir heute den Schluß dieser Periode. Ich werde einen ganzen Brief zu diesem Gedanken bestimmen müssen, weil er einen Vorwurf enthält, den ich Ihnen

noch machen muß, bevor wir uns wiedersehn. Ich bin bis dahin, ohne die geringste Zurückhaltung,

Ihr

wahrer und offenherziger Freund

Moses.

Berlin,
den 1. Jul. 1757.

30

Liebster Freund!

Da bereits der erste Bogen von dem zweiten Stücke der Bibliothek abgedruckt ist, und ich die letzte Revision vom Anfange an bekommen habe, so können Sie leicht denken, daß ich Ihre Abhandlung, von den Quellen und Verbindungen der schönen Wissenschaften und Künste, nicht blos mit einem flüchtigen Auge, sondern aufmerksam und mit großem Vergnügen müsse gelesen haben. Mehr kann ich jetzt nicht davon sagen; ich habe seit 8 Tagen ein intermittirendes Fieber, welches mit solchen gewaltigen Kopfschmerzen verbunden ist, daß ich Gott danke, wenn ich nur manchmal dabei denken kann, und das Urtheilen gar gern auf eine andre Zeit

ausgesetzt seyn lasse. Schreiben Sie, mein lieber Moses, so viel als Ihre gesunde Hand nur immer vermag, und glauben Sie steif und fest, daß Sie nichts Mittelmäßiges schreiben können — — denn ich habe es gesagt!

Den D. P. habe ich die Ehre, persönlich zu kennen. Ganz Hamburg hielt ihn, als ich da war, für einen würdigen Kandidaten des Tollhauses; und man sahe mich mit sehr zweideutigen Augen an, als ich mich demohngeachtet mit ihm in ein sehr weitläuftiges, ernsthaftes Gespräch einließ. Ich hätte den Brief wohl lesen mögen, den Sie ihm geschrieben haben. Ein Mann, der aus guten Absichten seinen Verstand nach solchen Grundsätzen zerrüttet, ist mir ein weit traurigerer Anblick, als ein Selbstmörder. Unser Naumann schlägt diesen Weg nicht schlecht ein; und ich hätte uns beiden wohl die melancholische Lust gönnen mögen, ihn und den D. P. mit einander streiten zu hören. Sie werden sich erinnern, daß jener sich die menschliche Seele als eine Baßgeige vorstellt. Wer also als er, hat es leichter begreifen können, daß der Tugendtrieb dem Tone sol, und das Nervengebäude dem Tone ut gleich sey?

Ihre Recension von Gleims Fabeln ist noch nicht bei mir eingelaufen. Ihr Name aber ist auf das Exemplar an dem zweiten Buche seiner Fabeln

daher gekomenn, weil Herr Gleim geglaubt hat, daß Niemand anders, als Sie, die Recension vom Lowth könne gemacht haben; er hält Sie also für einen Mitarbeiter, ohne sich darum zu bekümmern, ob Sie ein ordentlicher oder ein außerordentlicher sind. Er ist übrigens einer Ihrer größten Verehrer.

Von meinen Fehlen, deren Herr Voß gegen Sie gedacht hat, habe ich Ihnen blos deswegen nicht geschrieben, weil ich es nicht der Mühe werth geachtet habe. Damit Sie mich aber doch nicht länger einer geheimnißvollen Zurückhaltung beschuldigen mögen, so schicke ich Ihnen hier einige, die ich so aus der Menge heraus genommen habe, ohne daß ich sagen kann, die besten oder die schlechtsten getroffen zu haben.

Wenn ich in Berlin bin, sollen Sie sehen, daß ich eine große Menge schlechter uud besserer gemacht habe.

Wenn ich in Berlin bin? — *)

Leipzig,
den 6. Jul. 1757.

---

*) Hier ist ein ganzer halber Bogen abgerissen, und verloren gegangen. So viel sieht man aber doch aus dem, was noch daran geblieben, daß nichts von der Stadt Berlin mit vorgekommen ist.

31.

Mein liebster Freund.

Ich werde mein langes Stillschweigen nicht entschuldigen. Ich kann an die Ursachen davon nicht ohne Verdruß gedenken, und jetzt ist die Stunde, da ich mich aller verdrießlichen Vorstellungen entschlagen will. Sie können dennoch unmöglich nachtheilige Folgen daraus ziehen; denn Sie wissen, daß es meine liebste Beschäftigung ist, mich mit Ihnen zu unterhalten.

Ich hatte mein voriges Schreiben räthselhaft geschlossen, um mich in diesem deutlicher zu erklären. Ich hatte während Ihrer Abwesenheit allhier, in Ihrem freundschaftlichen Umgange eine Art von Zurückhaltung bemerkt, die mich eifersüchtig machte. Sie haben öfters eigennützigen Bekannten mehr Dienstfertigkeit zugetrauet, als Ihren wahren Freunden. Wie hätten Sie sich sonst entschließen können, lieber M. N. verbunden zu seyn, als mir, als mir Gelegenheit zu geben, Ihnen zu dienen? Ich schweige von dem Schaden, den Sie sich selbst vernrsacht haben. Sie hätten Ihre ganze Bibliothek bei mir wieder finden können, statt daß ich jetzt nicht mehr als einige spanische und holländische Bücher in Händen habe. —

Doch genug hiervon! Ich erwarte auch hierauf keine Antwort von Ihnen, wohl aber das Versprechen, mich künftig Ihrer ganzen Freundschaft würdig zu achten.

Hier sind Ihre Fabeln. Sie haben nicht alle meinen Beifall. Jedoch sind folgende Stücke vollkommen Ihrer würdig: Aesopus und der Esel, der Rangstreit der Thiere, das Geschenk der Feyen, der Affe und der Fuchs, und vielleicht auch der Geist des Salomo. In der Fabel, Zevs und das Pferd, ist die Erdichtung schön, aber die Moral gemein.

Auch Ihre überschickte Komödie habe ich gelesen. Es bleibt dabei: das Divertissement ist das Beste daraus.

Wie ist es aber? Haben Sie an allen meinen überschickten Sachen gar nichts auszusetzen? Wissen Sie auch, daß es sehr ärgerlich ist, wenn man in allen Stücken ohne Widerspruch Recht bekömmt? Ich soll immer fortfahren, so lange ich eine gesunde Hand habe. War dieses alles, was Sie zu erinnern hatten? Ich will es Ihnen beweisen, daß meine gesunde Hand mehr schreiben kann, als Sie jemals billigen werden. Ich habe das Naive dem Schwulste entgegen gesetzt, und gesagt, es bestünde in Zeichen die kleiner sind, als die bezeichnete Sache.

Vielleicht ist diese Erklärung nicht ganz unrichtig, aber definito latior scheint sie mir wirklich. Denn kommt nicht dieser Charakter auch dem Erhabnen zu? Nicht zwar dem Erhabnen im Ausdrucke, sondern dem Erhabnen in den Gedanken. Wenigstens ist mir keine andre Erklärung vom Erhabnen bekannt. Die Baumgartensche thut mir kein Genüge. Longin sagt: Cäcilius habe einen ganzen Traktat davon geschrieben: worinn das Erhabne und Große bestehe. Er aber wolle die Mittel zeigen, durch welche man groß und erhaben werden könnte. Er erklärt uns also nicht, was er unter erhaben verstehe, und Boileau, der diesen Mangel ersetzen will, sagt auf gut französisch: es wäre cet extraordinaire et ce merveilleux, qui frappe dans le discours, et qui fait qu'un ouvrage enleve, ravit, transporte. Sind wir nun nicht eben so klug als vorhin? Cuncta supercilio moventis ist ein Ausdruck der an Erhabenheit unstreitig das fiat lux bey weitem übertrifft. Ein Phidias würde aus diesen drei Worten vielleicht eben so gut, als aus dem Homer, seine große Idee zum Jupiter haben hernehmen können. Allein nach meiner Definition würde dieser Ausdruck naiv seyn; kann dieses zugegeben werden? Es fehlt mir zwar an Ausflüchten nicht, meine Erklärung zu vertei-

digen; allein ich möchte vorerst Ihre Meinung darüber vernehmen

Ich habe noch einen Gedanken gehabt, den ich von Ihnen gerne beurtheilt wissen möchte. Die natürliche Verbindung unsrer Begriffe, vermöge welcher unsrer Seele per legem imaginationis von einer Vorstellung auf die andre übergehet, hat den Virtuosen öfters gedient, ihre Gegenstände anschauender vorzustellen. Sie fügen zu einem jeden Hauptbegriffe jederzeit die ideas socias hinzu, die mit ihm in Ansehung des Orts oder des Raums verbunden sind, oder die wir öfters mit ihm zugleich gehabt haben. Ich drücke mich ziemlich dunkel aus; ich glaube aber, Sie werden mich besser verstehen, als ich mich ausdrücke. Nun sind unsre Begriffe auch öfters als Wirkung und Ursache mit einander verknüpft, und die Seele schließt von der Ursache auf die Wirkung, oder umgekehrt. Die Virtuosen haben sich dieses Kunstgriffs bedient, den Begriff der Ursache durch die Vorstellung ihrer Wirkung zu bereichern und anschauender zu machen. So drücken sie die Leidenschaften der Seele durch ihre Wirkungen und Aeußerungen in Tönen, Bewegung und Geberden aus, und vervielfältigen dadurch gewissermaßen die vorzustellenden Begriffe, indem sie unsre Seele von jeder Wirkung auf das

Daseyn der Ursache schließen lassen. Dieses vorausgesetzt, habe ich mich nach Exempeln umgesehen, da man in den schönen Künsten auch umgekehrt die Wirkung durch die Ursache vorstellen oder beleben würde. Allein ich habe nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, daß diese Beispiele sehr selten sind. Ein einziges erinnere ich mich in Dübos gelesen zu haben: dieser erzählt, Lulli soll in einer gewissen Oper den Schlaf durch gewisse einförmige Töne sehr natürlich ausgedrückt haben, und bemerkt dabei, daß der Schlaf wirklich nicht so wohl durch eine völlige Stille, als durch Töne, die weder merklich steigen noch fallen, erregt werde. Die Erfahrung scheint auf seiner Seite zu stehen, ob ich gleich die physikalische Ursache davon noch nicht deutlich einsehe. Dem sey wie ihm wolle, so wäre dieses ein Beispiel der Art, die ich suche. Indessen ist unser Herr Nikolai mit diesen Anmerkungen gar nicht zufrieden. Seine Gründe mag er Ihnen selber schreiben, uad wenn wieder ein Sonntag kömmt, da Sie nicht in die Kirche gehen werden; so wenden Sie die Erbauungsstunde an, in dieser Materie einen Ausspruch zu thun. Ich muß jetzt aufhören. Es ist halb 2 in der Nacht, und morgen früh um 6 Uhr muß ich Hrn. Nikolai in seinem Garten besuchen, wenn ich zu rechter Zeit wieder zu Hau-

se seyn will. Ist das nicht lächerlich: ich bringe eine Nacht schlaflos zu, um Sie vielleicht durch einen langweiligen Brief desto sanfter einzuschläfern? Schlafen Sie wohl!

Moses.

Berlin,
den 4. Aug. 1757.

N. S. Ich kann Ihnen Ihre Fabeln diesmal nicht mitschicken. Herr Voß quält mich darum, und Sie müssen ihm doch nothwendig davon geschrieben haben, sonst würde er es ja nicht wissen, daß ich sie habe.

Ich habe im Spinoza eine Stelle gefunden, die Ihnen gewiß gefallen wird. Sie werden sich zu erinnern wissen, wie Sie einst die Erklärung des Lächerlichen von demjenigen, was bei dem mechanischen Lachen vorgeht, haben abstrahiren wollen. Wir lachen, wenn uns ein andrer kitzelt, sagten Sie, weil wir nicht wissen, ob er nicht die Schranken des Angenehmen überschreiten werde. Ich glaube, folgender Satz kann hierinn einiges Licht geben. Prop. 11. part. 5. Schol. sagt der angeführte Schriftsteller: Titillatio et dolor ad hominem referuntur, quatenus una ejus pars prae reliquis est affecta. Hierauf gründet er Part. 4. Prop. 43. folgenden Lehrsatz: Titillatio excessum

habere et mala esse potest, dolor autem eatenus potest esse bonus, quatenus titillatio est mala.

Dem. Titillatio est laetitia, quae, quatenus ad corpus refertur, in hoc censistit, quod quaedam ejus pars prae reliquis afficitur; cujus affectus potentia tanta esse potest, ut reliquas corporis actiones superet (per prop. b) eique pertinaciter adhaereat, atque adeo impediat, quo minus corpus aptum sit, ut plurimis aliis modis afficiatur, adeoque (per prop. 38.) mala esse potest. Sed dolor diversos habere potest gradus. Sit igitur talis ut titillationem coerceat, ne sit nimia; eatenus erit bonus. Q. E. D.

Der 38te Lehrſatz darauf ſich dieſer Beweis bezieht, wird folgendergeſtalt bewieſen:

Quo corpus aptius redditur, ut plurimis modis afficiatur, eo mens aptior ad percipiendum redditur, adeoque id, quod corpus hac ratione disponit, est necessario bonum. — (per prop. 26.) etc.

Ueberhaupt finde ich in Spinozens Theorie von den Affekten ſo viel Gründliches, daß ich mich verwundere, wie die neuern Weltweiſen über dieſe Materie ſo haben hinweg eilen kön-

nen. Kaum hat Wolf, Reusch und Baumgarten mehr davon, als die bloße Worterklärung. Ich finde, daß Spinoza auch vom Selbstmorde mit mir einerlei Gedanken hat. Er sagt: omnis virtus in eo confistit, ut homo suum esse conservare conetur. (Ihnen werde ich wohl nicht zu sagen nöthig haben, daß suum esse, suam perfectionem, suam realitatem conservare, einerlei bedeuten.) Da nun Spinoza behauptet, unsre Realität gehe nach dem Tode verloren; so sagt er auch ausdrücklich: sequitur eos, qui se interficiunt, animo esse impotentes, eosque a causis externis suae naturae repugnantibus prorsus vinci. Fast eben das, worüber ich mich in meinen Briefen ziemlich ausgedehnt habe.

32.

Mein lieber Moses!

Ist denn das hübsch, daß ich seit sechs Wochen keine Zeile von Ihnen zu sehen bekomme? Warum wollen Sie mir denn auf meinen letzten Brief nicht antworten? Oder haben Sie ihn nicht bekommen? Ich habe Ihre Aufsätze von der Kunst, von dem

Naiven ꝛc. und einige von meinen Fabeln mit beigelegt. Diese letztern möchte ich bald wieder zurück haben, um die Sammlung vollständig zu machen, die ich dem Drucke bestimmt habe, wenn Sie anders, nach der Probe zu urtheilen, mir nicht davon abrathen.

In Ihrer Abhandlung von den Quellen und Verbindungen der schönen Künste ꝛc. haben Sie beiläufig meiner gedacht, und ich muß Ihnen für Ihre freundschaftliche Anmerkung Dank sagen. Da ich Ihnen aber etwas näher verwandt bin, als das Publikum, so glaube ich auch auf eine nähere Erklärung Recht zu haben. Welches sind die Stellen, die Sie für indeclamabel halten? Ich frage nicht, um mich mit Ihnen in einen Streit darüber einzulassen; ich frage blos, um künftig aufmerksamer seyn zu können.

Was macht denn Herr Nikolai? Hat er einen Brief übel genommen, den ich ihm vor 8 Tagen über seine Recension des Messias geschrieben? — Bei Gelegenheit des Messias —— Haben Sie schon den Tod Adams gelesen? Was sagen Sie davon?

Von den Gleimschen Fabeln denken wir Ziemlich einerlei. Sie sagen: unter den eignen Erfindungen des Verfassers, verdiene die 11, 17 und 27te des ersten Buchs allen andern vorgezogen zu

werden. Einmal, wo nicht mehrmal, müssen Sie sich hier gewiß verschrieben haben; denn 27 Fabeln hat das erste Buch nicht. Sonst sind mir die 3, 10, 12, 16, 19, 20 und 21te nicht schlecht vorgekommen, wenigstens so gut als die 17te. Erzählt sind sie gewiß vortreflich; wenn schon die Erfindung besser seyn könnte. Erklären Sie sich über diesen Punkt, mein lieber Moses, und zwar mit erster Post, weil ich noch gerne die Recensi-en zum zweiten Stücke fertig machen wollte.

Leben Sie wohl! Wenn ich doch bald bei Ihnen in Berlin seyn könnte! Aber — Ich bin

Leipzig, den 9. Aug. 1757.

ganz der Ihrige

Lessing.

53.

Liebster Freund!

Ich eile, Ihnen zu antworten, theils weil Ihre Fabeln pressiren, theils aber, Ihnen meine Gedanken von Gleims Fabeln etwas deutlicher zu erklären. Die 27ste ist unrecht. Ich weiß nicht, wie ich habe darauf kommen können, etwas zu loben, das gar nicht existirt. Es soll die 28ste seyn, die mir wirklich gefällt. In Ansehung der 12ten haben Sie Recht. Diese muß

ich übersehen haben. Von allen übrigen aber gestehe ich, daß sie vorzüglich erzählt sind, allein die Erfindungen kann ich nicht loben. Ich will sie die Revüe passiren lassen. Die 3te. — Warum zween Störche? Was lehrt uns die Geschichte? Irgend, daß ein Tyrann könne Geschmack haben, und das Quaken der Frösche für so schön hielte, als das Singen einer Nachtigall? Wenn es diese Lehre seyn sollte: so ist sie gewiß nicht in ihr rechtes Licht gesetzt. Vielleicht ließ sich diese Fabel mit mehrerem Nutzen umkehren. Der arme Frosch, der ist beklagenswerth, vorhin quakte er so artig nach! Schweig, Tyrann! vorhin stießest du auf eine Lerche ꝛc. — Die 10te — — die Erfindung will gar nichts sagen. Die ersten 10 Verse sind unvergleichlich. Die Anwendung in den folgenden beiden Versen ist possierliche Friedrich ist die Lerche, und Graun der Adler in der Fabel. Der Schluß paßt auf diese unschickliche Anwendung noch weniger. — Die 16te — Eine Ziege will so hoch klettern, als eine Gemse, und fällt und bricht den Hals. Vergleichen Sie diese Fabel mit der Fabel des Aesops, da sich ein Frosch aufblähet, um so groß zu werden, als ein Ochs, so werden Sie vielleicht Ihr Urtheil zurück nehmen. Die 17te Fabel, die eben dieselbe Maxime zum Grnnde hat, ist unstreitig

ſtreitig beſſer. So wohl der Eſel als der Froſch unternehmen unmögliche Dinge, und ſetzen ſich ſogleich bey ihrer erſten Bemühung dem Gelächter aus. Kann man dieſes aber von der Ziege ſagen? Vielleicht wäre es ihr gelungen, wenn ſie nicht jetzt verunglückt wäre. — Die 19te — Die Elſter iſt der übertriebne Charakter der Lerche aus dem Gellert. Der Uhu, der Philoſoph, der in des Baumes Bauche die Welt vergißt, ſollte ſich hier nicht in fremde Händel miſchen. — Die 20te —Einſt ſtarb ein reicher Luchs? Irgend weil er ſich auf Fuchs reimt? und warum war der Luchs reich? Die Leichenrede iſt ſehr ſchön, aber die Geſchichte hängt nicht zuſammen. Der Leſer iſt immer noch zweifelhaft, ob nicht das Lob wahr ſeyn könnte. Der Umſtand, daß ein Hofhund dieſelbe Rede auf einen Menſchen hat halten hören, beweiſet ſehr wenig, und höchſtens nur ſo viel, daß der Fuchs ein Plagiarius ſey. Wie, wenn der Fuchs die Rede auf einen Tiger, oder auf einen Wolf gehalten hätte? —Die 21. iſt ohne Beweis ſehr mittelmäßig. Was Sie übrigens von ſeiner Art zu erzählen ſagen wollen, damit bin ich vollkommen zufrieden. Sie iſt unvergleichlich. — So viel von Gleim.—

Den Tod Adams habe ich geleſen. Der tragiſche Stil in Proſa iſt neu und ungemein ſchön. Im übrigen finde ich nichts an dem ganzen

Stücke das Klopstocks würdig sey, außer einigen Zügen in der Unterredung mit Kain, wie nicht weniger die Beschreibung, die Adams Tochter von diesem ihrem Bruder macht. Sonst habe ich alles mit ziemlich kaltem Blute, und öfters noch mit Verdruß gelesen, und dieses ist mein Beweis, daß mir dieses Stück nicht gefällt. Ich weiß nicht, wie Klopstock solch Zeug hinschreiben kann, das weder Zusammenhang, noch Handlung, weder Leidenschaften, noch irgend etwas anders, außer einer kleinen Nüance von Charakteren hat. Ich sage meine Meinung ziemlich zuversichtlich, aber ich bin gewiß daß ein Lessing nie ein solches Gewäsch dem Drucke bestimmt haben würde, gesetzt, es wäre ihm möglich gewesen, so was zu schreiben.

Ich habe mich noch wegen einer Anmerkung über Ihr Miß Sara zu rechtfertigen. Meine Worte waren: „Kenner wollen einige dergleichen „Stellen in dem vortreflichen Trauerspiele Miß „Sara bemerkt haben." Ich würde thöricht seyn, wenn ich mich für einen Kenner des Theaters hielte; mich, der ich in meinem Leben kaum zwei Trauerspiele von einer sehr mittelmäßigen Bande habe aufführen sehen. Indessen stimme ich doch nach dem Begriffe, den ich mir von der Deklamation mache, und vielleicht nach den Begriffen, die Sie mir davon beigebracht, dem Urtheile bei, das

ich von Leuten habe fällen hören, die ich für Kenner halte. — Welches aber sind die Stellen, die indeklamabel seyn sollen? Es sind die, in welchen ich Sie als Weltweisen am meisten bewundere; solche, die mir für die Schaubühne allzuphilosophisch scheinen. Wenn die Philosophie sich in ihrer ganzen Stärke zeigt; so will sie mit einer gewissen Monotonie ausgesprochen werden, die sich auf dem Theater nicht gut ausnehmen kann. Ja, die vortrefflichsten Gedanken entwischen dem Zuhörer unvermerkt, die den Leser am meisten vergnügt haben. Ueberhaupt glaube ich, gibt es gewisse Grenzen in der Philosophie, die das Gemeine von dem Höhern unterscheiden, und die von dem tragischen Dichter nicht überschritten werden müssen. Ich kann mich jetzt nicht deutlich über diesen Punkt erklären. Ich werde aber die Stellen in Ihrem Trauerspiele aufsuchen, die ich eigentlich meine, und alsdenn werde ich mich selbst besser verstehen, und also besser erklären können.

Herr Nikolai will eine zwote Abhandlung von eben der Materie schreiben. Vielleicht ergreife ich die Gelegenheit, mein Urtheil zu bestätigen, oder zu wiederrufen, nachdem ich, oder Sie Recht behalten werden.

So viel aber hoffe ich, muß das Publikum zum Voraus wissen, daß man einen Lessing nicht

so tadelt, als einen Schönaich. Was ich an Ihnen nicht billige, das würde ich an einem kleinen Geiste bewundern. Ja, wenn mein Tadel gerecht ist; so verdienen Sie ihn nicht mehr, als Thomson Young, Moore und andre englische Dichter, die ich auch um Theil berührt habe. Hierbei erfolgt eine Anmerkung aus dem Spinoza, die ich vor einiger Zeit für Sie ausgezogen habe, sie wird Ihnen gefallen.

Ihr Aber, warum Sie nicht hierher kommen wollen, verstehe ich gar nicht. Wir halten uns hier für ziemlich sicher, ohngeachtet Herr Nikolai den Einfall gehabt, sich zur Reise anzuschicken. Sie wird jetzt, wie ich hoffe, unterbleiben. Leben Sie wohl, und kommen Sie bald zu uns. Ich bin

Ihr

Berlin.
den 11. Aug. 1757.

wahrer Freund

Moses.

N. S. Ich habe einige Gedanken vom Erhabnen aufgesetzt, die ich Ihnen hier zur Beurtheilungmitschicke. Diese Gedanken sind durch mein voriges Schreiben veranlaßt worden. Ich bitte sie mir so bald als möglich wieder aus.

34.

Mein lieber Moses!

Ich schreibe Ihnen so viel Briefe, die alle nicht das Postgeld werth sind. Gleichwohl will ich mich deswegen nicht entschuldigen; denn Entschuldigungen würden sicherlich meine Briefe noch unbeträchtlicher machen.

Hier kömmt Ihr Aufsatz vom Erhabnen wieder zurück. Ich wüßte auch nicht das Geringste dabei zu erinnern; ob ich ihn gleich mehr als einmal durchgelesen habe. Zudem lassen sich nicht alle Kleinigkeiten, die man mündlich so leicht sagt, auch schreiben. Ich habe mehr als einmal die Feder angesetzt, Ihnen einen Einwurf wider dieses oder jenes mitzutheilen, aber sobald ich ihn erst deutlich gedacht, ist mir auch die Antwort beigefallen, die Sie mir darauf ertheilen würden. —

Ich danke Ihnen für die mitgetheilte Stelle aus dem Spinoza; ich muß aber bekennen, daß ich sie ein wenig anders verstehe. Es scheint mir nehmlich, der Weltweise verstehe unter titillatio nicht so wohl das eigentlich sogenannte Kitzeln, als vielmehr alles, was dem dolor entgegen ge-

setzt wird, quatenus ad corpus refertur; jedes angenehme körperliche Gefühl: denn sonst begreife ich nicht, wie er sagen könnte: sit igitur dolor talis, ut titillationem coerceat, ne sit nimia; et eatenus erit bonus. Die Armuth der lateinischen Sprache hat ihn auch wirklich gezwungen, das Wort titillatio für alles dasjenige zu setzen, was das Gegentheil von dem körperlichen Schmerze ist. Wollen Sie nun aber das Kitzelwort in diesem weitläuftigen Verstande nehmen, so können Sie nicht sagen, daß jede kitzelnde Empfindung des Körpers Lachen erwecke. Dieses findet nur bei dem eigentlichen Kitzel Statt, wenn ein Theil des Körpers so afficiret wird, daß weder Schmerz noch das Gegentheil vom Schmerze daraus erfolgt; sondern eine Vermischung von beiden. Und aus dieser Vermischung soll, nach meiner Erklärung, das Lachen entspringen.

Antworten Sie mir bald, mein lieber Moses! das andre Blatt soll für jetzt Herr Nicolai haben. Leben Sie wohl! Ich bin

Ihr

Leipzig,
den 13. Aug. 1757.

aufrichtiger Freund

Lessing.

35.

Liebster Freund!

Ich habe die von Ihnen kritisirten Gleimschen Fabeln nur für comparative schön gehalten, und sie nie für gute, sondern blos für die besten in dieser Sammlung ausgeben wollen. Ich werde mich also wohl hüten, ihre Vertheidigung gegen Sie auf mich zu nehmen; aufs höchste wäre es noch die zehnte Fabel, für die ich ein Paar Worte wagen möchte. Ich begreife nicht wie Sie die Zeilen:

Wenn Friederich die Flöte spielt,
So lauschen Graune so und fühlen Himmelslust.

für die Anwendung der Fabel halten können. Es soll ein bloßes Gleichniß seyn, das Sie, ohne der Fabel im geringsten Schaden zu thun, ausstreichen können. Streichen Sie es also aus, weil es wirklich ein wenig widersinnig ist, und lesen das Ganze noch einmal. Der Adler ist über das Lied der Lerche entzückt; er glaubt ihr seine Hochachtung nicht besser ausüben zu können, als wenn er sie mit in die Wolken nimmt; die bescheidne Lerche dankt für diese Erhebung, und ist mit ihrem angebornen Vorzuge zufrieden. So begnügt

sich ein sittsamer Dichter an dem Beifalle der Könige, ohne zu verlangen, an ihre Rechte erhöht zu werden. Regiere du, zur Ehre des Schöpfers! ich bin glücklich genug, zu seiner Ehre zu singen; —

Aber was gehen mich fremde Fabeln an; da ich für meine genug zu sorgen habe? Ich wünschte, Sie hätten mir sie nicht zurück geschickt, ohne mir die Fehler derjenigen, die Ihnen nicht gefallen haben, näher anzuzeigen. Ich glaube doch nicht, daß ich in der Erfindung eben so geschlegelt haben sollte, als Gleim? Das bin ich mir wohl bewußt, daß meine Moralen nicht immer die neuesten und wichtigsten sind; aber wer kann immer neu seyn? Es ist wahr, die Lehre aus meiner Fabel, Zevs und das Pferd, ist schon oft eingekleidet worden; aber wenn gleichwohl meine Einkleidung eine von den besten ist, so kann ich, glaube ich, mit Recht verlangen, daß man die ältern und schlechtern für nicht geschrieben halte. Demohngeachtet aber denken Sie nur nicht, daß ich eine einzige will drucken lassen, die nicht Ihren vollkommnen Beifall hat. Es kostet mir zu wenig Mühe, eine solche Kleinigkeit zu ersinnen, als daß es mir viel Ueberwindung kosten sollte, sie der Kritik aufzuopfern.. — Ihre weitere Ausführung vom Erhabnen (die Sie künftigen Posttag zurückbekommen sollen) kam eben zu rechter

Zeit, um mich zu verhindern, Ihnen etwas Mittelmäßiges von dieser Materie vorzuschwatzen. Mit einer einzigen Anmerkung will ich aber doch zu Markte kommen. Es ist wahr, etwas Erhabnes duszudrücken, muß man so wenig Worte aufwenden, als möglich; es geschieht also freilich oft, daß das Erhabne zugleich naiv ist; aber die Naivität ist deswegen nicht ein wesentlicher Charakter des Erhabnen. Cuncta supercilio moventis ist erhaben, aber nicht naiv. Die Antwort des griechischen Feldherrn, als man ihm von der Menge der persischen Pfeile, wodurch die Sonne verdunkelt würde, sprach: wir werden also im Schatten fechten, ist erhaben und naiv. Dort sagen die Zeichen gleich so viel, als sie sagen wollen, nicht mehr und nicht weniger; hier aber scheinen die Zeichen weniger. zu sagen, ja sogar etwas anders. Ein naiver Gedanke, der weiter nichts als naiv ist, ist ein Unding, es muß allzeit noch etwas dabei seyn, erhaben, oder satyrisch, oder lächerlich, und kurz, alle Arten von Gedanken können naiv seyn, weil das Naive blos in dem Ausdrucke besteht, und weiter nichts als eine oratorische Figur ist. —

— Nun auch ein Paar Worte von Ihren Gedanken über den Gebrauch, den die Virtuosen von den Begriffen der Ursache machen, um die Wirkungen dadurch

schicklicher vorzustellen. Die Exempel hiervon müssen wohl sehr selten seyn, da die Fälle in der Natur selbst sehr selten sind, wo uns die Ursache sinnlicher wäre, als die Wirkung. Die Dichter sind daher, wo sie sich des Begriffs der Ursache bedient haben, meistens unpoetisch, das ist, unsinnlich geworden. Z. E. Wenn sie die Jahreszeiten durch das Zeichen, in welchem die Sonne in dem Thierkreise steht, haben anzeigen wollen. — Nur alsdenn darf sich der Virtuose dieses Kunstgriffs bedienen, wenn die Wirkungen nicht in die Sphäre seiner Nachahmung gehören, und er die Sache doch nothwendig ausdrücken soll; und so war dem Lully freilich kein andrer Weg übrig; denn die Wirkungen des Schlafs sind Ruhe und Stille, wie kann aber Stille durch Töne ausgedrückt werden? Ich erinnere mich hierbey jenes alten Pantomimen, der die Worte: τον μεγαν Αγαμεμνονα, d. i. den großen Agamemnon tanzen sollte. Wie kann ein Mann von großen Thaten, durch Bewegungen und Linien ausgedrückt werden? Ein Mann von großer Leibesgestalt ist wohl dadurch auszudrücken; und dieses war auch der Fehler, in welchen der Pantomime fiel, der sich bei dem Worte groß auf die Zehen stellte. Sein Lehrmeister, der auf Verlangen des Volks diesen Fehler gut machen sollte, war scharfsinni-

ger, nahm zur Ursache seine Zuflucht, und gab sich die Stellung eines Tiefsinnigen; er hielt einen grossen tiefsinnigen Verstand für die Ursache grosser Thaten. — Was die physikalische Ursache anbelangt, warum Töne, welche weder wirklich steigen noch fallen, den Schlaf erregen, so glaube ich sie folgendergestalt deutlich genug erklären zu können. Der Schlaf ist die natürliche Folge der Entkräftung, und da sowohl der Körper als die Seele daran Theil nehmen, so kann er bald in dieser, bald in jenem zuerst entstehen. Die Seele ist müde, wenn sie kaum noch so viel Kräfte hat, sich das Einförmige vorzustellen; da nun also dieser schwächere Grad ihrer Realität vorhergeht; so kann es nicht fehlen, der Schlaf muß auch darauf folgen, wenn ich meiner Seele diesen schwächern Grad der Realität vorsetzlich gebe; d. i. wenn ich mir das Einförmige vorstelle. Weitläuftiger will ich mich nicht erklären; denn wenn Wahrheit in diesem meinem Gedanken ist, so werden Sie sie gewiß, nach aller ihrer Ausdehnung, leichter finden, als ich sie Ihnen zeigen kann. — Mit Ihrer nähern Bestimmung der indeklamabeln Stellen in meiner Sara, bin ich sehr wohl zufrieden. Aber wenn es die philosophischen sind, so sehe ich schon voraus, daß ich sie nicht ausstreichen werde, und wenn Sie mir

es auch mathematiſch bewieſen, daß ſie nicht da ſeyn ſollten; wenigſtens ſo lange nicht, als noch immer mehr Leute Trauerſpiele leſen, als vorſtellen ſehen. — Gleims Fabeln habe ich zu dem zweiten Stücke der Bibliothek nicht recenſiren können, weil es Herr Dyk gern noch dieſe Woche fertig haben will. Ich habe aber zu den Neuigkeiten Verſchiedenes hinzugethan, und hoffe, daß es dem Hrn. Nikolai nicht ungelegen ſeyn wird. Herr Dyk wollte gern 14 Bogen voll haben. — Der Herr Major von Kleiſt iſt noch immer hier, und alſo kann er es wohl nicht ſeyn, der ſich in Wolmine mit den Panduren herumgeſchlagen hat. — Hrn. Nikolai will ich nächſtens die Urſache melden, warum ich ſeine Recenſion vom Devil to pay caſſirt habe. — Er wird doch wohl nicht noch Willens ſeyn, von Berlin wegzugehen? Was ſollte ich denn in Berlin, wenn er weg wäre, und Sie mitgenommen hätte? — Das Aber, womit ich meinen Brief geſchloſſen, hat gar keine Beziehung auf die Sicherheit in Berlin; es ging blos auf meine eignen Umſtände. Ich ſeh meinem Proceſſe unter keinen vier Monaten ein Ende; meine perſönliche Gegenwart iſt nicht mehr dazu nöthig, und gleichwohl ſehe ich mich, anderer Dinge wegen, hier zu bleiben gezwungen.

Leben Sie wohl, mein lieber Moses; und schreiben Sie mir bald wieder; ich bin jetzt größtentheils so verdrießlich, daß das Vergnügen, welches Sie mir mit Ihren Briefen machen, eine wahre Wohlthat für mich ist. Ich bin

Ihr

Leipzig,
den 18. Aug. 1757.

ergebner Freund

Lessing

36.

Liebster Freund!

Ich habe Ihren Brief erhalten. Sogleich auf einmal kann ich vorjetzt die 60 Thlr. nicht schicken. Aber ich kann Ihnen jetzt, ohne die geringste Beschwerlichkeit, 30 Thlr., und irgend in 4 Wochen noch 30 Thlr. schicken, wenn es Ihnen so gefällt. Ich würde auch heute das Geld mitgeschickt haben, wenn man nicht seit gestern den Weg von hier nach Leipzig für unsicher hielt. Seyn Sie also so gütig, allda durch jemanden 30 Thlr. auf mich assigniren zu lassen, entweder an Hrn. Voß, oder sonst einen Kaufman allhier. Ich zahle contant; mit den übrigen 30 Thlr. müßte es alsdenn noch einige Wochen Anstand haben. Sie sehen,

daß ich kein Bedenken trage, Ihnen dasjenige abzuſchlagen, was mir beſchwerlich fällt.

Herr Nikolai freut ſich ungemein über den ſchönen Zuſatz zur Bibliothek. Die beiden Lieder ſind gewiß Meiſterſtücke, und kommen den bekannten Kriegsliedern in dem Zuſchauer bei. Er wird mit Nächſtem das Manuſcript zum 3ten Stücke einſchicken: zwar nicht alles auf einmal, weil ihn jetzt die Arbeit ein wenig übereilt, künftig aber ſoll es allezeit geſchehen, wie er jetzt verſichert.

Wegen der Stelle im Spinoza muß ich mich ſchlecht erklärt haben. Ich habe ſchlechterdings die Erklärung des Spinoza non titillatio angenommen. Nämlich, ſie ſey affectio non ingrata unius partis corporis prae reliquis, und bekümmere mich gar nicht um den Verſtand, den man dieſem Worte in den Wörterbüchern beilegt. Da aber Spinoza in der Stelle, die ich Ihnen angeführt, beweiſet, daß dieſe titillation einen excessum habe, und unangenehm werden kann; ſo muß auch ein Grad der titillation möglich ſeyn, der zwar noch angenehm iſt, dabei aber zu beſorgen ſteht, man möchte die Gränzen überſchreiten, und eine unangenehme Empfindung zuwegbringen. In dieſem Zuſtande entſteht das mechaniſche Lachen, und alsdenn nennen wir es im Deutſchen Kitzeln. Denn daß das Kitzeln eine affectio

unius partis corporis prae reliquis sey, ist wohl gar nicht zu zweifeln, und woher das Lachen entstehe, läßt sich jetzt nach Ihrer Erklärung sehr Deutlich einsehen.

Ich erwarte über die Gedanken von den Quellen ꝛc. noch einige Anmerkungen, zum Behufe des Hrn. Nikolai, der eine zwote Abhandlung von dieser Materie schreiben will. Ich erwarte auch unfehlbar eine Assignation über die 30 Thlr., und bin

Ihr

Berlin,
den 13 Sept. 1757.

wehrer Freund

Moses.

37.

Liebster Freund!

Ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Willfahrung. Die Assignation, die ich an Sie gestellt, werden Sie ohne Zweifel bereits erhalten haben. Schreiben Sie sich es zum Theil selbst zu, wenn sie Ihnen beschwerlich gefallen ist. Wie ich meine Handschrift darüber einrichten soll, mögen Sie mir melden; unterdessen werden Ihnen meine Briefe statt derselben dienen.

Mit der Stelle aus dem Spinoza haben Sie Recht. Ein abermaliger Beweis, wie obenhin ich alles anzusehen gewohnt bin! Wenn Ihnen mehr aufstoßen sollte, was mit meiner (oder vielmehr mit Ihrer) Erklärung des Lachens einige Verwandschaft hat, so merken Sie es ja fleißig an. Ich sammle an lächerlichen Geschichten und Einfällen; und endlich kann eine lustige, tiefsinnige Abhandlung vom Lächerlichen für die Bibliothek daraus werden.

Aus Ihrer Kritik der indeklamabeln Stellen in meiner Sara ist eine Lobrede geworden. Ihre Freundschaft läßt Sie mehr Schönes darinn entdecken, als ich hineinzubringen im Stande gewesen bin. Gleichwohl kann ich mich nicht enthalten, Ihren Anmerkungen einige andre entgegen zu setzen. Der Autor wird jederzeit das letzte Wort behalten wollen. — Der Grundsatz ist richtig: der dramatische Dichter muß dem Schauspiele Gelegenheit geben, seine Kunst zu zeigen. Allein daß philosophische Erhabne ist, meines Erachtens, am wenigsten dazu geschickt; denn eben so wenig Aufwand, als der Dichter, es auszudrücken, an Worten gemacht hat, muß der Schauspieler, es vorzustellen, an Geberden und Tönen machen. Wer das qu'il mourut am gleichgültigsten, am meisten ohne Kunst ausspricht, hat es am besten ausgesprochen. Es ist zwar auch Kunst, zu verstecken,

sie zu rechter Zeit aus den Augen zu setzen; aber von dieser Kunst, glaube ich, ist hier nicht die Rede. Ich berufe mich, statt des besten Beweises, auf den Unterschied, der unter den Gebehrden des Schauspielers ist. Einen Theil der Gebehrden hat der Schauspieler jederzeit in seiner Gewalt; er kann sie machen, wenn er will; es sind dieses die Veränderungen derjenigen Glieder, zu deren verschiednen Modifikationen der bloße Wille hinreichend ist. Allein zu einem großen Theil anderer, und zwar gleich zu denjenigen, aus welchen man den wahren Schauspieler am sichersten erkennt, wird mehr als sein Wille erfordert; eine gewisse Verfassung des Geistes nämlich, auf welche diese oder jene Veränderung des Körpers von selbst, ohne sein Zuthun, erfolgt. Wer ihm also diese Verfassung am meisten erleichtert, der befördert ihm sein Spiel am meisten. Und wodurch wird diese erleichtert? Wenn man den ganzen Affekt, in welchem der Akteur erscheinen soll, in wenig Worte faßt? Gewiß nicht! Sondern je mehr sie ihn zergliedern, je verschiedener die Seiten sind, auf welchen sie ihn zeigen, desto unmerklicher geräth der Schauspieler selbst darein. Ich will die Rede der Marwood auf der 74. Seite zum Exempel nehmen. — Wenn ich von einer Schauspielerinn hier nichts mehr verlangte, als

daß sie mit der Stimme so lange stiege, als es möglich, so würde ich vielleicht mit den Worten: verstellen, verzerren und verschwinden, schon aufgehört haben. Aber da ich in ihrem Gesichte gern gewisse feine Züge der Wuth erwecken möchte, die in ihrem freien Willen nicht stehen, so gehe ich weiter, und suche ihre Einbildungskraft durch mehr sinnliche Bilder zu erhitzen, als freilich zu dem bloßen Ausdrucke meine Gedanken nicht nöthig wären. Sie sehen also, wenn diese Stelle tadelhaft ist, daß sie es vielmehr dadurch geworden, weil ich zu viel, als weil ich zu wenig für die Schauspieler gearbeitet. Und das würde ich bei mehrern Stellen vielleicht antworten können. Z. E. S. 111. Geschwind reißen Sie mich aus einer Ungewißheit. Es ist wahr, Mellefont würde hier geschwinder nach dem Briefe haben greifen können, wenn ich ihn nicht so viel sagen ließe. Aber ich raube ihm hier mit Fleiß einen gemeinen Gestum, und lasse ihn schwatzhafter werden, als er bei seiner Ungeduld seyn sollte, blos um ihm Gelegenheit zu geben, diese Ungeduld mit einem feinern Spiele auszudrücken. Die Schnelligkeit, mit der er alle diese Fragen ausstößt, ohne auf eine Antwort zu warten; die unwillkührlichen Züge der Furcht die er in seinem Gesichte entstehen zu lassen Zeit

gewinnt, sind, sollte ich meinen, mehr werth, als alle die Eilfertigkeit, mit der er den Brief der Sara aus den Händen nehmen, ihn aufschlagen und lesen würde. Ich wiederhole es also nochmals, diese Stellen sind so wenig untheatralisch, daß sie vielmehr tadelhaft geworden sind, weil ich sie allzutheatralisch zu machen gesucht habe.

Haben Sie aber, mein lieber Moses, hier nicht ganz Recht, so haben Sie es doch in Ansehung der schändlichen Perioden, S. 123. 124. 154. 156., die so holpricht sind, daß die beste Zunge dabei anstoßen muß. Sobald meine Schriften wieder gedruckt werden, will ich sie gewiß verbessern. — Ich habe heute nicht Lust, länger zu schreiben, sonst würde ich noch einige allgemeine Anmerkungen auskramen, in wie fern der dramatische Dichter für den Schauspieler arbeiten müsse, und was für verschiedene Wege der komische und der tragische in dieser Absicht zu wählen habe. Vielleicht ein andermal hiervon.

An Hrn. Nikolai will ich schreiben, wenn er die ersten Aushängebogen bekommen wird. Hier ist unterdessen bey Herr Dyken ein Brief eingelaufen, der ohne Zweifel von dem Hrn. von Hagedorn aus Dresden ist. Meine Neugier hat ihn erbrochen.

Leben Sie beide zusammen wohl; schreiben Sie oft, und lieben Sie mich beständig.

Leipzig,
den 14. Sept. 1757.

Gotth. Eph. Lessing.

38.

Liebster Freund!

Ich habe Herr Vossen eine zweite Anweisung auf Sie gegeben; doch werden Sie nicht gehalten seyn, sie anzunehmen, wenn es Ihre Umstände nicht erlauben sollten. Sie müssen, um mir eine Gefälligkeit zu erweisen, sich nicht in Verlegenheit setzen. Das will ich durchaus nicht. Ich erwarte also Ihre Antwort hierauf, ob ich Ihnen eine Handschrift auf die halbe oder ganze Summe einrichten soll. Mein Proceß geht so geschwinde, als ein Proceß in Sachsen gehen kann, und da ich in der nächsten Woche wieder einen Termin habe, so muß ich schon so lange noch hier bleiben. Ich sehne mich mehr, als Sie glauben können, bald wieder in Berlin zu sein; denn das Leben, das ich hier führen muß, ist allen meinen Absichten und Neigungen zuwider.

Ich habe durch Herr Vossen den Codrus wieder zurück gesendet, und zugleich ein neues Stück mitgeschickt, welches bei Herr Dyken eingelaufen war. Der Codrus hat nichts weniger, als meinen Beyfall. Doch wünschte ich, daß Herr Nikolai dem Verfasser nicht alle Wahrheiten sagte, die man ihm sagen könnte. Wenn ich ein Paar ruhige Stunden finde, so will ich einen Plan aufsetzen, nach welchem ich glaube, daß man einen bessern Codrus machen könnte. — Wer der Verfasser des Renegaten sey, werden Sie aus beiliegendem Zettel sehen. Ich habe ihn eröffnet, weil ich gewiß überzeugt bin, daß Ihr Urtheil dadurch um nichts partheiischer werden wird. Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf wenden könnte.

Mit dem dritten Stücke der Bibliothek bin ich sehr wohl zufrieden. Man sieht es Ihren Recensionen nicht an, daß sie in der Eile gemacht werden; es wäre denn die einzige Recension von Basedow, und auch diese nur in Ansehung der äußerlichen Einrichtung. Da Ihnen Klopstocks Adam so wenig gefallen hat; was werden Sie zu seinen geistlichen Liedern sagen?

Ich hoffe, daß nunmehr alles wieder in Berlin ruhig seyn wird. Sie hätten sich einen solchen Besuch wohl nicht vermuthet? Was für ein unseliges Ding ist doch der Krieg! Machen Sie, daß bald Friede wird, oder nennen Sie mir einen Ort, wo ich die Klagen der Unglücklichen nicht mehr höre. Berlin wird dieser Ort nun auch nicht mehr seyn. Vielleicht zwar hat sich alles wieder zum Besten geändert, ehe ich hinkommen kann.

Meinen Empfehl an Hrn. Nicolai; ich will nächstens an beide weitläuftiger schreiben. Merken Sie aber, mein lieber Moses, daß Sie den Anfang machen müssen, wenn unser Briefwechsel in seinen alten Gang kommen soll.

Leben Sie wohl, und lassen Sie unsre Freundschaft ewig seyn. Ich bin

Leipzig,
den 22. Okt. 1757.

ganz der Ihrige
Lessing.

39

Liebster Freund!

Herr Voß hat die Assignation präsentirt. Ich versprach ihm, solche binnen 14 Tagen gewiß zu bezahlen, welches Versprechen ich auch unfehlbar halten werde.

Das Trauerspiel, der Renegat, ist angekommen, und der Codrus auch. Mich dünkt, als ich ihn gelesen habe, einige nicht schlechte Situationen darinn gefunden zu haben. Das Ganze ist freilich elend. Es würde eine Zierde für die Bibliothek seyn, wenn Sie einen bessern Plan zum Codrus machen wollten. Jedoch, was haben Sie nicht schon für die Bibliothek versprochen, und nicht gehalten? Wo sind Gleims Fabeln? wo die Idyllen des Theokrits? — ich wollte sagen, Lieberkühns? wo ist der Brief über Hrn. Nicolai Beurtheilung des Messias? Mein Rath wäre, Herr Nicolai schickte zum vierten Stücke nicht mehr Manuscript, als zu zehn Bogen ungefähr. Ich weiß es schon, daß Sie nicht eher arbeiten, als wenn der Druckerjunge in der Stube sitzt, und darauf wartet; wir wollen Ihnen also diesen über den Hals schicken.

Bei dem unvermutheten Besuche der Oestreicher war uns freilich Anfangs nicht wohl zu Muthe. Ich hielt zwar ziemliche Contenance, indessen bin ich doch seit der Zeit zu allem ernsthaften Studiren ungeschickt gewesen. So sehr zerstreuen uns die widersprechenden Nachrichten, die stündlich einlaufen, und nunmehr uns wirklich zu interessiren anfangen. Wenn diese Umstände

noch ein halbes Jahr anhalten, so komme ich ganz aus dem Gleise.

Es ist eine elende Sache mit den Processen! Erforderts denn so viel Kopfbrechens, auszumachen, ob Sie Geld haben sollen, oder nicht? oder haben die Rechtsgelehrten so langsame Köpfe? Gewiß, ich hätte unterdessen vielleicht quadraturam circuli finden wollen, ehe die Leute allda erörtern, ob man sein Versprechen halten müsse, oder nicht. Machen Sie, mein lieber Lessing, daß Sie bald zu uns kommen. Ich dächte, Sie könnten hier immer zu leben finden. Verschaffen Sie aber zum Besten der Bibliothek einen zweiten Lessing, der nach Ihrer Abreise die Revision besorge; denn sonst dürfte es manchmal ziemlich unordentlich gehen.

Den Augenblick kömmt Herr Nicolai mit seinem Briefe. Ich sehe, er bittet Sie recht feierlich um die Paar Stücke zur Bibliothek, die Sie versprochen. Dieses scheint mir ziemlich possierlich! Ich versichre Sie, wenn Sie Ihr Wort nicht halten; so wird Herr Winkler auch das seine nicht zu halten gezwungen werden. Ich denke, er hat so viel Recht, sein Wort zurück zu nehmen, als Sie. Daß jenes gegebne Wort Geldsachen betrifft, ist eine große Kleinigkeit die zu der Sache nichts thut. Machen Sie also immer, was

Sie

Sie uns zugesagt haben, und zwar vor Ihrer Abreise noch; denn hier möchten Sie nicht so bald in Ordnung seyn, um nach Bequemlichkeit arbeiten zu können.

Ueber Ihren Ausdruck: da Ihnen Klopstocks Adam so wenig gefallen, habe ich mich ziemlich gewundert. Hat er Ihnen denn gefallen? Gefallen Ihnen denn seine geistlichen Lieder? — Wenn dieses ist, wie ich doch unmöglich glaube, warum haben Sie nicht meine Recension vom Adam so gut cassirt, als die Devil to pay?

Ich sende Ihnen nächstens meine Gedanken vom Erhabnen zur Beurtheilung zu. Sie sollen in das 4te Stück kommen, und ich muß Ihr Urtheil erst darüber vernehmen, ehe ich sie zum Drucke befördern lasse. Für diesesmal lesen Sie meinen Brief an Hrn. Prof. Baumgarten, und seine Antwort, und schreiben Sie mir mit nächster Post, wie Ihnen letzterer gefallen, und was Sie insbesondre zu dem 30sten Kapitel der Sprüche Salomonis sagen?

Leben Sie wohl, und lieben Sie mich beständig.

Berlin,
den 25 Okt. 1757.

Moses.

40.

Liebster Freund!

Unsre Urtheile über das Betragen des Hrn. Prof. Baumgartens stimmen völlig überein. Die letzte Frage kann unmöglich Verstellung seyn. Sie muß aus dem Herzen geflossen seyn, und das Herz dieses Mannes scheint mit seinem Verstande in keiner genauen Verbindung zu stehen. Ich werde die Frage wiederholen, die ich, wo ich nicht irre, schon vor einiger Zeit an Sie gethan. (Welche Wissenschaft lehrt uns die Vorurtheile bestreiten?)! Und wenn es wahr ist, daß der Mensch zwo Seelen hat; so würde ich meine Frage folgendergestalt ausdrücken: Wir haben sehr viele Wissenschaften für die Seele des Verstandes; welche Wissenschaft aber ist für die Seele des Herzens? — Jedoch, auch der tiefsinnige Brief des Hrn. Prof. hat mir nicht sonderlich gefallen. Was er darinn sagt, paßt gar nicht auf die Fragen, die ich gethan habe, und er scheint mir nur durch Winkelzüge entwischen zu wollen. Schicken Sie mir doch den Brief bald wieder, ich muß dem Manne antwortene Was die Demüthigung betrifft, da haben Sie Unrecht. Ich

habe nichts weniger, als geschmeichelt. Wie ichs schrieb, so floß es mir aus dem Herzen.

Sie haben Recht, mein liebster Freund! Wie es scheint, so würde ich die Frage nicht gethan haben, wer Sie zu Leipzig zurückhalte, wenn ich den Verfasser des Frühlings persönlich kennte. Ich habe, ohne diesen Mann zu kennen, eine wahre Hachachtung für seine Talente sowohl, als für seine Sitten, nach der Beschreibung die seine Freunde von denselben machen. Die Seelen dieses Mannes scheinen in ziemlicher Correspondenz mit einander zu stehen.

Mit dem Tode Adams verstehe ich Sie noch nicht recht. Erklären Sie sich also deutlicher, wenn Sie besser verstanden seyn wollen, als Klopstock.

– Daß Sie Trauerspiele im Kopfe fertig haben, das haben wir schon lange gewußt. Aber mit Ihnen ist es nun wieder eine andre Plage. Bei andern Schriftstellern strömen die Gedanken aus dem Kopfe auf das Papier, ohne in das Herz hinüber zu gehen, und bey Ihnen ist gerade das Gegentheil. Ihre Gedanken finden den Weg nach der Hand ziemlich spät.

Eben jetzt erhalte ich Hrn. Nicolai 's Schreiben zum Einschlagen. Er will durchaus, ich soll Ihnen die Verse schicken, die ich neulich aus Verdruß über verschiedne Widerwärtigkeiten ge-

macht habe. Es sey also! — Uebrigens kann Herr Nikolai versichert seyn, daß ich die schönen Wissenschaften nächstens abdanke. Aber erst will ich einen Brief machen, in welchem ich meine Gedanken von den schönen Wissenschaften ganz frei herausſagen werde. Ich verwerfe sie nicht alle, aber ich will für mich eine Wahl anstelleu. — Jedoch hiervon ein andermal.

Leben Sie wohl, und lassen Sie uns bald von demjenigen etwas sehen, das Sie im Kopfe fertig haben. Das Trauerspiel ist gewiß eine Branche von den schönen Wissenschaften, die mir vorzüglich gefällt. Ich bin

Ihr

Berlin,
den — Nov. 1757.

wahrer Freund

Moses.

41

Geliebter Freund!

Ich kann nicht umhin, Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen, die Ihnen ihrer Seltenheit halber vielleicht nicht unangenehm seyn wird. Ich will nunmehr für nichts in der Welt mehr schwören, da es schon so weit gekommen, daß ich eine Pre-

digt schreibe und einen König lobe. Ich habe auch einige hebräische Danklieder ins Deutsche übersetzt, und sie sind gedruckt. Sie scheinen mir aber nicht wichtig genug, sie Ihnen zu schicken. Sie haben zwar den Leuten allhier gefallen; allein wie viel Leute haben hier Geschmack?

Was Sie von dieser Predigt denken, brauchen Sie gar nicht zu schreiben Ich kann mirs so ungefähr schon vorstellen. Um desto nöthiger aber wird es seyn, mir Ihre Gedanken von meinem Briefwechsel mit Hrn. Prof. Baumgarten etwas deutlich zu erklären auch mir mit nchäster Post seinen und meinen Brief zurück zu schicken. Ich kann, ohne unhöflich zu seyn, meine Antwort nicht länger aufschieben, und habe aus Unvorsichtigkeit eine Abschrift davon zu nehmen vergessen.

Wissen Sie auch wohl, mein lieber Lessing, daß der Winter bald zu Ende eilet, und daß Sie uns versprochen, noch diesen Winter bei uns zu seyn? Wir haben viel, sehr viel mit einander mündlich auszureden, und wer weiß, wie viel unverdaute Gadanken ich noch in die Bibliothek einrücken lasse, wenn ich nicht bald Gelegenheit habe, sie mit Ihnen zu überlegen. Herr Nicolai will auch die zwote Abhandlung von dem Wesen der schönen Künste schreiben, und wenn Sie nicht unser Schiedsrichter seyn werden; so kommen wir

schwerlich zusammen. Kommen Sie also geschwinde zu uns! Hören Sie? Ich bin

Ihr

Berlin,
den 25. Nov. 1757.

beständiger Freund

Moses.

42.

Liebster Freund!

Sie haben mir mit Ihrer Ode und Ihrer Predigt eine recht große Freude gemacht; sie sind beide recht schön, und an der ersten besonders habe ich nichts auszusetzen, als daß Sie mir sie nicht freiwillig geschickt haben, und ich also mehr dem Hrn. Nicolai, als Ihnen, dafür danken muß. Wissen Sie, daß Sie mir auch noch die Fortsetzung von Ihren Lehrgedichten schuldig sind? Ich will durchaus alle Ihre poetischen Arbeiten sehen; ob ich gleich deswegen nicht will, daß Sie mehr Zeit auf die Poesie, als auf die Philosophie verwenden wollen. Denn Sie haben in der That Recht: den schönen Wissenschaften sollte nur ein Theil unsrer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigern Dingen zu üben, ehe wir sterben. Ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts als

gereimt hat?, und ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts gethan, als daß er seinen Athem in ein Holz mit Löchern gelassen; von solchen Alten zweifle ich sehr, ob sie ihre Bestimmung erreicht haben.

Sie sagen mit Grund, daß Rousseau die Stelle aus dem 19. Psalm von ihrem Erhabnen herabgesetzt habe Allein mich wundert, daß Sie nicht auch gemerkt, daß Rousseau den ganzen Verstand des heiligen Psalmendichters verfehlt hat. Wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, heißt nicht, wie ein Bräutigam, der von seiner couche nuptiale aufsteht; denn wahrlich, so ein Bräutigam kann nicht sehr brillant und radieux erscheinen, wenn er anders seiner Pflicht nachgekommen ist. Sondern es heißt, ein Bräutigam, der aus seiner Kammer der Braut entgegen geht; dieser ist mit der Sonne und mit dem Helden zu vergleichen, der sich seinen Weg zu laufen freuet. Meinen Sie nicht, daß ich Recht habe?

Ich höre es nicht gern, daß Sie mit dem Hrn. Nicolai nicht eins werden können. Eher muß nichts gedruckt werden, als bis Sie zusammen eins sind. Und worüber streiten Sie denn eigentlich? Persönlich dürfte ich unter 6 bis 8 Wochen wohl nicht an Ihrem Streite Theil nehmen kön-

nen. Zwar vielleicht — doch ich will noch nichts Gewisses entscheiden. Es kömmt alles auf die künftige Woche an.

Ich hatte dem Hrn. Nikolai zu dem vierten Stücke der Bibliothek einen Beitrag versprochen. Ich habe auch Wort gehalten, obgleich nicht so genau. Denn anstatt, daß ich Gleims Fabeln und die große Ausgabe vom Messias zu recensiren versprach, und Lieberkühns Theokrit bis auf das nächste Stück verschieben wollte; habe ich diesen recensirt, und jenes verschoben. Meine Recension beträgt ungefähr zwei Bogen. Herr Nikolai mag sich also mit dem Reste des Manuscripts darnach einrichten. Sie können sich nicht einbilden, was Lieberkühn für dummes Zeug gemacht hat! Er hat aus der lateinischen Uebersetzung übersetzt, und auch nicht einmal diese verstanden. Es ist mir lieb, daß Sie es bereits in dem Griechischen zu etwas gebracht haben; denn so werden Sie selbst von meiner Kritik urtheilen können, und einsehe, daß ich Lieberkühnen nicht zu viel gethan habe.

Ihre Correspondenz mit Baumgarten folgt hier zurück. Was wollen wir nicht darüber plaudern, wenn wir zusammen kommen! Davon schreiben kann ich nichts; denn ich glaube, ich verstehe Sie beide noch nicht recht.

Leben Sie unterdessen wohl; und schicken Sie mir auch Ihre Danklieder. Vergessen Sie es nicht! Ich bin, liebster Freund,

ganz der Ihrige
Lessing.

Von den beiden Gelegenheitsgedichten des Hrn. Nicolai urtheile ich, daß die Gedichte recht gut sind, (besonders das, worinn die Strophe ist: Und Amor trat an Phöbus Stelle ꝛc.) daß aber die Kupfer nicht den Henker taugen; der Erfindung des Hrn. Nicolai unbeschadet, wider die ich nichts zu sagen habe. In Hrn. L...seinem Stiche besonders, ist noch viel Steifes. Aber sagen Sie Hrn. Nicolai, daß er nun genug Gelegenheitsgedichte gemacht habe, er sollte nun auch allmählig an andere und größere Gedichte denken.

Was sagen Sie zu den neuen Siegsliedern über die Schlacht bey Roßbach?

43.

Liebster Freund!

Ich habe Ihnen seit einiger Zeit nicht geschrieben, weil ich seit einiger Zeit nicht gedacht habe.

Es müssen Freunde von einer ganz andern Natur seyn, die sich blos mit Versicherungrn von ihrer Freundschvft unterhalten können. Und ich hätte Ihnen wahrlich nichts anders schreiben können, weil ich mich bei der ungesunden Luft, welche wir zeither allhier athmen, vor allem Nachdenken hüte. Mein Verstand spielt indessen einige Farcen. Ich lese die hochberühmten Essais des Abbe Trublet; der Mann gefällt, ob er gleich wenig unterrichtet. Seine Pensées sur le bonheur, sur le plaisir und sur les desirs, verdienen gelesen zu werden. Die Franzosen sind in neuern Zeiten die besten Beobachter der menschlichen Sitten. Sie schildern die Charaktere der Menschen, und wissen manchmal verborgne Neigungen und Falten des menschlichen Herzens zu entdecken, die dem gründlichsten Weltweisen entwischen. Sie müssen sich aber in ihren Schranken halten. Sobald sie solche verlassen, und mehr als Beobachter, Weltweise werden wollen; so sollte man ihnen das Handwerk legen. Ich halte dafür, es gibt in der Sittenlehre ein Feld, das noch gar nicht angebaut ist. Dieses ist die Theorie der Charaktere. Die gemeinen Sittenlehren enthalten blos die Beweise, wie sich die Menschen nach den Vorschriften der Vernunft verhalten sollten, wenn es ihnen gegeben wäre, diese Vorschriften in al-

lem zu befolgen. Sollte es aber nicht möglich seyn, aus den Beobachtungen der Geschichtschreiber, der Weltweisen und der theatralischen Dichter, eine allgemeine Theorie zu verfertigen, in welcher man zeigte, was aus einem jedem gegebnen Charakter in diesem oder jenem Falle fließen würde? Theophrast, Bruyere Montagne, der Zuschauer, und gewissermaßen Rochefaucault unter den Weltweisen, Tacitus, Sallust, Voltaire und andre unter den Geschichtschreibern haben Materialien gesammlet. Die guten theatralischen Dichter müssen einen Vorrath davon gehabt haben; denn Sie haben in besondern Fällen ihre Charaktere nach der Natur entworfen. Es muß also gewisse allgemeine Wahrheiten, ein gewisses System geben, worauf sich alle diese Beobachtungen gründen. Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, dasselbe zu suchen?

Die Schönheitslinie habe ich im Blondel vergebens gesucht. Der Mann bestimmt die Gattung der Linie, nach welcher die Säulen verjüngt werden müßten. Allein die Grade der Krümmung eben dieser Linie hat er nicht festgesetzt, welche bei einer und eben derselben Aequation unendlich verschieden seyn können. Seine Erfindung ist dem Baumeister nützlicher, als dem Weltweisen; denn dieser such eigentlich die Curvatur der Schönheitslinie.

Dem Prof. Baumgarten habe ich geantwortet, und nach Ihrem Befehl, seiner wunderbaren Frage gar nicht erwähnt. Ob er mir wieder antworten wird? —

Leben Sie wohl!

Moses.

Berlin,
den 17. Febr.. 1758.

N. S. Wenn Sie auf den Sommer gewiß zu uns kommen; so wollte ich zum voraus einen Garten für uns miethen. Sie müssen mir aber versprechen, ihn fleißiger zu besuchen, als Sie den letzten besucht haben.

Ich habe eine Bitte an Sie, liebster Freund! Der Musikus Krinberger, den Sie auch kennen sollten, und der nach seiner Geschicklichkeit in der Musik ein beßres Schicksal verdient, hat mir aufgetragen, durch Ihre Vermittlung, den Hrn. Breitkopf zu bewegen, einige von seinen Sachen drucken zu lassen. Hier folgt das Verzeichniß davon. Der Verleger kann davon ausleſen, was ihm gefällt, und allenfalls ein oder zwei Stücke zum Ansehn bekommen. Es sind recht schöne Sachen. Er verlangt 12 Exemplare für seine Freunde, und überläßt es im Uebrigen der Generosité des Verlegers. Wenn auch nur vorerst eine Symphonie zur Probe gedruckt

wird. Ich verspreche mir diese Gefälligkeit von Ihnen, liebster Lessing, und verspreche, Sie nicht wieder mit dergleichen Commissionen zu beschweren. Ich konnte es ihm nicht abschlagen.

In der Recension vom Lichtwehr belieben Sie zu ändern, was Ihnen nicht gefällt. Ich bin kein guter Beurtheiler von Fabeln, und hätte diese Arbeit auch nicht übernommen, wenn mich nicht Herr Nicolai darum ersucht hätte. Sie machen doch in diesem Stücke die Recension von Gleims Fabeln?

44.

Liebster Freund!

Unser Briefwechsel ist lange genug unterbrochen gewesen. Ich muß ihn nunmehr erneuern. Ich würde nimmermehr so lange haben schweigen können, wenn ich nicht eine Reise nach Hamburg gethan hätte, die mich in tausend Zerstreuungen verwickelt hat. Ich habe Gelehrte kennen lernen, und was Sie nicht wenig befremden wird, ich habe die Thorheit begangen, mich in meinem dreißigsten Jahre zu verlieben. Sie lachen? Immerhin! Wer weiß, was Ihnen noch begegnen kann? Viel-

leicht ist das dreißigste Jahr das gefährlichste, und Sie haben dieses ja noch nicht erreicht. Das Frauenzimmer, das ich zu heirathen Willens bin, hat kein Vermögen, ist weder schön noch gelehrt, und gleichwohl bin ich verliebter Geck so sehr von ihr eingenommen, daß ich glaube, glücklich mit ihr leben zu können. An Unterhalt, hoffe ich, soll es mir nicht fehlen, und an Muße zum Studieren werde ich mirs gewiß nicht fehlen lassen. Zum Hochzeitkarmen sollen Sie noch ein ganzes Jahr Zeit haben, aber alsdenn muß Ihre reimfaule Muse die staubigte Leier wieder ergreifen? denn wie könnte ich unbesungen Hochzeit machen; — Sie viel von meine häuslichenn Angelegenheiten, die Sie vielleicht wenig interessiren, aber doch zu meiner Entschuldigung dienen.

Ich bin nunmehr seit einigen Tagen wieder hier. Das erste, das mir zum Lesen in die Hände fiel, waren einige Briefe in Rousseans nouvelle Heloise, die vom Selbstmorde handelten. Sie haben mir gefallen, so gefallen, daß ich Sie um Rath fragen muß, ob ich in der zwoten Auflage von meinen Empfindungen nicht von diesen schönen Briefen Gebrauch machen soll. Er hat diese Materie so spitzfindig nicht behandelt, als ich; allein er hat sie näher aus Herz gelegt, und ich glaube, daß dieses die rechte Seite sey, von wel-

eher diese Angelegenheit betrachtet werden muß. Der Schluß seines 22ten Briefes hat mich ungemein frappirt. Ich merke wohl, daß Rousseau die Kunst zu schreiben besser versteht, als ich.

Vor meiner Reise schon habe ich zwar einige Stellen in meinen Briefen über den Selbstmord verbessert, allein nunmehr, da ich die Rousseauschen gesehen habe, fürchte ich mich vor der Vergleichung. Ich will noch einige Tage hingehen lassen, und hernach die Vergleichung wagen.

Es hat jemand die Lichtwehrschen Fabeln verbessert herausgegeben. Man vermuthet, daß sich Herr Ramler diese Freiheit genommen, und ist sehr begierig zu sehen, wie Lichtwehr diese Freiheit aufnehmen wird. So stille, als Logau und Kleist, wird doch der noch athmende Lichtwehr gewiß nicht herhalten.

Ich werde Ihnen nächstens eine Abhandlung über die Gewalt der Bewegsgründe zur Beurtheilung überschicken, aber Sie müssen sie auch lesen. Ich bin immer noch zu zaghaft, ohne Ihren Beifall etwas drucken zu lassen. Wie stehet es um das englische Werk, on sublime and beautiful? Wenn Sie nicht Zeit, oder nicht Lust haben, den Druck selbst zu besorgen, so schicken Sie mir das Manuscript, und die Erlaubniß, es in Ihrem Namen zu thun. Es wäre ewig Schade, wenn

Ihnen ein Stümper zuvorkäme, und das schöne Buch so weghudelte. — Was war das für ein englisches Werk, daß Sie dem Hrn. Voß empfahlen, übersetzen zu lassen? — Sie sehen, daß ich beständig Fragen thue, ob ich gleich noch sehr zweifele, ob Sie mir anworten werden. Allenfalls leiden diese Fragen einigen Aufschub, bis Sie fleißiger ꝛc.*)

45.

Liebster Freund!

Ich bin krank gewesen, und befinde mich noch nicht recht wohl, sonst würde ich Ihnen schon längst wieder geschrieben haben. Ich will nicht wünschen, daß Sie eine gleiche Entschuldigung haben mögen.

Meine Uebersetzung des bewußten englischen Buchs ist größtentheils fertig, noch ist aber nichts davon gedruckt. So wie ein Bogen abgedruckt ist, werde ich ihn Ihnen zuschicken. Und alsdenn schreiben Sie mir fein alles, was Sie davon oder

---

*) Hier ist wieder etwas von dem Briefe zerrissen. Es sind aber nur zwo Zeilen.

dabei gedacht haben. Es kommen, wie Sie finden werden, sehr schöne Anmerkungen darinn von; allein das ganze Gebäude taugt nichts. Der Verfasser sagt: alle unsre Leidenschaften theilten sich in zwei Hauptäste; in Leidenschaften, welche die Selbsterhaltung beträfen, und in Leidenschaften, die auf das gesellschaftliche Leben zielten. Die erstern, weil ihre Gegenstände nur Schmerz und Gefahr wären, würden zur Quelle des Erhabnen; und die andere, die sich auf Liebe gründeten, zur Quelle des Schönen. Was sagen Sie zu diesem System? Daß der Verfasser einen sehr seltsamen Begriff von der Seele haben müsse. Den hat er auch. Die Leidenschaften sind ihm etwas, das Gott so in unsre Seele gelegt hat; etwas, das nicht aus dem Wesen der Seele, aus einer gewissen Gattung von Vorstellungen entspringt; sondern etwas, das Gott dem Wesen der Seele obendrein gegeben habe. Eine Menge Empfindungen, sagt er, entstehen blos aus der mechanischen Struktur des Körpers, aus der natürlichen Bildung und Beschaffenheit der Seele, und gar nicht aus Folgen von Vorstellungen und Schlüssen derselben. So besitzt z. E. unsre Seele etwas, das er Sympathie nennt, und aus dieser Sympathie sind die Wirkungen herzuleiten, die das Unglück anderer, es mag wirklich oder nach-

geahmt seyn, auf uns hat. — Das heißt ohne Zweifel sehr commode philosophiren! Doch, wenn schon des Verfassers Grundsätze nicht viel taugen, so ist sein Buch doch als eine Sammlung aller Eräugnungen und Wahrnehmungen, die der Philosoph bey dergleichen Untersuchungen als unstreitig annehmen muß, ungemein brauchbar. Es hat alle Materialien zu einem guten System gesammlet, die Niemand besser zu brauchen wissen wird, als Sie.

Ich bin sehr begierig, Ihre mit dem Hrn. Nicolai gemeinschaftliche Kritik des Codrus und des Freigeists zu sehen. Der Verfasser des letztern hat jetzt einen Brutus gemacht, in Versen ohne Reime, der seinem ersten Versuche nicht ähnlich sieht. Bei der Correktur des Codrus, habe ich mich meines ersten Entwurfs zu einem Trauerspiele über diesen Helden größtentheils wieder erinnert. Ich würde die ganze Begebenheit in dem Dorischen Lager vorgehen lassen. Das Orakel müßte auf beiden Theilen bekannt seyn; und die Dorier müßten, dieses Orakels wegen, bereits seit einiger Zeit alle Schlachten sorgfältig vermieden haben. Aus Furcht, den Codrus unbekannter Weise zu ermorden, müßten sie in den kleinern Gefechten die Athenienser nur zu greifen und keinen zu tödten suchen. Diese würden hierdurch natürlicher

Weise eine groſse Ueberlegenheit gewinnen, und diese Ueberlegenheit könnte so weit gehen, daß die Dorier den ganzen Krieg aufzuheben und Attika zu verlassen gezwungen würden. Und von diesem Zeitpunkte würde sich mein Trauerspiel anfangen. Codrus, würde ich nun weiter dichten, habe es erfahren, daß die Dorier sich zurück ziehen wollten, und fest entschlossen, sich die Gelegenheit, für sein Vaterland zu sterben, nicht so aus den Händen reißen zu lassen, habe er sich verkleidet in das Lager der Dorier begeben. Hier gibt er sich für einen Megarenser und heimlichen Feind von Athen aus, und findet Gelegenheit, den Feldherrn der Dorier zu überreden, daß die Athenienser das Orakel bestochen hätten, um ihnen eine so sonderbare Antwort zu ertheilen, durch die sie ihre Feinde zu schonen sich gemüßiget fänden. Der Dorische Feldherr, der schon seinem Charakter nach eben so ungläubig ist, als sein Heer abergläubig, beschließt hierauf, alle gefangne Athenienser auf einen Tag umbringen zu lassen, und den Krieg fortzusetzen. Umsonst widersetzt sich ihm der Priester, der das Orakel geholt, und zeigt ihm die Mittelstrasse, die er zwischen der übermäßigen Furcht des Pöbels und der gänzlichen Verachtung des Götterspruchs halten solle. Er beharrt auf seinem Entschlusse, in welchem ihn der verkleidete

Codrus zu bestärken weiß. Der beleidigte Priester schlägt sich also auf die Seite derer, die lieber zu viel als zu wenig glauben, und bringt den gemeinen Soldaten auf, der den Rathgeber, den verkleideten Codrus, in der ersten Hitze des Aufruhrs ermordet. Und indem es nun bekannt wird, daß ihre Wuth das Orakel erfüllet, haben die Athenienſiſchen Gefangnen, deren nach meiner Anlage eine große Anzahl seyn können, ſich in Freiheit geſetzt, und richten unter den Doriern eine ſo ſchreckliche Niederlage an, daß ſie die Flucht ergreifen müſſen. — Was ſagen Sie von dieſen erſten Zügen? Man müßte ſehr unfruchtbar ſeyn, wenn man nicht ohne alle Epiſoden, fünf Aufzüge darnach vollmachen könnte. Die meiſte Kunſt würde darinn beſtehen, daß die Perſon deß Codrus immer die voenehmſte bliebe, und daß die verſtellte Rolle, die er ſpielt, ſeinem edlen Vorſatze nicht nachtheilig würde. Wenn Sie und Herr Nicolai etwas Gutes in dieſem Entwurfe finden, ſo will ich ihn, weiter und beſſer ausgeführt, ſeiner Kritik an einem bequemen Orte mit einrücken. So ſcheint er noch ein wenig kahl.

Wegen des Hrn. von Cronegk ſagen Sie nur Hrn. Nicolai, daß es hier eine längſt bekannte Sache ſey, daß niemand, als dieſer junge Baron, der Verfaſſer des Codrus ſey. Es befin-

den sich hier eine ziemliche Anzahl von seinen Freunden, auf die er sich kühn deswegen berufen kann.

Wie wird es mit dem Portrait zu dem dritten Bande werden? An das Portrait des Hrn. von Kleist ist gar nicht zu denken.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir doch ja fein bald, und fein viel, damit unser Briefwechsel wieder in sein altes Gleis komme. Nun wird er zwar am längsten gedauert haben.

An Hrn. Nicolai will ich nächstens umständlich schreiben. Ich bin

Berlin.
den 28 Febr. 1758.

ganz der Ihrige

Lessing

46.

Liebster Freund!

Ein guter Buchhalter ist gewiß ein seltnes Geschöpf. Er verdient die größte Belohnung; denn er muß Verstand, Witz und Empfindung ablegen, und ein Klotz werden, um richtig Buch zu führen. Verdient ein solches Opfer zum Besten der Finanzen nicht die größte Belohnung?

Wie ich heute auf diesen Einfall komme, fragen Sie? Sie können es wohl unmöglich errathen, daß mir des Hrn. von Kleist neue Gedichte dazu Anlas gegeben. Ich ließ sie mir des Morgens um 8 Uhr kommen. Ich wollte unserm lieben Nicolai eine unvermuthete Freude damit machen, und sie mit ihm durchlesen. Allein ich ward verhindert — die ungestümmen Leute! Was bringt Er, mein Freund? und Sie Gevattern? und Er, Geselle? Lassen Sie mich heute, ich kann nicht. „Sie haben ja nicht irgend Feiertage?„ — Das wohl eigentlich nicht, aber ich bin krank. Es verschlägt ihnen ja nichts. Kommen Sie morgen wieder. — Diese Leute waren gefällig, allein mein Principal war es nicht. Ich bekam Arbeit bis gegen Mittag. Ich las indessen unter der Arbeit hier und da ein Fleckchen, und da merkte ich es, wie schwer es ist, Empfindung zu haben, und ein Buchhalter zu seyn. Ich fieng an, in Handlungssachen schön zu denken, und machte in meine Bücher eine von den Schönheiten, die man von einer Ode zu rühmen pflegt. Ich verwünschte meinen Stand, schickte die Gedichte unserm Esquire, der von seinen Geldern lebt, ha, nicht ohne Neid! und ward verdrießlich. Die Idyllen sind allerliebst, und das Lied eines Lappländers recht sehr artig. So viel habe ich gelesen. Von

dem Trauerspiele will ich noch nicht urtheilen. Indessen verwundere ich mich nun gar nicht mehr, daß Sie sich so lange zu Leipzig aufhalten. Ich will nicht eher hoffen, Sie hier zu sehen, bis der Hert von Kleist ausmarschiren wird.

Ueber Ihren Engländer verwundere ich mich gar nicht. Er scheint die innerlichen Sinne des Hutcheson zu begünstigen. Ueberhaupt philosophiren die Engländer nur bis auf einen gewissen Punkt, bei welchem sie stehen bleiben. Sie scheinen zu stolz zu seyn, die Teutschen zu lesen, und zu bequem, selbst in das Innere der Seele zu dringen. Die Franzosen philosophiren mit dem Witze, die Engländer mit der Empfindung, und nur die Teutschen haben kaltes Blut genug, mit dem Verstande zu philosophiren. Sie haben vermuthlich die vermischten Schritten des David Hume gelesen? Ich kann seinetwegen von meiner allgemeinen Regel keine Ausnahme machen. Nur Locke, Klark und etwa Shaftesburi sind in meinen Augen wahre Weltweisen. Die Eintheilung der Leidenschaften in selbsterhaltende und gesellschaftliche ist zu vertheidigen. Wir ergötzen uns so wohl an den Vollkommenheiten anderer Dinge, als an unserer eigenen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Erkenntniß der erstern die letzte befördere, und vielleicht uns nur aus diesem

Grunde angenehm sey; ja, ich bin deswegen mit dem Beweise von Wolf gar nicht zufrieden, daß er den Grund unsrer Pflichten gegen andere blos darinn sucht, daß wir uns außer dem gesellschaftlichen Leben nicht vollkommen machen können, denn hieraus lassen sich die gesellschaftlichen Neigungen und der dunkle Trieb, andere mit Vergnügen vollkomuer zu sehen, gar nicht erklären. Indessen hat die berühmte Eintheilung ihren guten Grund, in so weit uns die anschauende Erkenntniß einer Vollkommenheit entweder unmittelbar, oder mittelbar vollkomner macht. Aus jener entspringen die Pflichten gegen uns selbst, und wenn die Begierde heftig wird, die Leidenschaften, welche, mit Ihrem Schriftsteller zu reden, auf unsre Selbsterhaltung abzielen. Aus dieser hingegen die Pflichten gegen Gott und unsre Nebenmenschen. Wird die Begierde heftiger, so entspringen die Leidenschaften des Wohlwollens, welche nur alsdann gesellschaftliche Neigungen genannt werden können, wenn ihr Gegenstand nicht Gott, sondern unsre Nebenmenschen sind. Sie sind alle Quellen der Schönheit, in so weit alle diese Vollkommenheiten sinnlich erkannt werden können. Sie sind auch alle Quellen des Erhabnen, allein mit einigem Unterschiede. Die Leidenschaften, welche auf unsre Erhaltung abzielen,

ſen, ſcheinen nur des Erhabnen von der zwoten Gattung (ich beziehe mich auf meine Gedanken vom Erhabnen in dem letzten Stücke) fähig zu ſeyn. Man bewundert keinen Menſchen, der ſich vor Schmerz und Gefahr ſcheuet; aber man bewundert ihn, wenn er ſie zum Beſten ſeiner Nebenmenſchen nicht achtet. Daher entſpringt das Erhabne von der erſten Gattung, wie ich glaube, mehrentheils aus den geſellſchaftlichen Leidenſchaften. Das von der zwoten Gattung hingegen findet bei allen Arten von Vollkommenheit Statt. Sie ſehen, daß ich beinahe das Gegentheil von Ihrem Engländer behaupte. Vielleicht weil ich ſeine Gedanken nicht recht begriffen, weil mir noch unbekannt iſt, was er unter ſchön und erhaben verſtehe. In dieſem Falle fordere ich meinen Zug zurück.

Warum rechnet Ihr Schriftſteller aber blos Schmerz und Gefahr für die Gegenſtände der Selbſterhaltung? Warum nicht auch die Unvollkommenheiten des Geiſtes, als Unwiſſenheit, Reue, Einförmigkeit der Beſchäftigungen u. ſ. w.?

Ihr Plan zum Codrus gefällt mir ungleich beſſer, als der gekrönte. Der Ihrige iſt einfältig und zuſammenhängend, und der Charakter des Prieſters iſt vieler einzelnen Schönheiten fähig. Allein von welcher Art ſoll das Intereſſe in Ihrem Stücke ſeyn? Mitleiden erregen Sie nicht;

Schrecken und Furcht auch nicht sonderlich; also Bewunderung. Diese Leidenschaft aber wird nach Ihrer Anlage dadurch geschwächt, daß wir gleich beim ersten Anfange von dem festen Vorsatze des Codrus, für das Vaterland zu sterben, und von der Unmöglichkeit, das Vaterland auf eine andere Art zu retten, völlig überzeugt sind. Hier ist keine andere Erwartung, keine Ungewißheit, als diese: wie wird Codrus zu seinem Zwecke gelangen? Unsre Bewunderung hat er bereits weg. Sie haben in einem Ihrer Briefe mehr als zu gründlich bewiesen, daß diese Leidenschaft plötzlich entsteht, und von keiner langen Dauer ist. Wir vereinigen nunmehr unsre Wünsche mit dem Helden, und sind zufrieden, daß sie zuletzt ihre Erfüllung erreichen, ohne sein Schicksal zu beklagen, oder uns sonderlich darüber zu freuen. Beim Cato des Addisons sind wir wegen des Schicksals des Helden in völliger Ungewißheit. Er hat noch nichts gewählt: und so sehr wir mit ihm die Schmach der Unterwerfung fürchten; so wünschen wir dennoch; und seine Freunde mit uns, daß er der Nothwendigkeit nachgeben, und den Cäsar für seinen Ueberwinder erkennen möge. Wir hoffen und fürchten immer noch, bis er uns zuletzt gleichsam zu der Höhe erhebt, von welcher er die menschlichen Dinge betrachtet. Wir wer-

den durch die Macht seiner erhabnen Gesinnung gezwungen, das Leben mit ihm gering zu schätzen. Wir trauen uns aber die Standhaftigkeit nicht zu, es so gelassen aufzugeben, und bewundern den großen Mann. Aber in Ihrem Codrus? — Jedoch, ich bin ein voreiliger Schwätzer. Vielleicht dürfte ich an dem Cato eben so viel auszusetzen gefunden haben, wenn mir Addison seinen Plan, wie Sie, in einem flüchtigen Schreiben bekannt gemacht hätte. Wie werde ich mich schämen, wenn Sie, trotz meinem Geschwätze, der Beurtheilung des Hrn. Nicolai einen sehr interessanten Plan einverleiben werden.

Apropos, versteht man Sie jetzt, warum an das Bildniß des Hrn. von Kleist gar nicht zu denken ist? Trotz Ihrer Verschwiegenheit, haben wir doch, schon vor einigen Monaten gewußt, daß von diesem Hrn. ein Trauerspiel gedruckt werden soll. Es wäre Schade, wenn die Preußen nicht alles wissen sollten, was die Sachsen unternehmen.

Ich gehe jetzt mit einer Materie zu philosophischen Briefen schwanger. Ich kann aber nicht eher erlößt werden, bis Sie mein Socrates sind. Wer kann anders, als Sie, von der Geburt urtheilen, ob sie nicht ridiculus mus sey?

Leben Sie wohl, mein Werther, und vergessen Sie, in der angenehmen Gesellschaft des liebenswürdigen Mannes, nicht

Ihres

Berlin,
den 27. Febr. 1758.

Freundes

Moses.

R. S. Ich bitte nochmals für Hrn Kirnberger.

47.

Liebster Freund!

Sie haben einen Theil der Entschuldigungen meines langen Stillschweigens errathen. Ich bin verschiedene Tage außer Leipzig gewesen; obgleich nicht auf Execution. Wollen Sie auch meine übrigen Entschuldigungen wissen? Ich bin auf einmal in eine Arbeit gerathen, in der ich mich gern auf keine Weise habe unterbrechen wollen. Sie kennen mich, und ich kenne mich selbst, ich muß meine erste Hitze zu nutzen suchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will. Unterdessen haben Sie nicht Ursache, auf diese Arbeit neugierig zu seyn. Gegen Sie werde ich am wenigsten damit groß thun. Sie ist fast von der Art, von der nur Sie mich in Berlin ziemlich abgezogen haben; und ihre Gegenstände sind von alle dem so gänzlich unterschieden, worüber Sie

mir geschrieben haben, und ich Ihnen antworten sollen, daß ich diesesmal, liebster Freund, an Sie oder den Hrn. Nicolai zu schreiben, nothwendig für eine Zerstreuung ansehen mußte. Ich bin darüber sogar von meinem Engländer abgekommen, unn ich schicke ihn daher unterdessen zu Ihnen. Unterhalten Sie sich so lange mit ihm, bis ich mich aus dem Wuste von Gelehrsamkeit, in welchen ich jetzt versunken, wieder heraus gearbeitet habe. Meine Uebersetzung kann zur Messe nunmerhr doch nicht fertig werden; und ich habe Sie ohnedem über verschiedne Punkte derselben vorher zu Rathe zu ziehen. Wir wollen Sie z. E. delight, in so fern es unser Engländer dem pleasure entgegen stellet, übersetzen? Doch das ist eine Kleinigkeit; ich erwarte von Ihnen weit wichtigere Anmerkungen über das ganze System des Verfassers. Schreiben Sie mir alles, was Ihnen darüber einfällt. Ich hebe Ihre Briefe heilig auf, und werde alle Ihre Gedanken zu nutzen suchen, sobald ich mich der Wahrheit wieder nähern werde. Jetzt schweife ich in der Sphäre der historischen Ungewißheit herum, und Sie glauben nicht, mit welcher Menge von nichtswürdigen Kleinigkeiten mein Kopf jetzt angefüllt ist. Der einzige Vortheil, den ich davon wegbringen werde, ist dieser, daß ich das alte

schwäbische Teutsch gelernt habe, und die Gedichte darinn, welche die Schweizer ans Licht bringen, mit vieler Leichtigkeit nunmehr lese. Ich wollte daher, daß Herr Nicolai nicht schon die Fabeln der Minnesinger und die Keimhilden Rache recensirt hätte; ich würde Verschiedenes dabei zu erinnern haben, welches zeigen könnte, daß die Schweizer dieser Arbeit bei weitem nicht so gewachsen sind, als sie glauben. Sie haben in ihren glossariis, die sie dem alten Dichter beigefügt, sehr grobe Fehler gemacht. Zu so einer Arbeit finde ich mich allenfalls jetzt aufgelegt, nicht abee Gleims Fabeln zu recensiren. Unterdessen, da Sie und Herr Nicolai es durchaus haben wollen, so soll es geschehen; ich werde aber sehr wenig zu dem Ihrigen hinzusetzen, außer der Vergleichung, die ich zwischen der Fabel von den Pferden aus dem Gay und der Gleimschen Nachahmung anstellen will. —

Nunmehr aber auch auf Ihren Brief über das Wesen der schönen Wissenschaften zu kommen. Wollen Sie mir nicht ein wenig einen deutlichern Begriff davon machen, als mir Herr Nicolai davon gemacht hat? Was habe ich denn dabei zu thun, daß mir Herr Nicolai schon den

Namen Theophrast gegeben hat? Theophrast! Je nun; wenn es nicht anders ist so bin ich hiermit

Leipzig, den 2. April 1758.

ganz der Ihrige

Theophrast

48.

Mein lieber Moses!

So bin ich wirklich daran Schuld, daß Sie nicht fleißiger sind? Das thut mir leid. Vielleicht zwar, wenn Sie fleißiger gewesen wären, hätten Sie nicht an die Schönheitslinie gedacht. Da sehen Sie, was es für eine vortrefliche Sache um das Nichtsthun ist: man bekommt, wenn man nichts thut, hunderterlei Ideen, die man sonst schwerlich würde bekommen haben. Auch ich z.E. habe vor lauter Müßiggang und Langerweile den Einfall bekommen, das englische Buch, welches ich Ihnen schicken wollte, zu übersetzen. Es ist auch wirklich schon unter der Presse, und ich will Ihnen ehstens den ersten Bogen davon schicken. Das ist zugleich die Ursache, warum ich Ihnen jetzt nicht das Original schicken kann. Sie sollen meine Uebersetzung zugleich kritisiren, der ich verschiedene eigne Grillen beizufügen gesonnen

bin, die ich unterdessen gehascht habe, vorher aber mit Ihnen überlegen muß. Ich möchte närrisch werden, daß es nicht mündlich geschehen kann. Denn noch muß ich sechs Wochen hier bleiben, so ein vortheilhaftes Ansehn auch mein Proceß bei dem letzten Termin gewonnen hat. — Lassen Sie unterdessen fein die Schönheitslinie nicht aus Ihren Gedanken, und schreiben Sie mir ja alles, was Sie davon entdecken; schreiben Sie mir es aber so, daß ich es verstehe: denn von der Geometrie weiß ich jetzt weniger, als ich jemahls gewußt habe. Komme ich aber wieder nach Berlin, so sollen Sie erstaunen, wie sehr ich mich darauf legen will. Wir wollen alsdann thun, als ob gar keine schönen Wissenschaften mehr in der Welt wären. —

Leben Sie unterdessen wohl, mein liebster Moses; ich schreibe Ihnen mit nächstem viel mehr. Ihr Gedanke, daß derjenige, der es für die größte Rache hält, Jemanden lasterhaft zu machen, eine starke Anlage zur Tugend haben müsse, klingt paradox, er ist aber wahr. Denn so ein Mensch muß lasterhaft zu seyn für das größte Unglück halten, und tugendhaft zu seyn für das größte Glück. Was kann ihn also noch abhalten, an seinem Glücke zu arbeiten? — (Es ist hier nichts weiter zu überlegen, mein lieber Nicolai; und ich

muß Sie versichern, daß ich beinahe eben das dem Verfasser des Freygeists gesagt habe.) Leben Sie nochmahls wohl, liebster Freund; ich bin

ganz der Ihrige
Lessing.

49.

Bester Freund!

Ich reiste mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, die Thorheit meines Entschlusses auf einmahl in ihrem völligen Lichte zu sehn. Die Reue wird ohnedem nicht außenbleiben, eine so gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Absicht, mein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieser Reue bereits bin, weiß ich eigentlich selbst nicht. Denn noch bin ich in Breßlau nicht zu mir selbst gekommen.

Was Sie mir aus den Berliner Zeitungen melden, ist eine wahre Neuigkeit für mich. Ihnen brauche ich es nicht lange zu versichern, daß mir diese Ehre, besonders in den Umständen, worinn ich mich gegenwärtig befinde, sehr gleichgültig ist.

Auch ist es mir sehr gleichgültig, was Herr S. für ein Betragen dabei geäußert. Ob er falsch ist, weiß ich nicht; daß er aber öfters sehr inconsequent ist, das weiß ich. Vielleicht war er auch dasmahl nur das Letzte. Und Sie haben Recht; es ist immer einerlei, ob man von einem G. oder von einem Präsidenten der Akademie abhängt. Wenn dieser mehr Kopf hat, so hat er auch mehr Hals: uud es ist sicherlich schlimmer mit ihm auszukommen, als mit jenem. Meinen halte ich noch bis jetzt für einen sehr guten Mann, vor dessen Hastigkeit, wenn sie anders sein Fehler ist, ich gauz gesichert zu seyn glaube.

Was Ep..... übrigens anbelangt, so ist mir lieb, daß alle die Gefälligkeiten, die er sich von mir versprechen kann, von der Art sind, daß ich Niemanden dadurch schaden, auch mich selbst keiner Verantwortung dabei aussetzen kann: doch werde ich darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu seyn; und Sie, liebster Freund, werden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir dann und wann, von diesem, und jenem, einen kleinen Wink geben. Unsre ersten Briefe sind sehr trocken. Wir müssen einander fleißiger, und mehr, und angenehmere Dinge schreiben. Sie gehen auf Ihrem Pfade ungehindert fort. Verlieren Sie mich ja nicht ganz aus den Augen; lassen Sie

mich ja an allen Ihren Beschäftigungen noch ferner den Antheil nehmen, den ich zu meinem großen Nutzen bisher daran genommen habe. Das wird das einzige Mittel seyn, wenn ich nicht ganz in Nichtswürdigkeiten versinken soll.

Was macht Herr Nicolai? Als Bräutigam hat er nicht Zeit meine Briefe zu lesen. Ich will den Honigmonat vorbeigehen lassen, ehe ich ihm schreibe. Doch kann er sichre Rechnung darauf machen, daß er binnen 14 Tagen die versprochnen Briefe haben soll. Sie haben ohne Zweifel unterdessen alles geschrieben. Daß ich ja mit nächstem die Stücke alle bekomme, die ich nicht gelesen habe!

Leben Sie wohl, bester Freund, und empfehlen Sie mich allen ihren Freunden.

Breslau,
den 7. Dec. 1760.

Lessing

50.

Bester Freund!

Ich lebe seit Ihrer Abwesenheit, mitten in dieser großen Stadt, wie in einer Einsiedelei. Herr Nicolai hat seitdem beständig mit der Herrlichkeit seiner Hochzeit zu thun gehabt. Noch hat er Ih-

ren Brief nicht einmahl gelesen: denn schicken mochte ich ihn ihm nicht, und ihn zu besuchen, finde ich vor der Hand noch bedenklich, so lange alles in seinem Hause noch voller Geigen ist. Bedenken Sie, wie wenig er jetzt bei sich selber seyn muß, da er in der That tausend Kleinigkeiten zu besorgen hat, er, den eine einzige Kleinigkeit schon beinahe alles freundschaftlichen Umganges unfähig macht. — Wir wollen sehen, ob Nicolai der Ehemann sich besser wird zu fassen wissen, als Nicolai der Liebhaber; vielleicht hat ihn die Liebe nur so zerstreut. — Was meinen Aufenthalt noch einsamer macht, ist, daß Herr Block, an dessen Gesellschaft ich mich gewöhnt hatte, auf die hohe Schule nach Frankfurt gereiset. Wenn nicht zum Glücke auch Herr Neugebauer verreist wäre, so wäre es gar nicht auszuhalten.

Schreiben Sie mir ja fleißig, mein lieber Freund! damit ich wenigstens des einzigen Vergnügens nicht beraubt werde, das mir noch übrig ist. Melden Sie mir, ob Sie einige Muße haben, oder ob Sie mehr Geschäfte vorgefunden, als man Ihnen vorgestellt hat. Ich besorge das Letztere, und bin um Ihre Zufriedenheit sehr bekümmert. Wen die Liebe zu den Musen so gefesselt hat, wie Sie, der siehet sich nicht, ohne den äußersten Verdruß, auf einmahl ihres Umgangs beraubt.

Die Briefe über die Litteratur hat Herr Nicolai vor seiner Hochzeit einige Wochen unterhalten, um sie mir vielleicht hernach ganz aufzuladen. Er hat Schöpflin von der Erfindung der Buchdruckerei recensirt, und ich beschäftige mich gegenwärtig mit Flögels Versuch einer Theorie der Erfindungskunst. So bald ich Hrn. Nicolai spreche, werde ich besorgen, daß Ihnen die Briefe wöchentlich überschickt werden. Ich wünsche sehr, daß sie zum Neuenjahre aufhören mögen: denn ich bin zu einförmig, die Leser von verschiedenem Geschmacke zu befriedigen. Doch Herr Nicolai verspricht künftig fleißiger zu seyn, und wenn Sie, wie Sie versprechen, auch einige Blätter einschicken, so mögen sie sich noch ein Vierteljahr erhalten, aber länger gewiß nicht.

Mein zweites Schreiben ist, wie Sie sehn, eben so trocken als das erste. Doch in unsern mündlichen Unterredungen ist es jederzeit Ihr Amt gewesen, die nützlichern Materien aufs Tapet zu bringen, in dem Wettlauf den ersten Schritt zu thun, und mich zum Nachdenken aufzumuntern. Thun Sie dieses immer auch in unsern schriftlichen Unterhaltungen. Mein Geist ist ohne alle Bewegung, wenn Sie nicht seine Triebfedern. aufziehn. Fangen Sie von einer Materie an, von welcher Sie wollen, ich folge Ihnen mit Vergnügen.

Mein Phädon liegt mir immer noch in den Gedanken. So bald die Briefe aufhören, mir zur Last zu liegen; so werde ich fürs erste die zweite Ausgabe meiner kleinen Schriften besorgen, und sodann zur Ausarbeitung dieser Abhandlung schreiten. Leben Sie wohl, mein theuerester und bester Lessing! und schreiben Sie mir, so oft es Ihre Geschäfte zulassen. Ich bin

Ihr

Berlin,
den 19. Dec. 1760.

beständiger Freund

Moses.

Ich habe bei Vossen eine Ode von Hrn. Ramler gesehen, die seiner Gewohnheit nach sehr viel Schönes enthält. Sie wird vermuthlich in den Zeitungen zu lesen seyn.

51.

Liebster Freund!

Wenn Sie vom Hrn. Nicolai die Briefe bekommen werden; so bitte ich die Recension der Flögelschen Erfindungskunst mit flüchtigem Auge zu durchlaufen. Ich habe über den Unterschied der Worte Natur, Kunst und Wissenschaft

einige Gedanken gewagt, über welche ich Ihr Urtheil erwarte. Sie müssen nunmehr alle Briefe über die Litteratur, die nicht ganz leer von neuen Gedanken sind, ansehen, als wenn sie an Sie gerichtet werden. Für meinen Theil kann ich Sie versichern, daß ich weder den eingebildeten Officier, noch das Publikum in den Gedanken habe, so oft ich nicht blos abschreibe, sondern selbst zu denken wage. Sie sind der Mann, den ich anrede, und dessem Urtheile ich meine unreifen Einfälle unterwerfe. Da ich des Glücks beraubt bin, sie mündlich mit Ihnen überlegen zu können, so ists immer einerlei, ob sie Ihnen gedruckt, oder geschrieben unter die Augen kommen. Taugen sie nichts; so mag die Presse vergebens geseufzt haben. Das Teutsche Publikum ist gütig!

Wo bleiben aber die Blätter, die Sie in Ihrem einzigen Schreiben so gewiß versprochen? Doch was kümmern mich die Blätter? Wo bleiben Ihre Briefe, liebster Freund, die ich mit so vielem Verlangen erwarte? In der wüsten Einsamkeit, in welcher ich jetzt lebe, sind Ihre freundschaftlichen Briefe der einzige Umgang, nach welchem ich mich sehne, und ohne welchem ich unmöglich zufrieden leben kann. Unsere Correspondenz wird nur gar zu bald, und wer weiß auf wie lange? unterbrochen werden. Lassen Sie

mich der kurzen Zeit genießen, die uns der wütende Krieg noch gönnt. Ich weiß, daß Sie an andere Freunde öfter geschrieben haben, und ich bin eitel genug, auf dieselben eifersüchtig zu seyn.

Mein letztes Schreiben dnrch Hrn. Ephraim Kuh werden Sie doch wohl erhalten haben? Melden Sie mir doch, unter welcher Adresse Ihnen die Briefe am richtigsten in die Hände kommen. Herr Nicolai wird Ihnen nächstens schreiben. Er verlegt itzt eine kleine Schrift, die den Titel führet: über den Tod fürs Vaterland. Der Verfasser ist der Professor Abt zu Frankfurt, der itzt nach Rinteln berufen worden. Es ist schade, daß der Mann nicht im Lande bleibt! Der Aufsatz hat mir so wohl gefallen, daß ich mich gewiß zu einem Professor Matheseos dessen nicht versehen hätte. Er gefällt mit besser als Jselin.

Herr Baumgarten läßt itzt seine Logik drucken. Block schickt mir so eben die abgedruckten Bogen. Die erste müßige Stunde, die ich habe, soll ihnen gewidmet seyn. Ich freue mich, daß der halberstorbne Mann wieder so lebhaft wird.

Das Publikum bestehet noch immer darauf, Voltaire sey der Verfasser des Coffé, so wenig die Anlage des Stücks auch Voltairen ähnlich siehet. Meine Freunde melden mir aus Hamburg, es hätten verschiedene Kaufleute von da, nach

England geschrieben, und die Urschrift verlangt, man hätte ihnen aber geantwortet, es sey kein englisches unter diesem Namen bekannt. Ist das Stück anders von Voltairen; so muß die Luft der republikanischen Freiheit, die er itzt athmet, seine ganze Denkungsart verändert haben. Beinahe sollte ich dieses nicht für unmöglich halten, denn ich habe gestern seine Ode sur la presente guerre etc. gelesen, und ich finde sie zwar sehr witzig, aber gewiß weit kühner und freimüthiger, als man einem Franzosen zugetrauet hätte. Es sollte mich freuen, wenn Voltaire noch auf der Schwelle des Todes bewiese, daß ein großes Genie nicht alt werden kann, ohne weise zu werden. Was für ein Triumph für die Wissenschaften! — Wenn Sie ja noch an Briefe über die Litteratur denken wollen, so vergessen Sie des seichten Palliſot nicht. Seine Unverschämtheit verdient von Ihrer Feder gezüchtiget zu werden.

Leben Sie wohl, mein bester Freund! Ich habe endlich so viel geschmiert, so viel ich immer an einem Abend hätte plaudern können. Ich bin

Ihr

Berlin.
den 11. Febr. 1761.

wohrer Freund

Moſes.

52.

Theuerster Frund!

Ich wünschte, daß Ihre pythagorischen Lehrjahre nun bald vorbei seyn möchten, damit man wieder ein vernünftiges Wort mit Ihnen sprechen könnte; oder lassen Sie mir wenigstens durch Hrn. Kuh melden, wie lange Sie sich vorgenommen, nicht zu antworten, damit ich nur wenigstens etwas von Ihnen höre. Ich begreife nicht, was Sie so eigensinnig machen kann, Niemanden zu antworten?

Ich habe in Ihrer Abwesenheit an Hrn. Prof. B. geschrieben, und ihm mein Vorhaben, den Phädon umzuarbeiten und herauszugeben, bekannt gemacht. Der seltsame Mann! Er hat eine Antwort geschickt, die mich in Verwunderung gesetzt hat. Ich war Willens, Ihnen seinen Brief zu überschicken; da ich aber so wenig Nachricht von Ihnen bekomme, als wenn Sie in einem andern Welttheile wären, so mag es unterbleiben, bis Sie geschrieben haben werden.

Herr Nicolai hat Ihnen, wie er sagt, die Briefe zugeschickt. Er hat den frankfurtschen Prof. Abt zum Mitarbeiter angenommen. Derselbe gehet nach Rinteln als Prof. der Philosophie, wird

sich aber vorher allhier eine Zeitlang aufhalten, und Briefe schreiben. Er ist der Verfasser des Werkchens vom Tode fürs Vaterland, davon ich Ihnen jüngst geschrieben. Leben Sie wohl, mein liebster Freund.

Berlin,
den 18. Feb. 1761.

Moses

53.

Werthester Freund!

Vor einigen Tagen reiste Herr Joel, aus Breßlau kommend, hierdurch nach Potsdam. „Keinen Brief an mich, mein Herr Joel? „ — Nein! Der Herr Secretär Lessing läßt Sie grüßen, er hat einige Tage vor meiner Abreise erst an Sie geschrieben, sonst würde er mir einen Briefe mitgegeben haben. „Wissen Sie das gewiß, mein lieber Mann?„ Ich glaube es wenigstens. — Gut, was Herr Secretär Lessing sagt, und der Jude Joel glaubet, credat Judaeus Apella. — Derselbe Mann hat mir noch eine andre Nachricht mitgetheilt, nämlich, daß Sie sehr zufrieden lebten, und die Muße, die Ihnen Ihre Geschäfte lassen, noch immer den Wissenschaften

widmeten! Ich will nicht hoffen, daß diese eben so erlogen seyn soll als jene? Doch wenn auch Herr Joel nichts als gelogen hätte; so bin ich nichts desto weniger

Ihr

Berlin
den 27. März 1761.

wahrhaftiger u. unveränderlicher
Freund und Diener
Moses

54.

Ach, liebster Freund, Joel ist ein Lügner Ihnen gestehe ich es am am allerungernsten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden gewesen bin. Ich muß es Ihnen aber gestehen, weil es die einzige Ursache ist, warum ich so lange nicht an Sie geschrieben habe. Nicht wahr, nur ein einzigesmahl habe ich von hier aus an Sie geschrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich also auch nur ein einzigesmahl recht zu mir selbst gekommen bin.

Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt! Aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studieren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden: daß —

Ach, bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmahl habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewaltaus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?

Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer. O schreiben Sie doch ja recht oft; aber mehr als bloße Vorwürfe über mein Stillschweigen. Ihre Briefe sind für mich ein wahres Almosen. Und wollen Sie Almosen nur der Vergeltung wegen ertheilen?

Leben Sie wohl, mein liebster Freund. Die erste gute Stunde, die mir mein Mißvergnügen läßt, ist ganz gewiß Ihre. Ich sehe ihr mit alle dem unruhigen Verlangen entgegen, mit welchem ein Schwärmer himmlische Erscheinungen erwartet.

Breslau,
den 30. März 1761.

Lessing.

55.

Breslau, den 17. April 1763.

Liebster Freund!

Auch Herr Kuh reist nach Berlin, und erbietet sich, mir einen Brief an Sie mitzunehmen. Ich muß dergleichen Gelegenheit nicht aus den Händen lassen. Sie ist selten, und Posten gehn nach Berlin nicht, sind niemahls nach Berlin gegangen, weil ich Ihnen ja sonst würde geschrieben haben.

Und was schreibe ich Ihnen jetzt? Ich fange mit einer Klage an. Warum erfahre ich so wenig von Ihren Beschäftigungen? Kaum daß Sie mir noch den Anfang jener Abhandlung mitgetheilet haben. Sonst lassen Sie Logiken drucken, Predigten halten, Münzen schlagen — und ich weiß von allem nichts, bis ich es lange hernach durch die dritte, vierte Hand erfahre. Die erste verstehe ich nicht, sie ist hebräisch, und die andre habe ich noch nicht. Aber von der Münze muß ich Ihnen sagen, von der nämlich auf den Frieden mit Rußland. (Ohne Zweifel sollen Sie auf den allgemeinen Frieden auch eine erfinden, und meine Erinnerungen können also immer noch zu einer gelegnen Zeit kommen.) Sie ist ein wenig zu ge-

lehrt. Meine, die ich damahls in Gedanken hatte, wäre so gelehrt nicht gewesen. Die eine Seite hätte einen Adler gezeigt, von mehr als einer Natter umschlungen. Unvermögend sich ihrer aller zu entwehren, kömmt ihm aus den Wolken ein Strahl des Jupiters zu Hülfe, der die gewaltigste ihm von der Brust schlägt, mit der Ueberschrift: Nodus vindice dignus. Auf der andern Seite hätte man um das Brustbild des Kaisers gelesen: Deus ex machina. Denn was war der unglückliche Mann anders, als ein armseliger Tritagouist, ausersehen in der Larve eines Gottes den ungeschickten Knoten eines blutigen Schauspiels zu zerschneiden? Er spielt seine Rolle so so, und fährt wieder hinter die Scene und ist vergessen.

Wenn ich endlich einmahl Zeit bekomme, liebster Freund, Ihnen meine Anmerkungen über Ihre philosophischen Schriften mitzutheilen; so können Sie leicht glauben, daß ich mich auch des seltsamen Menschen darinn annehmen werde. Ich habe eine Menge Sophistereien über das Spiel auszukramen. Das fehlte noch, werden Sie sagen. Allerdings! denn das Pharao für sich ist so gedankenlos, daß man sich doch mit etwas dabei beschäftigen muß. Unter andern bin ich dahinter gekommen —

Aber lassen Sie mich nicht vom Spiele, sondern von Spinoza noch ein Paar Worte mit Ihnen plaudern. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit Ihrem ersten Gespräche seit einiger Zeit nicht mehr so recht zufrieden bin. Ich glaube, Sie waren damahls, als Sie es schrieben, auch ein kleiner Sophist, und ich muß mich wundern, daß sich noch Niemand Leibnitzens gegen Sie angenommen hat.

Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele eines und ebendasselbe einzelne Ding sind, welches man sich nur blos bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Ausdehnung vorstelle, (Sittenlehre Th. II. §. 126.) was für eine Harmonie Ihnen dabei hat einfallen können? Die größte, wird mau sagen, welche nur seyn kann; nämlich die, welche das Ding mit sich selbst hat. Aber heißt das nicht mit Worten spielen? Die Harmonie, welche das Ding mit sich selbst hat! Leibnitz will durch seine Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen, als Leib uud Seele sind, auflösen. Spinoza hingegen sieht nichts Verschiednes, sieht also keine Vereinigung, siehr kein Räthsel, das aufzulösen wäre.

Die

Die Seele, sagt Spinoza an einem andern Orte, (Th. II. §. 163.) ist mit dem Leibe auf eben die Art vereinigt, als der Begriff der Seele von sich selbst, mit der Seele vereiniget ist. Nun gehört der Begriff, den die Seele von sich selbst hat, mit zu dem Wesen der Seele, und keines läßt sich ohne das andere gedenken. Also auch der Leib läßt sich ohne die Seele nicht gedenken, und nur dadurch, daß sich keines ohne das andere denken läßt, dadurch, daß beide eben dasselbe einzelne Ding sind, sind sie, nach Spinozens Meinung, mit einander vereinigt.

Es ist wahr, Spinoza lehrt, die Ordnung der Verknüpfung der Begriffe sey mit der Ordnung der Verknüpfung der Dinge einerlei. Und was er in diesen Worten blos von dem einzigen selbstständigen Wesen behauptet, bejahet er anderwärts, und noch ausdrücklicher, insbesondere von der Seele. (Th. V. §. 581.) So wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und unter einander verknüpft sind: eben so sind auch aufs genaueste die Beschaffenheiten des Leibes, oder die Bilder der Dinge in dem Leibe geordnet und unter einander verknüpft. —

Es ist wahr, so drückt sich Spinoza aus, und vollkommen so kann sich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn beide sodann einerlei Worte

brauchen, werden sie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich! Spinoza denket dabei weiter nichts, als daß alles, was aus der Natur Gottes, und der zufolge, aus der Natur eines einzelnen Dinges, formaliter folge, in selbiger auch objective, nach eben der Ordnung und Verbindung, erfolgen muß. Nach ihm stimmt die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele, blos deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenstand der Seele ist; weil die Seele nichts als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Aber Leibnitz? —

Ich werde abgehalten, weiter zu schreiben. Und nun wollte ich, daß ich gar nicht geschrieben hätte! Noch ist es auch nicht viel mehr als gar nichts. — Leben Sie wohl, liebster Freund, leben Sie wohl!

Lessing.

56.

Theurester Freund!

Herr Levi hat mir Ihr Schreiben, mein Manuscript und 7 englische Bücher richtig überbracht.

Sie urtheilen von meiner Abhandlung wie ein Bruder in Leibnitz. Die Akademie wird vermuthlich anderer Meinung seyn. Indessen habe ich mein Loos immer eingelegt: Junge sey nicht toll u. s. w.

Die Fortsetzung erfolgt hierbei, aber nur bis zu Ende. des dritten Abschnittes. Von dem vierten Abschnitte, der die Sittenlehre angehet, habe ich keine Abschrift in Händen. Dieser ist auch, nach meinen eigenen Geständnisse, nicht wichtig genug, daß Sie die Zeit damit verderben. Ich habe ihn in den ersten Flitterwochen nach meiner Hochzeit verfertiget, nuter tausend Zerstreuungen, die mich nie zu mir selber kommen ließen.

Und, leider! diese Zerstreuungen dauern zum Theil noch immer fort. Ich habe zwar nach meiner Denkungsart glücklich geheirathet. Ueber meine Umstände habe ich Gottlob auch nicht zu klagen. Aber die Geschäfte! Die lästigen Geschäfte! Sie drücken mich zu Boden, und verzehren die Kräfte meiner besten Jahre. Wie ein Lastesel schleiche ich mit beschwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch, und zum Unglück sagt mir die Eigenliebe oft ins Ohr, daß mich die Natur vielleicht zum Paradepferd geschaffen hat. Was ist zu thun, mein lieber Freund? Wir wollen uns einander bedauern, und zufrieden seyn. So lange die Liebe zu den Wissenschaften bei uns nicht erkaltet, haben wir

noch eine gute Hoffnung. Eilen Sie nur bald in meine Arme, Freund! Ihr Umgang allein kann mir das verlorne Feuer wiedergeben, kann mich zu Gedanken erheben, die meiner Bestimmung würdig sind. Sie glauben es nicht, wie unschmackhaft mir aller Umgang geworden, seitdem ich den Ihrigen entbehren muß.

Tristram Shandy ist ein meisterhaftes Original. Vor der Hand habe ich zwar nicht mehr als die beiden ersten Bändchen gelesen. Anfangs machte mich das Buch ungemein verdrießlich. Ich schwärmte von Digression zu Digression, ohne die rechte Laune des Verf. zu saisiren. Ich hielte ihn für einen Mann, wie unsern Liscov, an dem ich, wie Sie wissen, keinen sonderlichen Geschmack finde; und gleichwohl gefällt das Buch Lessingen! Des Pfarrers Reitpferd erregte zuerst meine Neugierde. Endlich folgte Vetter Tobias, Korporal Trim und Doktor Slop; die vortrefliche Predigt über das Gewissen. Da bat ich um Verzeihung.

Als mir Shandy noch nicht gefiel, legte ich ihn aus der Hand und las den philos. αυτοδιδακτος. Denn ich habe des Büchleins noch nicht habhaft werden können, so sehr ich mich darum bemühet. Ich bin Ihnen sehr für die Mittheilung dieses Werkchens verbunden, mein Freund. Es war mir überaus angenehm, die Denkungs-

art und das ganze System unserer hebräischen Weltweisen in diesem Araber wieder zu finden. O was für Schritte hat die Weltweisheit seit der Zeit des Verf. gethan! Nichts als die Lehre von Gott war zu seiner Zeit gebildet. Seine Begriffe von der Welt, von der Seele, und seine ganze Moral sind höchst elend. Jedoch, die Zeit kann unmöglich an dieser Unwissenheit Schuld seyn; denn Plato und Aristoteles hatten schon weit geläutertere Begriffe. Vielleicht die Religion — Sie wissen, was diese für Wirkungen hervorbringt, wenn sie enthusiastisch wird. Wenn man mit dem Kopfe so lange der Sonne nachahmet, bis man den Schwindel bekömmt, so ist er eben nicht sehr zur Philosophie aufgelegt.

So weit liegt der Brief schon seit acht Tagen fertig, und die Zeit hat es nicht zulassen wollen, ihn eher zu endigen. Ich habe unterdessen den dritten und vierten Band von Tristram Shandy gelesen. Er ist nicht nur ein größrer Maler als Voltaire, sondern seine Fabel hat das vorzügliche Verdienst vor dem Candide voraus, daß sie sittlich gut ist. Ich bin sonst kein Freund vom Burlesken, aber ich weiß auch, wenig Beispiele, wo das Burleske so unterrichtend gewesen wäre, wo die Karrikaturen so wahr, die Sitten nebst ihrem Possierlichen so edel — Doch

Sie erlassen mir es eben so wohl gern, Ihnen meine Lektion aufzusagen.

Ich komme zu Ihrem zweiten Schreiben durch Hrn. Kuh. Was? Logiken, Predigten und Entwürfe zu Schaumünzen hätte ich Ihnen schicken sollen? Meine Logik habe ich, wie Sie Ihre Kleinigkeiten, Jemanden geschenkt, der die Schande auf sich genommen hat, sie unter seinem Namen bekannt zu machen. Wie ich in den Schafstall hineingekommen seyn mag, weiß ich selbst nicht mehr. Indessen habe ich doch eine Predigt zur Welt gebracht, über welche Doktor Slop wohl hätte einschlafen, und Vetter Tobi seyn fillabulero noch zweimahl so laut pfeifen mögen. — Die Münze ist, wie Sie bemerken, freilich zu gelehrt. Allein ich wollte Montfaucon, Spanheim, Ebermayer und Addison on medals nicht vergebens gelesen haben. Wenigstens wollte ich mir die Miene geben, als wenn ich wirklich gelesen, und nicht, wie ich gethan, nur die Küpferchen betrachtet hätte. Dieser Kunstgriff, Gelehrsamkeit zu lügen, war fein genug, Herrn E. und Consorten anzuführen, aber einen Lessing? —

Ihr Projekt zur Schaumünze ist wahrer, aber so poetisch nicht. Sie wissen, was Waller dem König von England Karl II. geantwortet. —

Die Wahrheit sitzet heutiges Tages, wie der Bettler Ulysses, vor der Thüre, und die Schlemmer werfen ihr die Knochen vor den Kopf, daß ihr die Sinne vergehn.

Sie wollen sich des seltsamen Menschen annehmen? Freund! ich verspreche Ihrer Vertheidigung wenig Glück. Er kann unmöglich über das Spiel nachgedacht haben, sonst wäre ihm gewiß die wichtigste Betrachtuug nicht entgangen, die man über das Spiel zu machen hat. Diese — daß man gar nicht spielen müsse. In meinen Augen hat es nicht einmahl das leidige Verdienst, die Zeit zu verkürzen. Ich spiele niemahls gerne, wenn ich zu viel, aber fast allemahl, wenn ich zu wenig Zeit habe. Und ich glaube, daß Ihnen so wenig als mir die müßigen Stunden zu Last werden können. — Genug vom Spiel! Wir wollten ja vom Spinoza plaudern!

Spinoza behauptet, daß Leib und Seele verschiedene Modifikationen einer und eben derselben Subsianz sind. Wohl zu verstehen, daß er mit dem Worte Subsianz eine ganz andere Idee verbindet, als wir damit zu verbinden pflegen: denn ihm ist die nothwendige Subsianz auch die einzige. Hingegen leugnet Spinoza keinesweges, daß Ausdehnung und Denken zwei verschiedene Atributa sind, und daß ein jedes Atributum für

sich selbst muß begriffen werden können, ohne den Begriff eines andern Atributi zu involviren. (P. 2. prop. 6.) Es folgt hieraus, und mich dünkt, daß Spinoza dieses irgendwo ausdrücklich behauptet, daß sich keine Bewegung durch das Denken, und wiederum kein Denken durch die Bewegung begreifen lasse, sondern die Begriffe folgen aus Begriffen, und die Bewegungen aus Bewegungen, doch so, daß sie harmoniren, d. h. in der Sprache des Spinnza, daß die Begriffe per modum cogitationis allezeit eben dasselbe ausdrücken, was die Bewegungen per modum extensionis ausdrücken.

Wenn also Spinoza gleich Leib und Seele für dieselbe Substanz, dasselbe Individuum hält, so hält er sie gleichwohl nicht für dasselbe Ding, sondern wie gesagt, für ganz verschiedene Attributa, zwischen welchen gar wohl eine Harmonie Statt findet. Die Schwere und die Ausdehnung, die Geschwindigkeit und Richtung, sind gleichfalls Attributa eben derselben Substanz, aber sie sind nicht eben dasselbe Ding, und es läßt sich gar wohl eine Harmonie zwischen denselben gedenken.

Der Satz, den Sie aus dem Spinoza (Th. II. §. 163.) anführen, ist vermuthlich die XXI.

Prop., denn in der Ausgabe, die ich beſitze, ſind keine §. bezeichnet.

Allhier ſagt Spinoza: Haec mentis idea eodem modo unita est menti, ac ipsa mens unita est corpori. Die Worte haec mentis idea müſſen nicht durch den Begriff der Seele von ſich ſelber verteutſcht werden, denn ſie beziehen ſich auf die XX. Prop. und Spinoza verſtehet darunter: mentis humanae idea, sive cognitio, quae est *in Deo*. Es iſt wahr, mena humana iſt nach ſeiner Meinung pars intelectus divini; allein! in dem wahren Sinne des Spinoza müſſen demohngeachtet cognitio mentis humanae, quae est in Deo, und cognitio mentis sui ipsius wohl unterſchieden werden, in ſo weit jene Gott, der unſere Seele nebſt andern einzeln Dingen zugleich, dieſe aber Gott, in ſo weit er nur, was in unſerm Körper vorgeht, wahrnimmt, und alſo Gott in ganz verſchiedenen Betrachtungen angeben.

Ueberhaupt, dünkt mich, kommt es hier nicht auf dieſen oder jenen Ausdruck an, deſſen ſich Spinoza bedienet, auch darauf nicht, ob er mehr als eine Subſtanz zugegeben, oder nicht. Die Hauptfrage iſt, ob Spinoza folgende Sätze, in welchen, meines Erachtens, das Weſen der Harmonie liegt, gelehrt habe?

1) Daß Bewegung und Denken von einander unterſchieden ſind.

2) Daß cognitio niemahls causa efficiens mutationis extensi, ſo wenig als extensio causa mutationis cogitationis ſeyn könne.

3) Daß vielmehr allezeit cogitatio ex cogitatione und motus ex motu folge.

4) Doch ſo, daß Series motuum et cogitationum mit einander harmoniren.

Dieſes ſind, meines Erachtens, die weſentlichen Sätze der vorherbeſtimmten Hormonie, und dieſe hat Spinoza ja vor dem Leibnitz behauptet. Freilich machte ſie jener Weltweiſe ſeinem übrigen Syſtem ſo angemeſſen, als möglich, und ſo oft Sie ihn auf ſeinem Hobby-Horse antreffen, muß er Ihnen ganz querfeld zu gallopiren ſcheinen. Wenn wir aber Meinungen verſchiedner Weltweiſen mit einander vergleichen wollen, ſo müſſen wir mehr auf die Sätze, als auf ihre ſyſtematiſche Einkleidnng ſehen.

Dieſer Satz: die Ordnung und Verbindung der Begriffe iſt mit der Ordnung und Verbindung der Dinge einerlei, — dieſer Satz, den Sie nach dem Sinne des Spinoza vortrffliche auseinander geſetzt haben, wird vielleicht in dem Leibnitziſchen Syſtem anders demonſtrirt, als nach dem Spinoza. Hat aber der Satz an und für ſich ſelbſt

etwa beim Spinoza eine andre Bedeutung, als beim Leibnitz? Erklärt er die Worte anders? Versteht er etwa unter Dinge, Begriffe und Ordnung etwas anders, als Jedermann darunter versteht? Keinesweges. Der Sinn des Satzes ist vollkommen Leibnitzisch. Die Begriffe folgen nach ihrer Ordnung. Die Wirkungen und Ursachen folgen auf einander nach ihrer Ordnung; und weil jene diese zum Objekt haben, so kommen diese Ordnungen überein. Laß es seyn, daß Spinoza die Einheit der Substanz mit in den Beweis bringt, dieses verändert das zu Erweisende nicht. Sobald Spinoza sagt: die Bewegungen folgen nach einer gewissen Ordnung aus Bewegungen, die Begriffe folgen nach einer gewissen Ordnung aus Begriffen, und diese zwo Ordnungen harmoniren, so läßt sich meine Sophisterei rechtfertigen.

Sie sagen: „Nach Spinozen stimmt die Folge „und Verbindung der Begriffe in der Seele blos „deswegen mit der Folge der Veränderungen „des Körpers überein, weil der Körper der Ge„genstand der Seele ist, weil die Seele nichts, „als der sich denkende Körper, und der Körper „nichts, als die sich ausbreitende Seele ist." Aber Leibnitz! setzen Sie, nebst einem — hinzu, und Sie wurden abgehalten, dieses — zu er-

klären. Ich muß Ihnen geſtehen, daß mir Leibnitz von dieſen Gedanken nicht ſehr entfernt ſcheint. Nach ihm ſind die Begriffe und Vorſtellungen nichts anders, als Veränderungen der einfachen Dinge, ſo wie ſie ſind, und die Bewegungen nichts anders, als Veränderungen der einfachen Dinge, ſo wie ſie ſcheinen, betrachtet. Die nämlichen Modifikationen der einfachen Dinge machen, als Realitäten betrachtet, das Denken, als Phänomena hingegen betrachtet, Ausdehnung und Bewegung aus. Da nun die Seele ſich die Welt (alle Veränderungen die in den einfachen Dingen vorgehen,) nach der Lage ihres Körpers in demſelben vorſtellet, (das heißt beim Spinoza, da der Körper das Objekt der Seele iſt, und da der Körper ſelbſt nichts anders iſt, als der Inbegriff der Veränderungen, die in gewiſſen einfachen Dingen vorgehen, und die ich als Erſcheinungen wahrnehme; ſo muß freilich die Reihe der Erſcheinungen mit der Reihe der Realitäten, das heißt, die Bewegungen des Leibes mit den Begriffen der Seele harmoniren. —

Halten Sie mir meine confuſe Schreibart zu gute, mein Freund! Ich ſchreibe halb ſchlafend, weil ich den Brief nicht gern länger da liegen laſſen, und morgen nicht Zeit haben möchte.

Leben Sie wohl, mein theuerster, bester Freund! Ich bin u. s. w.

57.

Berlin, den 1. Aug. 1763.

Bester Freund!

Da sehen Sie, ob der böse Feind nicht sein Spiel hat? Wie lange sehnen wir uns nach einer mündlichen Unterredung? Was haben Sie sichs im vorigen Frühjahr für Geld wollen kosten lassen, mich zu umarmen? In der That, der Verfasser der Anmerkungen hat Recht! Der S. muß mir eingegeben haben, mich eben auf dem Lande zu ennuyren, da zu Hause ein lange erwünschtes Vergnügen auf mich wartete. Jedoch, wenn es wahr ist, was mir gute Freunde erzählt haben, daß Sie vorigen Donnerstag noch zu Berlin gewesen sind, so sind Sie weit ärger, als der S. und seine Geschichtschreiber, der Verf. der Anmerkungen und Herausgeber des politischen Drama's, Julius Cäsar, das der T. durch seinen Hokus Pokus zum Trauerspiel gemacht hat. Ich war die Mittwoche ganz früh schon wieder in der Stadt, und hätte gar wohl das Vergnügen, meinen besten, meinen

würdigsten Freund zu umarmen, genießen können. Man sagt, daß Sie nicht zu Potsdam bleiben, sondern mit dem Hrn. G. nach Breslau zurückgehen werden. Und Sie können wieder nach Breslau reisen. ohne mich zu sehen? Unmöglich! Wissen Sie auch, daß Hr. Ramler in Zeit von 14 Tagen wieder hierher, eilen wird, um Sie zu sehen? — Dieses meldet er mir in einem Schreiben vom 28ten vorigen Monats, in welchem er Ihnen, in der Einbildung, Sie wären zu Berlin, sein Bewillkommungs Komplimenr macht. Nein, der G. mag wollen oder nicht, Sie müsten noch vor Ihrer Abreise wieder nach Berlin, oder wenn dieses ja ohnmöglich seyn sollte, so melden Sie mir wenigstens, wie lange Sie zu Potsdam bleiben werden, damit ich zu Ihnen kommen könne. Die Frau, welche Ihnen diesen Brief bringt, soll die Antwort abholen. Sie kömmt wöchentlich zweimal nach Berlin.

Leben Sie wohl, mein liebster Lessing! Ich bin unveränderlich

Ihr

aufrichtiger Freund

Moses Mendelssohn.

58.

Hamburg, den 15. Nov. 1768.

Bester Freund!

Fehler, die zur Natur geworden, entschuldigt Niemand, verlangt auch Niemand entschuldigt zu hören. Ich thue also, als ob dieses nichts weniger, als der erste Brief wäre, den ich aus Hamburg an Sie schreibe. Sie werden von Nieslai erfahren haben, was ich Willens bin. Ich hoffe, Ihren Beifall zu haben. Wenigstens bin ich gewiß, daß er mir nicht entstehen würde, wenn ich Ihnen alle meine Bewegungsgründe mittheilen könnte und wollte. Ob ich hier oder da bin, daran ist so Wenigen so wenig gelegen, — — und mir am allerwenigsten! Das Halbdutzend Freunde, das ich ungern verlasse, hoffe ich auch in der Ferne zu behalten und zu nutzen.

Ich will jetzt schon anfangen, Sie aus der Ferne besser zu benutzen, liebster Freund. — Hr. Eberhard hat mir gesagt, daß Sie mit meiner Erklärung des Schreckens bei Aristoteles nicht zufrieden wären. — Ich fürchte, Sie werden mit mehr Dingen nicht zufrieden seyn, die ich so hingeschrieben habe, ohne Sie zu Rathe zu ziehen. — Er fügte hinzu, daß Sie auch etwas darüber

aufgesetzt hätten. Schicken Sie mir das doch ja. Ich gehe in allem Ernst mit einem neuen Commentar über die Dichtkunst des Aristoteles, wenigstens desjenigen Theils, der die Tragödie angeht, schwanger.

Ich sage Ihnen dieses auch darum, daß Sie nicht glaubrn, daß ich mich aufs künftige lediglich unter den Alterthümern vergraben will. Ich schätze das Studium derselben gerade so viel, als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen, Mit allen zu unsrer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.

Leben Sie wohl, bester Freund. Wenn ich mehr schreiben wollte, könnte Herr Eberhard den Brief nicht mit bekämmen, und wenn er ihn nicht mit bekäme, bekämen Sie ihn auch wohl gar nicht.

Ihr

ergebenster

Lessing.

59.

Theuerster Frund!

Herr Eberhard muß mich unrecht verstanden haben. Wider Ihre Erklärung des Aristoteles habe ich

so wenig, daß ich vielmehr vollkommen damit zufrieden bin. Wenn er durch Furcht, die Rücksicht auf unser Selbst, und durch Mitleiden, die Simpathie für Andre verstanden haben kann, so fällt ein großer Theil der Schwierigkeiten weg, die man bei dieser Stelle sich zu machen pflegt. Ueber die Reinigung dieser Leidenschaften, oder die Befreiung von denselben, die nach den Griechen der sittliche Endzweck des Trauerspiels seyn soll, haben Sie sich, so viel ich mich hier in meiner Schreibstube, ohne Ihre Dramaturgie nachschlagen zu können, erinnere, noch nicht erklärt.

Dieses aber möchte ich von Ihnen wissen, ob Sie diese Furcht des Aristoteles für wahr, für Natur und Erfahrung gemäß halten? Nichts würde, meines Erachtens, das Spiel der Illusion so sehr verderben, als diese Rücksicht auf unsre eigne theure Person. Nach geendigtem Trauerspiele vielleicht, wenn die Täuschung aufgehört hat, macht die Vernunft zuweilen diese fromme Nutzanwendung: aber in der Hitze des Affekts folgen wir dem Verlangen unsrer Einbildungskraft, vergessen, wer, was und wo wir sind, was für Angelegenheiten wir haben, und was für Begegnisse uns angenehm oder unangenehm seyn dürften. Die Wirkungen dieser glücklichen Täuschung haben Sie, wie ich mich gar deutlich

erinnere, in Ihrer Dramaturgie so vortrefflich aus einander gesezt, daß ich mich schäme, Ihnen so lange davon vorgeschwatzt zu haben.

Eine gewisse Rücksicht auf uns findet bei der Rührung Statt, die von der vorigen sehr unterschieden ist, und wie mich dünkt, von verschiedenen Beobachtern mit jener verwechselt worden ist. Ich meine die dunkle Erinnerung, daß wir ein ähnliches Unglück wirklich erlitten, oder wenigstens befürchtet haben. Diese befördert vielmehr die Täuschung, indem sie dem mitleidigen Gefühle mehr Leben und Nachdruck gibt. Der Zuschauer kann die innern Regungen des Herzens nicht sehen, sondern er muß sie aus äusserlichen Zeichen schließen. Je fester die Zeichen mit den Regungen durch die Association der Begriffe verknüpft sind, desto lebhafter, feuriger und anschauender wird die sympathetische Regung, die den Zeichen entspricht. Niemals aber können die Zeichen eine so lebhafte Wirkung thun, als wenn wir die bezeichnete Sache selbst gefühlt, in unserm Innersten gefühlt haben, wenn wir uns noch wohl erinnern, wie einem Menschen zu Muthe ist, der dieses oder jenes in seinem Herzen fühlt. Diese Art von Rücksicht auf unsre Person gehört also zu den sympathetischen, nicht zu den selbstsüchtigen Empfindungen. Warum sympathi-

ſiren die Thiere nur mit dem Geſchrei der Thiere, die von ihrer Art ſind? fragt Abbt in ſeinem Verdienſt; warum fühlt der Hund mehr Unruhe, wenn er einem Hund heulen, als wenn er ein Kind weinen hört? — Ich glaube, die Urſache ſey, weil ein jedes Thier keine andern Empfindungen anſchauend kennt, als die es ſelbſt gehabt, und die es auf eine ſeiner Art durch dieſe oder jene Zeichen zu äußern pflegt. Der Menſch z. E. hat nur einen ſehr ſchwachen, allgemeinen und unbeſtimmten Begriff von Schmerz, Unruhe, Leiden, u. ſ. w. wenn er ein Thier winſeln hört; aber das Weinen eines Menſchen erregt ſelbſtgefühlte, folglich anſchauende Begriffe von Leiden, die ungleich wirkſamer ſeyn müſſen, und mit den Thieren verhält es ſich nicht anders.

Jener Schauſpieler, der die Urne ſeines Sohns umfaßte, um den Tod des Oreſtes, in Namen ſeiner Schweſter, mit mehr Eingeweide beweinen zu können, hat die Abſicht nicht gehabt, ſeine wahre Perſon an die Stelle der nachzuahmenden zu ſetzen, ſondern den Schmerz über den Tod eines geliebten Gegenſtandes anſchauender und lebhafter zu machen.

Ich umarme Sie, mein lieber Freund, wünſche Ihnen eine glückliche Reiſe, und bitte,

mich nicht ganz zu vergessen, wo Sie auch seyn mögen. Ich bin

Ihr

wahrer Freund

Moses Mendelssohn.

60.

Bester Freund!

Ich habe Ihnen versprochen, den Ferguson durch Hrn. G. zu schicken. Nicht wahr? Allein dieser G. und dieser J., deren Freundschaft gegen mich Anfangs so feurig, so lebhaft war, daß ich glaubte, sie könnten nicht 24 Stunden ohne mich vergnügt seyn, eben diese Leute haben mich am Ende nicht mehr gesehen, und sind abgereiset, ohne mich es wissen zu lassen. Ich muß es in der That womit verdorben haben. — Vielleicht, daß ich mich der Sache der Kunstrichter zu sehr annahm; denn diese sind itzt der Gegenstand ihrer üblen Laune. Indessen kannte ich diese Leute allzugut, und sahe bei der lichtesten Flamme den Rauch mit ziemlicher Gewißheit vorher. Jetzt muß ich Ihnen schon die Bücher mit der Post schicken. Das eine ist ein Buch, dafür Herr Abraham eines von ihren doppelten Exemplaren des Diophants eintauschen will,

wenn auch der Hermal nicht dabei ist. Sie dürfen es ihm nur mit der Post zuschicken; denn er ist so begierig, daß er keine Nacht mehr ruhig schlafen kann, bis er seinen Diophants in seinen eignen Händen hat. Leben Sie wohl!

Moses Mendelssohn.

N. S. Die Briefe des Bonnet bitte ich mir wieder aus. Haben Sie in der Jenaischen Zeitung gelesen, was Herr Lavater in seinem Reisebuche von mir aufgezeichnet, und im Consistorio zu Zürich vorgelesen hat? Ich habe ihm darüber geschrieben, und erwarte seine Antwort; denn schweigen dürfte ich dazu vielleicht nicht, und was ich sagen werde, wird so wohl ihm als mir Verdruß machen.

61.

Berlin, den 29. Nov. 1770.

Theuerster Freund!

Hierbei erhalten Sie den Ferguson, der Ihnen gewiß viel Vergnügen machen wird. Den John Buncle hat unser Nicolai zu Leipzig in den Händen des Prof. Garve gelassen, ich habe ihm aber gesagt, daß er darum schreiben möchte. Ihr Ma-

nuſcript, *) mein lieber Freund, ſchicke ich Ihnen noch nicht zürück, ich habe noch die Zeit nicht gehabt, es mit kritiſchen Augen durch zuleſen. Es ſcheint mir, als wenn der Verf. zuweilen unbillig wäte. Er iſt eben ſo ſehr wider gewiſſe

*) War das bekannte Manuſcript, woraus mein Bruder die Fragmente nahm, und welches gar 1787. unter dem Titel gedruckt worden iſt: Uebrige noch ungedruckte Werke des wolfenbüttelſchen Fragmentiſten. Ein Nachlaß von Leſſing, herausgegeben von C. A. E. Schmidt. Daß es des Herausgebers wahrer Name nicht iſt, könnte man wetten, aber nicht, daß mein Bruder nicht einem ſeiner Freunde den Auftrag machen können, es nach ſeinem Tode drucken zu laſſen, ob ich gleich von meinem Bruder nie gehört, daß er auf ſo eine Profanität nach ſeinem Tode ausgehen wollen. Nur ſo viel weiß ich, daß er 1771, als er in Berlin war, dieſes Manuſcript daſelbſt drucken laſſen wollte. Es fand ſich auch ein Verleger dazu, unter der Bedingung, daß es die Cenſur paſſire. Die theologiſche Cenſur wollte den Druck zwar weder verhindern, noch unterdrücken, aber doch nicht ihr vidi darunter ſetzen, welches man einem chriſtlichen Theologen auch nicht ſo übel nehmen kann. Der Verleger hielt ſich aber dadurch gegen alle Verdrießlichkeit nicht genug gedeckt, und ſo nahm es mein Bruder wieder nach Wolfenbüttel, und ſchickte daraus die böſen Fragmente in die Welt. Bei dem Streite mit dem Paſtor Säze in Hamburg erhielt er von dem Braunſchweigiſchen Miniſterio den Befehl, davon nichts mehr herauszugeben; auch mußte er demſelben das ganze Manuſcript ausliefern. Der fromme Eifer des geheimen Raths von Praun hatte beſchloſſen, es nie wie-

Charaktere eingenommen, als andre für dieselben eingenommen sind. Er leitet alles aus bösen, grausamen, menschenfeindlichen Absichten her, da doch der Anführer einer Räuberbande selbst gute Absichten wenigstens mit den bösen verbinden muß. Wenn alles menschlich zugegangen seyn soll, so müssen wir auch den Menschen nehmen, wie er in jenen Zeiten, nach den damahls so sehr eingeschränkten Einsichten von Völkerrecht, allgemeiner Gerechtigkeit und Liebe zu dem menschlichen Geschlechte hat seyn können. In diesem Gesichtspunkte werden uns die Dinge ganz anders erscheinen, als sie Ihr Ungenannter vorstellt. Wir sollten uns der Neigung nicht überlassen, gewisse Dinge zu sehr herunter zu setzen, weil sie andre

---

der an das Tageslicht zu bringen, und schlug es mir daher rund ab, als ich es als ein Stück von dem Nachlasse meines Bruders zurückfoderte. Ich konnte mir es leicht gefallen lassen, da ich unter meines Bruders Papieren eine andre getreue Abschrift davon fand, der aber doch noch eiliche Bogen fehlten. Ich hatte also, was ich nicht haben sollte, und es wäre noch nicht gedruckt, wenn es außer mir nicht noch andre gehabt hätten. Nun ist es ohne alle Umstände gedruckt worden, und der Verleger möchte nur ein Paar hundert Exemplare nach Frankreich oder Spanien zum Verbrennen schicken. Denn liest man gleich da keine teutschen Bücher, so kann man sie ja doch leicht verbrennen, und damit den Absatz in Deutschland befördern.

zu sehr erhoben haben; denn dadurch bringen wir nur die Schalen in ein beständiges Schwanken, und niemahls ins Gleichgewicht. In Holland streiten sie jetzt so über den Charakter des Sokrates. Die Waisenhäusler, Hofstädte und seine Klicke setzen den armen Griechen zu den ärgsten Schandbuben herunter. Ihre Widersacher wollen ihm nicht die geringste menschliche Schwachheit zuschreiben lassen. Beide Partheien haben den Kopf voll von göttlichen Personen, Männern Gottes und Heiligen, die sie zum Maasstabe nehmen, und was diesem Ideal nicht gleich kommt, scheint ihnen Koth, den sie mit Füssen treten können. Den Menschen als Menschen zu betrachten, ihn nach den Sitten, Gewohnheiten und Kenntnissen seiner Zeit und in Vergleichung mit seinen Nebenmenschen zu beurtheilen, dazu muß man weder Vorurtheile haben, noch sich aus Abscheu gegen Vorurtheile zur Unbilligkeit verleiten lassen; dazu muß man das Maas der menschlichen Kräfte kennen, und keine Phantome im Kopfe haben, die uns schwindlich machen. Indessen ist das Manuscript in aller Betrachtung sehr wichtig, und allein schon eine Reise von 30 Meilen werth, wenn ich auch sonst nicht Ursache hätte, an die kurze Zeit, die ich zu Braunschweig und Wolfenbüttel

fenbüttel zugebracht, mit so vielem Vergnügen zurück zu denken.

Ich bekomme so eben einen Besuch von Hrn. G., der mit Hrn. F. hier ist; ich höre, daß er künftige Woche wieder abreiset, und kann ihm also den Fergueson mitgeben, um Ihnen Kosten zu ersparen. Dieser Brief mag also mit der Post vorausgehen

Wenn Sie mir antworten, so melden Sie mir doch, ob die bewußte Person noch ferner in Sie gedrungen, ihr das Manuscript sehen zu lassen, oder ob der Eifer nur ein so kurzer Uebergang gewesen.

Leben Sie wohl, mein Freund, und lieben Sie

Ihren

Moses Mendelssohn.

62.

Wolfenbüttel, den 9. Jan. 1771.

Bester Freund!

Ich komme von Braunschweig, wo ich vierzehn Tage gewesen bin: und ich habe nun einmal das Unglück, daß ich da auch nicht eine Feder anzu-

setzen im Stande bin, sonst würde ich Ihnen gewiß schon eher geantwortet haben.

Ich sahe, zufolge Ihres ersten Briefes, alle Stunden nach den Fergueson aus, und war ärgerlich, daß Berlin und G. mit seinem F. einander so lange gefielen. Denn daß sie abgereist seyn sollten, ohne weiter an das Buch und an Sie zu denken, das hätte ich mir doch kaum träumen lassen: so ähnlich es schon diesen Leuten im Grunde sieht. Ich habe angemerkt, daß ein alter witziger Kopf und eine alte Jungfer die zwei wunderlichsten Geschöpfe in der Welt sind: und wenn ich nicht bedächte, an wen ich schreibe, so hätte ich eben Lust, diese Gleichheit in einem schönen Epigramm auszuführen; unbekümmert, auch selbst darüber für einen alten witzigen Kopf gehalten zu werden.

Mit dem Fergueson will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich sehe schon aus dem vorgesetzten Inhalte, daß es ein Buch ist, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur solche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verstand, so wie die Zeit, tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Wi-

derspruche wir nun schon einmal leben, und zu unsrer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer schon manche von weitem.

Wie auch solche, die ich längst für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wenn und wo man bleiben soll, und Tausenden für einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden.

Ob dieses nicht auch manchmal der Fall unsers Ungenannten gewesen, will ich nicht so geradezu läugnen. Nur Unbilligkeit möchte ich nicht gern auf ihn kommen lassen. Zwar ist Ihre Anmerkung sehr gegründet, daß man bei Beurtheilung gewisser Charaktere und Handlungen das Maas der Einsicht und des moralischen Gefühls mit in Betrachtung ziehen müsse, welches den Zeiten zukomme, in die sie fallen. Allein, doch wohl nur bei solchen Charakteren und Handlun-

gen, die weiter nichts seyn sollen, als Charaktere und Handlungen bloßer Menschen? Und sollen das die seyn, von welchen bei dem Ungenannten die Rede ist? Ich bin versichert, er würde die ähnlichen Charaktere uud Handlungen, wenn er sie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilet, und gewiß nicht vergessen haben, sich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einsichten zurück zu stellen. Aber sind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablassen sollen? Sie sollen vielmehr die erhabensten Muster der Tugend seyn, und die geringste ihrer Handlungen soll in Absicht auf eine gewisse göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet seyn. Wenn also an Dingen, die sich nur kaum entschuldigen lassen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden soll und will: so thut, denke ich, der Weise Unrecht, wenn er diese Dinge blos entschuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen sprechen, die sie in unsern bessern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die sie in noch aufgeklärtern Zeiten nur immer verdienen können. — Die Ursache, warum Ihnen ein solches Verfahren bei unserm Ungenannten aufgefallen ist, muß blos darinn liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten gewesen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der

Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir sie schlechterdings betrachten sollen. —

Die Neugierde der bewußten Person nach dem Manuscript hat sich halten lassen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu sehen bekam. Ich fürchte, daß sein Verlangen, die Sache selbst besser einzusehen, ebenfalls nicht weit her ist: daher habe ich ihm auch nur blos die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Mauuscript bei sich hätten. Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wolle.

Aber was ist das für ein neuer Angriff, der in den Jenaischen Zeitungen von Lavatern auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht, und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem uur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn

nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.

Ich sende Ihnen hierbei auch Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Name ist mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jerusalem den Umstand von der Antidatirung der Vorrede zu der neusten Ausgabe seines Buches zu erzählen. Der Abt sagte zu verschiedenen Malen: das ist nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmal: es ist mehr, als nicht artig, es ist niederträchtig. Sie sind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andre Extremum des kleinen Schleichers ausschweifen wollen, den Umstand bekannt zu machen. — Den Tausch mit dem Hrn. Abraham nehme ich recht gern an. Aber es wird ihm wohl nicht recht seyn, daß er anbei auch nicht einmal die Ausgabe des Bachet erhält; sondern es ist die ganze erste vom Xylander, die aber, so viel ich sehe, das Besondre hat, daß sie die Scholia des Planudes über die zwei ersten Bücher des Diophants enthält, welche Bachet nicht mit drucken lassen. Doch ohne Zweifel taugen auch diese Scholia nichts, welches ich wohl vom Hrn. Abraham näher wissen mächte, weil unter den Manuscripten unsrer Bibliothek auch die Scholia des Planudes über das einzelne Buch des Diophants de nume-

ris multangulis vorhanden sind, von denen selbst Xylander nichts gewußt hat, und die überall noch nicht gedruckt sind.

Leben Sie wohl, bester Freund, und schreiben Sie mir bald wieder. Sie sehen wohl, was ich an der Zeit versäume, bringe ich an der Länge ein. Meinen Gruß an Nicolai, dem ich auch nächstens schreiben werde. Daß er mir doch ja nicht den — wie heißt der närrische Kerl? — zu schicken vergißt.

Dero

ergebenster Freund

Lessing.

65.

Berlin, den 9. April 1771.

Liebster Freund!

Ich schicke Ihnen meine philophischen Schriften, aber ohne einen Brief dazu zu schreiben. Ich befinde mich seit einiger Zeit so übel, daß mir das Lesen und Schreiben völlig untersagt worden. Noch diesen ganzen Sommer soll ich so muselos hinbringen, und wie jener König der Menschheit beraubet werden, um unter den wilden Thieren meine Vernunft wieder zu suchen.

Leben Sie wohl, mein Freund, und mäßigen Sie Ihren Eifer zu lesen und zu denken, damit Sie desto länger aushalten. Ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund

Moses Mendelssohn.

64.

Braunschweig, den 16. Jul. 1773.

Liebster Freund!

So eben kommen wir allhier an. Morgen ist Sonnabend, da kann ich also nicht zu Ihnen kommen. Wenn mein Reisegefährte eilt, so reise ich den Sonntag wieder von hier ab nach Pirmont, ohne Sie gesehen zu haben. Ist es Ihnen eine Möglichkeit, so kommen Sie, der Sie keinen Sabbath zu feiern haben, zu mir herüber, oder weil von Möglichkeiten die Rede ist, vielleicht können Sie es möglich machen, daß Sie mit uns nach Pirmont reisen. Ich gehe mit Hrn. Zacharias Veitel Ephraim, den Sie kennen müssen, dahin. Wir haben einen sehr bequemen viersitzigen Wagen, also ist Raum für noch 2 Personen. Hier ist auch ein Brief von Ihrem Bruder, der sich recht

wohl befindet. Wenn es Ihnen beschwerlich seyn sollte, morgen herüber zu kommen, so berede ich meinen Ephraim doch wohl noch, auf den Sonntag mit mir nach Wolfenbüttel zu reisen.

Leben Sie bis dahin wohl! Ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund

Moses Mendelssohn.

65.

Berlin, den 1. Febr. 1774.

Ich kann nicht umhin, ein kleines Versehen zu rügen, das ich in Ihrem zweiten Beitrage bemerkt zu haben glaube, wäre es auch nur, um Ihnen ein Zeichen von meinem Daseyn zu geben, und zu zeigen, daß ich selbst in meiner Krankheit und sogar Ihre Beiträge zu einem sonst mir so geringschätzig gewesenen Zweige der Litteratur, nicht ungelesen lassen kann.

In der Anmerk. S. 384. 85. führen Sie aus dem vorhin gedruckten Aufsatze Leibnitzens eine Stelle an, und sagen, daß Sie unmöglich so von ihm kommen können, indem es wahrer Unsinn ist. Nun hat dieses allerdings seine Richtigkeit, daß die Stelle, so wie sie da

ſteht, unverſtändlich iſt. Allein auch ſo, wie Sie die Stelle haben abdrucken laſſen, kann Leibnitz nicht geſchrieben haben, und zwar aus folgenden Gründen: 1) die Sätze: omnis homo est rationalis, und omnis homo est albus, oder omnis, qui est homo, est slbus, ſcheinen, Ihrer Leſeart zufolge, nur darin unterſchieden zu ſeyn, daß jenes propositio universalis, dieſes aber particularis ſeyn ſollte; Leibnitz führt ſie aber als Beiſpiel an, daß eine propositio per se und per accidens ſeyn könne. 2) Daß propositio particularis nicht müſſe universaliter behauptet werden, iſt kein novum repertum logicum. 3) Leibnitz ſetzt nicht für die Langeweile, omnis, *qui est* homo, est albus. Es muß ihm auch hier auf dieſe Subtilität ankommen, und er ſcheint die attributa subjecti, die ihm per accidens zukommen, durch dieſen Unterſchied bezeichnen wollen. Ich denke alſo man müſſe aus beiden Handſchriften ſo etwas Verſtändliches zuſammen flicken, und mag vielleicht Leibnitz ſelbſt, wie folgt, geſchrieben habeo: v. G. recte simpliciter dicimus, omnis homo est rationalis: sed non recte dicimus, omnis homo est albus, etsi verum esset; quia albedo humanitati non cohaeret: sed dicendum, omnis, qui est homo, est albus. Qua etiam ex parte etc. Dieſes

gibt, wie ich glaube, einen sehr guten Sinn. Die Bemerkung ist neu, und thut dem Vertheidiger der Dreieinigkeit in der Folge keine schlimmen Dienste. Das Prädikat: est albus, ist vielleicht unglücklich gewählt. Besser wäre vielleicht gewesen: omnis homo est bipes. Nach der Leibnitzischen Anmerkung muß es heißen: omnis, qui est homo, est bipes, weil die Zweifüßigkeit der Menschheit nicht per se, sondern per accidens zukömmt. Für Ihr intelligibile intelligens und intellectus werden sich die Hrn. höflichst bedanken. Sie müssen unter Ihren jugendlichen Aufsätzen noch einen finden, worinn Sie diese Distinction mit vielem Scharfsinne aus einander gesetzt haben. Unsere Cabbalisten haben auch ein Principium emanaticum, emanans und emanatum. Man erzählet sich, daß einst ein Christ einem Juden dadurch die Dreieinigkeit habe beweisen wollen. Der Jude hatte zu gleicher Zeit 3 Dukaten zu bezahlen, und gab dem Christen nur einen; zeigte ihm aber erst die Bildseite, dann die Schildseite, und endlich den Rand. Dieses sind so gut 3 Dukaten, sprach er, als ihre 3 Principia 3 Personen sind.

Leben Sie wohl, ich hoffe den Sommer Sie wieder zu sehen, und bin

Ihr

aufrichtiger Freund

Moses Mendelssohn.

Auch meinetwegen leben Sie wohl! Ich habe keine Hofnung, Sie diesen Sommer zu sehen. Ich will Ihnen also nur schriftlich Glück wünschen, zu dem angelegentlichen Antheile, den die Göttingsche theologische Fakultät (laut den gelehrten Anzeigen) an Ihren Beiträgen zu nehmen anfängt. Herr Leß hat neulich in den G. Anzeigen behauptet, wer den Haupthbeweis der christlichen Religion durch die Wunderwerke wegnehme, der nehme dem menschlichen Geschlechte alle Tugendkräfte weg. Ich dächte, Sie machten sich an einen Beweis der Richtigkeit der Wunderwerke. Alsdann bekämen Sie ohnfehlbar den theologischen Doktortitel, den Sie, wie Ernesti versichert, schon verdienen. Und darum ists Ihnen eigentlich doch nur zu thun.

Es schreibt mir Jemand aus Frankfurt am Mayn, daß gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunst eine teutsche Uebersetzung von Marco Polo Reisen herausgekommen sey, welche Ihren Abhandlungen vieles Licht geben könne. Vielleicht erhalte ich eine Nachricht davon für die A. D. B. Ich umarme Sie.

Nicolai.

66.

Wolfenbüttel, den 1. May 1774.

Ich danke Ihnen, mein bester Freund, für Ihre gütige Belehrung. Sie haben vollkommen Recht; so und nicht anders kann Leibnitz geschrieben haben. Die Unschicklichkeit des beigebrachten Exempels, omnis homo est albus, hat mich allein abgehalten es sofort einzusehen, und diese Unschicklichkeit erkennen Sie selbst. — Aber ist es nicht sonderbar, daß Sie die wahre Lesart in einer Schrift herstellen, die Ihnen von einem Ende zum andern so kompleter Nonsens scheinen muß — und ist? Auch mir ist; auch ohne Zweifel Leibnitzen selbst gewesen ist. Und dennoch bin ich überzeugt, daß Leibnitz auch hier noch als Leibnitz gedacht und gehandelt hat. Denn es ist unstreitig besser, eine unphilosophische Sache sehr philosophisch vertheidigen, als unphilosophisch verwerfen und reformiren wollen. Meiner ehemaligen Grillen über eben diesen Gegenstand erinnere ich mich noch wohl, und eben so wohl auch dessen, was Sie mir damals darauf antworteten, und wodurch ich auf einmal abgebracht ward, weiter für mich selbst im Ernst daran zu denken.

Der Jude gefällt mir auch itzt gleichwohl doch nicht, welcher in dem Geiste dieses Geheim-

nisses einen Dukaten für drei bezahlen wollte. Ich würde mir den Juden loben, der sich von einem armen Teufel von Christen so bezahlen ließe. — Ich bin dir, Freund, sagt der Christ, drei Dukaten schuldig; hier sind sie! Sind das drei Dukaten? sagt der Jude; das ist ja nur einer. Aber schon gut, gib nur her: du bist mir auch nur einen schuldig, Freund — Der Jude ist bezahlt, und der Christ hat bezahlt: was sollen sie noch um Ziffern zanken?

Nicolais freundschaftlichen Muthwillen beantworte ich ihm selbst. Ich will nicht hoffen, daß er mich wirklich so verkennet, als es aus seinen Spöttereien scheinen könnte.

Habe ich bald das Vergnügen, Sie zu sehen? Lassen Sie mir ja Ihre Ankunft voraus wissen, damit ich keinen Augenblick, worinn ich Ihrer genießen könnte, veliere. Leben Sie recht wohl!

der Ihrige
Lessing.

67.

Braunschweig, den 16. Jul. 1776.

Bester Freund!

Der Ihnen dieses überreicht, ist ein so guter junger Mann, daß ich eifersüchtig darauf seyn

würde, wenn er eine andere Adresse an Sie von hier aus mitnähme, als meine. Er hat eine Tragödie geschrieben, die Sie vielleicht noch nicht gelesen haben, von der ich aber doch wünschte, daß Sie sie lesen möchten, um zu hören, ob mein Urtheil mit dem Ihrigen übereinstimme. Ich glaube nicht, daß viel erste Stücke jemahls besser gewesen.

Mein Bruder wird Ihnen ein Exemplar von den Jerusalemischen Aufsätzen gegeben haben, und ich wünschte, daß Sie mit dem, was ich dabei gethan habe, zufrieden seyn könnten. Aber so ist die einzige Absicht, die ich dabei gehabt, immer noch das Beste dabei. — Ob ich Ihre Anmerkung über den ersten Aufsatz recht gefaßt habe, werden Sie wohl sehen; sonst mir es hoffentlich aber nicht übel deuten, daß ich keinen andern Gebrauch davon gemacht habe. Es wäre unpolitisch gewesen, wenn ich auf alle Blößen meines Verfassers so deutlich gewiesen hätte. Lassen Sie mich, bester Freund, durch diese Gelegenheit angenehme Nachricht von Ihrer Gesundheit und Ihrer fortdauernden Freundschaft gegen mich hören. Ich bin

ganz der Ihrige
Lessing.

68.

Hannover, den 3. Nov. 1777.

Liebster Freund!

Ich bin dem Vergnügen, Sie zu sehen, so nahe gewesen, und kränke mich jetzt, daß ich mich habe nach Hannover bringen lassen, ohne Sie gesehen zu haben. Mein Vorsatz war, mich allhier etwa 8 bis 10 Tage aufzuhalten, und meine Rückreise über Wolfenbüttel zu nehmen. Billet von Muzelstosch, und Brief und Blumenschachtel nahm ich mit Bedacht mit; die Papiere, um sie Ihnen persönlich zu überreichen, und die Blumen, um mir bei Madam eine Empfehlung auszusparen, die sonst ein unbekanntes härtiges Gesicht weniger freundlich aufgenommen haben würde. Aber wie es den frommen Wünschen auf Erden zu gehen pflegt: wenn sie auch erfüllt werden sollen, so werden sie wenigstens sehr lange, für den Wünschenden mehrentheils tödtlich lange verschoben. Ich werde mich allhier, wer weiß wie lange, aufhalten, und vor Langerweile umkommen müssen. Hierbei erhalten Sie Ihre Briefe, Madam ihre Schachtel. Bevor ich von hier abreise, werde ich das Vergnügen haben, Ihnen nochmals zu schreiben, um Sie wenigstens bei meiner Durchreise

durch Wolfenbüttel nicht zu verfehlen. Leben Sie wohl

Moses Mendelssohn.

69.

Hannover, den 11. Nov. 1777.

Bester Freund!

Ich komme ganz unfehlbar zu Ihnen nach Wolfenbüttel, ob ich gleich den Tag noch nicht bestimmen kann, wenn dieses geschehen wird. Sicherlich soll mich kein Geschäft davon abhalten; denn in der That ist mir keines so dringend, als die Begierde Sie zu sehen, und mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie scheinen mir itzt in einer ruhigen zufriedenen Lage zu seyn, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche, aber auch etwas bittre Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände, und Ihre eigne Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und alles, was ich von Ihnen höre und sehe, bestätiget mich in diesem angenehmen Dün-

ken; mich dünkt, mein Wunsch sey nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimäurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?

Ihre Gespräche über die Freimäurerei habe ich mit sehr vielem Vergnügen gelesen. Nicht, daß Sie etwa meinen Vorwitz gestillt hätten. Ich bin eines Theils dieses Unholdes schon lange quitt. Ich bin überzeugt: was Menschen Menschen verheimlichen, ist selten des Nachforschens werth. Andern Theils wissen Sie am besten, daß Ihre Gespräche gar nicht darnach eingerichtet sind, die Neugier zu befriedigen. Was sie aber bei mir bewirkt haben, sind billigere Begriffe von einem Institut, das mir seit einiger Zeit fast verächtlich zu werden angefangen. Man kann sich schwerlich enthalten, die Unthaten der Kirche auf Rechnung der Religion zu setzen.

Wenn Sie aber sagen, Sie wären ein Freimäurer, wie Sie ein Christ sind, so muß ich gestehen, daß ich gerade das Gegentheil behaupten möchte. Sie sind ein Freimäurer, wie Sie nicht wollen, daß man ein Christ seyn soll; denn im Grunde verhalten Sie sich zu einem ächten

Freimäurer, ungefähr, wie Eberhard zu Götzen. Recht in dem Tone der Heterodoxen lösen Sie den Zauber auf, der die Sinne blendet, erklären alles fein menschlich und irrdisch, was den Rechtgläubigen in den dritten Himmel entzückt, predigen Rechtschaffenheit, sagen, Sokrates sey ein Christ gewesen, ohne es selbst gewußt zu haben, und behaupten in Gottes Namen: außer dem Christenthume gebe es keinen ehrlichen Mann.

Im Ernste, sollte ich fast glauben, Ihre vortrefliche Idee von Nutzbarkeit des Instituts verdiente dem Publikum durch Thaten, aber nicht dnrch Wort und Schrift, geoffenbart zu werden. Sie wissen, wie der große Haufe gestimmt ist. So bald man ein Ding bei seinem ächten Namen nennet, so heißt es: je nun, wenns weiter nichts ist! Das Volk dränget sich nie in grössere Haufen, als wenn es nicht weiß, warum.

Ihren Aufschluß von dem Ursprunge des Namens, müssen Sie unserm Nicolai irgend einmahl entdeckt haben. Der hat mir, wo ich nicht irre, schon verschiedentlich davon gesprochen. Wenigstens erinnere ich mich gar deutlich, so etwas von einem meiner Freunde schon öfters gehört zu haben, und außer Ihnen und Nicolai habe ich mit Niemanden von der Freimäurerei gesprochen.

Ich behalte Ihre Gespräche noch in Händen, und schicke Ihnen dafür beikommenden Aufsatz über die Ideenverbindung. Prof. Engel verlangte eine Erklärung der lyrischen Dichtkunst, und dazu gehörte eine nähere Beleuchtung des Zusammenhangs der Begriffe, als gemeinhin in Compendiis vorzukommen pflegt. Für Sie wird der Aufsatz zwar nichts Neues enthalten; er kann aber dazu dienen, unserer bevorstehenden Unterredung einen bestimmtern Stoff unterzulegen, damit wir in der Menge der Dinge, die wir uns zu sagen haben, ein unverrücktes Augenmerk behalten. Und hiermit leben Sie wohl; Ich komme und bringe meine Frau mit, die sich, so wie ich, Ihnen und Madam herzlich empfiehlt.

Moses Mendelssohn.

70.

Hannover, den 19. Nov. 1777.

Bester Freund!

Ich habe einen geräumigen, viersitzigen Wagen, und der Personen nicht mehr als drei. Mithin ist für Ihren Sohn ein bequemer Sitz ledig, und ich freue mich, diesen mit einer Person besetzen zu können, die Sie so nahe angehet. Ich denke,

höchstens noch etwa 3 Wochen hier bleiben zu müssen, vielleicht nur 14 Tage. Alsdenn holen wir unsern Reisegefährten sicherlich ab.

Wie aber, wenn Sie unterdessen nach Hannover kämen, und durchsuchten mit mir die Leibnitzischen Papiere? Der Gedanke ist so einnehmend, so tröstend in der Langenweile, in welcher ich hier schmachte, daß ich wünschte, auf diese Anfrage lieber gar keine, als eine abschlägige Antwort von Ihnen zu erhalten.

Hierbei Ihre Gespräche! Die Hauptidee ist so wichtig, mir wenigstens so neu, daß ich auf Ihre Ausführung derselben ausserordentlich begierig bin. Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich und meine Frau der Ihrigen, bis auf nähere Bekanntschaft.

Vollkommen der Ihrige
Moses Mendelssohn.

71.

Berlin, den 18. Febr. 1780.

Theuerster Freund!

Herr Fl—, der in Gesellschaft des Hrn. St— nach Italien zu reisen im Begriff ist, wünschet vorher Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen,

und bittet mich um eine Adreſſe an Sie, da er Ihnen perſönlich unbekannt ſeyn dürfte. Ich ergreife dieſe Gelegenheit gern, um Ihnen wenigſtens einen ſchriftlichen Beweis von meinem Daſeyn zu geben; Ihnen, der Sie Ihren Freunden ſo viele, und zum Theil ſo herrliche gedruckte Beweiſe von dem Ihrigen geben. Herr Fl— iſt ein Mann von großem Vermögen, der zu Göttingen zu ſeinem Vergnügen Medicin ſtudirt hat, und ſehr gern auch in andern nützlichen Kenntniſſen unterrichtet ſeyn möchte. Es könnte nicht ſchaden, wenn alle Reiche von gleicher Denkungsart wären, und ihren Ueberfluß auf ähnliche Weiſe anzuwenden ſuchten. Was er bei Ihnen ſucht, iſt mir eigentlich unbekannt. Vermuthlich blos Ihre Bekanntſchaft, und Ihren Unterricht, die Sehenswürdigkeiten Italiens betreffend. Wäre ich in ſeiner Verfaſſung, ſo ließe ich Italien mit allen ſeinen Raritäten ſicherlich das Letzte ſeyn, davon ich mich mit Ihnen zu Wolfenbüttel unterhielte. Leben Sie wohl, mein beſter Freund! und laſſen Sie Hrn. Fl— merken, daß ich bei Ihnen etwas vermag.

Ihr

Freund

Moſes Mendelsſohn.

Digitized by Google

Moſes Mendelsſohns'
ſämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Enthält:

Vermiſchte Schriften.

Erſter Band.

Ofen, 1821.
In der Paul Burian'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Moses Mendelssohn

Abhandlung

über

die Evidenz

in

metaphysischen Wissenschaften.

Eine von der königlichen Academie der Wissenschaften in Berlin gekrönte Preisschrift.

Wörtlich nach der Original-Auflage.

Ofen, 1821.

In der Paul Burian'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Einleitung.

Man macht der Weltweisheit gemeiniglich den Vorwurf, daß in ihren Lehren niemals eine sonderliche Ueberzeugung zu hoffen wäre, weil in jedem Jahrhunderte neue Lehrgebäude empor kommen, schimmern und wieder vergehen. Die Gedichte, die Reden, die historischen und kritischen Schriften, die Bildsäulen und übrigen Kunststücke der Alten, werden noch in unsern Tagen als Meisterstücke bewundert, und zum Theil noch mit grösserm Nutzen studiret, als die Natur selbst. Allein die philosophischen Schriften der vorigen Zeiten, sind in unsern Tagen fast unbrauchbar geworden. Ihre berühmtesten Lehrgebäude enthalten zwar noch einige Materialien, die mit Nutzen angewendet werden können, allein wie man glaubt, lohnen sie die Mühe nicht, daß man ihrenthalben das zerfallene Gemäuer durchsucht, und den Schutt aufgräbt, mit welchem sie bedeckt sind. Man schließet hieraus, daß die Empfindung der Schönheit und Ordnung, oder der Geschmack, weit beständiger und zuverlässiger sey, als die Vernunft

oder die Ueberzeugung von philoſophiſchen Wahrheiten. Denn hat ſich der Geſchmack ſeit dem Homer noch ſo erhalten, da unterdeſſen die Vernunft mit jedem Menſchenalter ihre Geſtalt verändert; ſo muß jener ſicherer und weniger dem Zweifel unterworfen ſeyn, als dieſe.

Allein die Unbeſtändigkeit der philoſophiſchen Lehrgebäude ſcheinet von einer Urſache herzurühren, die der Weltweisheit eines Theils zum Vortheil gereichet. Daß wir ſo ſchwache Gründe, ſo wenig Bündiges und Zuſammenhängendes in den Syſtemen der Alten finden, kömmt daher, weil die Vernunft ſeit der Zeit merkliche Progreſſen gemacht, weil wir durch die Bemühungen der Weltweiſen der Wahrheit näher gekommen ſind, die erſten Grundſätze der Natur beſſer einſehen, und deutlicher auseinanderſetzen gelehrnet haben. Die Naturlehre der Alten iſt heutiges Tages noch weit unbrauchbarer, als ihre Metaphyſik, denn die Erkenntniß der Natur hat ſeit der Zeit einen weit merklicheren Fortſchritt gehabt, als die Metaphyſik. Ueberhaupt, je höher eine Kunſt oder Wiſſenſchaft getrieben wird, deſto weiter entfernet man ſich von den erſten ſchwachen Verſuchen, die zu den Zeiten des Erfinders vielleicht mehr Genie erfordert haben, als die ſpätern Meiſterſtücke. Man wird mit dem Gegenſtande immer vertrauter, die Begriffe klären ſich auf, man erlanget tiefere

Einsicht mit weniger Mühe, man siehet mit ganz andern Augen.

Hingegen ist man in den schönen Wissenschaften und Künsten noch immer da, wo man zu den Zeiten der alten Griechen gewesen, und vielleicht hat man seitdem noch einige Schritte zurück gethan. Eine glückliche Nachahmung der Alten ist die höchste Vollkommenheit, nach welcher unsere Virtuosen ringen, und die glücklichste Nachahmung ist doch allezeit dem Muster nachzusetzen. Nach dem Urtheile der Kenner hat noch kein Heldendichter den Homer, kein Redner den Demosthenes und kein Bildhauer den Phidias völlig erreicht. Da wir also keine bessere Originalwerke haben; was Wunder, daß wir die Werke der Alten noch immer mit denselben Augen ansehen, mit welchen sie von ihren Zeitgenossen betrachtet wurden? In den dunklen Zeiten war Aristoteles den Weltweisen noch weit mehr, als Homer den Dichtern ist. Seine Aussprüche wurden so lange für untrüglich gehalten, bis daß Cartes und Leibniz kamen, und es ihm an Gründlichkeit und Deutlichkeit zuvor thaten. Wenn die Neuern Heldengedichte hervorbringen werden, welche die Ilias so sehr an Schönheit übertreffen, als die Metaphisik des Cartes oder Leibniz die Aristotelische an Gründlichkeit und Deutlichkeit übertrift: so wird die Ilias vielleicht so unbrauchbar scheinen, als die Philosophie des Aristoteles.

Mit der Mathematik hingegen hat es eine ganz eigene Beschaffenheit. Ob man gleich in derselben größere Progressen gemacht, als in irgend einer Wissenschaft; so haben deswegen die Werke der Alten noch nicht ganz ihren Nutzen verlohren. Diesen Vorzug hat die Mathematik ihrer Untrüglichkeit zu verdanken. Ihre Evidenz ist so groß, daß man sich selten hat von der Wahrheit entfernen können. Man hat weniger gewußt, aber was man wußte, waren doch unleugbare Wahrheiten. Die Entdeckungen der Neuern haben die Grenzen der Wissenschaften unendlich erweitert, allein den kleinen Bezirk, den sie vorgefunden, liessen sie unverändert. Seine innere Verfassung war so gut, daß es unnöthig war, die geringste Reform vorzunehmen.

Man hat es in unserm Jahrhundert versucht, die Anfangsgründe der Metaphysik durch untrügliche Beweise auf einen eben so unveränderlichen Fuß zu setzen, als die Anfangsgründe der Mathematik, und man weiß, wie groß die Hofnung war, die man Anfangs von dieser Bemühung schöpfte; allein der Erfolg hat gezeigt, wie schwer dieses ins Werk zu richten sey. Selbst diejenigen, welche die metaphysischen Begriffe für überzeugend und unwiderlegbar halten, müssen doch endlich gestehen, daß man ihnen noch bisher die Evidenz der mathematischen Beweise nicht gegeben hat, sonst hätten sie unmöglich einen so viel-

fältigen Widerſpruch finden können. Die Anfangsgründe der Mathematik überzeugen einen jeden, der Menſchenverſtand hat, und es nur nicht an aller Aufmerkſamkeit fehlen läßt. Man weiß aber, daß viele ſcharfſinnige Köpfe, die von ihren Fähigkeiten hinlängliche Proben abgelegt haben, gleichwohl die Anfangsgründe der Metaphyſik verwerfen, und keiner andern Wiſſenſchaft, als der Mathematik, die Möglichkeit einer völligen Ueberzeugung zutrauen. Dieſe Gedanken ſcheinen eine erlauchte Akademie zu der Aufgabe veranlaſſet zu haben: Ob die metaphyſiſchen Wahrheiten überhaupt einer ſolchen Evidenz fähig ſind, als die mathematiſchen u. ſ. w.

Zur Evidenz einer Wahrheit gehöret auſſer der Gewißheit, auch noch die Faßlichkeit oder die Eigenſchaft, daß ein jeder, der den Beweis nur einmal begriffen, ſogleich von der Wahrheit völlig überzeugt, und ſo beruhiget ſeyn muß, daß er nicht die geringſte Widerſetzlichkeit bey ſich verſpüret, dieſelbe anzunehmen. Die Anfangsgründe der Fluxional-Rechnung ſind eben ſo unleugbar, als die geometriſchen Wahrheiten, aber ſo einleuchtend, ſo faßlich ſind ſie nicht, daher kann man ihnen die Evidenz der geometriſchen Wahrheiten nicht zuſchreiben. Man ſiehet hieraus, daß die Aufgabe der Akademie auch im Bejahungsfalle zwo beſondere Abtheilungen habe. Man hat nemlich zu zeigen, 1) ob die metaphyſiſchen Wahrheiten

so unumstößlich dargethan werden können, und wenn dieses bejahet wird, 2) ob die Beweise derselben einer solchen Faßlichkeit fähig sind, als die geometrischen Wahrheiten? Wird aber die erste Frage verneinet; so hat man auszumachen, 1) von welcher Beschaffenheit eigentlich ihre Gewißheit ist. 2) Auf was für einen Grad man diese Gewißheit bringen kann, und 3) ob dieser Grad zur völligen Ueberzeugung hinreichend ist?

Ich getraue mich zu behaupten, daß die metaphysischen Wahrheiten zwar derselben Gewißheit, aber nicht derselben Faßlichkeit fähig sind, als die geometrischen Wahrheiten. Daß heißt: man kann die vornehmsten Wahrheiten der Metaphysik durch zusammenhangende Schlüsse bis auf solche Grundsätze zurückführen, die ihrer Natur nach eben so unleugbar sind, als die ersten Grund- und Heischesätze der Geometrie, aber man kann diese Kette von Schlüssen nicht so einleuchtend, nicht so faßlich machen, als die geometrischen Wahrheiten. Dieses zu beweisen, werde ich die Natur der mathematischen und metaphysischen Wahrheiten jede besonders untersuchen, und sie sodann mit einander vergleichen.

Erſter Abſchnitt.

Von der Evidenz in den Anfangsgründen der Mathematik.

Die Mathematik gründet ihre Gewißheit auf das allgemeine Axioma, daß nichts zugleich ſeyn und nicht ſeyn könne. Man beweiſet in dieſer Wiſſenſchaft einen jeden Satz, wie z. B. A iſt B, auf zweyerley Art. Denn entweder man entwickelt die Begriffe von A, und zeiget, A ſey B, oder man entwickelt die Begriffe von B, und folgert daraus, daß Nicht — B auch Nicht — A ſeyn müſſe. Beyde Arten zu beweiſen gründen ſich alſo auf den Satz des Widerſpruchs, und da der Gegenſtand der Mathematik überhaupt die Gröſſe, der Geometrie aber insbeſondere die Ausdehnung iſt; ſo kann man ſagen, daß in der Mathematik überhaupt unſere Begriffe von der Gröſſe, in der Geometrie insbeſondere aber unſere Begriffe von der Ausdehnung entwickelt und auseinander geſetzet werden. In der That, da die Geometrie nichts mehr zum Grunde legt, als den abgeſonderten Be-

griff von der Ausdehnung, und aus dieser einzigen Quelle alle ihre Folgen herleitet, und zwar dergestalt herleitet, daß man deutlich erkennet, alles was in derselben behauptet wird, sey durch den Satz des Widerspruchs nothwendig mit dem urbaren Begriffe der Ausdehnung verknüpft; so ist kein Zweifel, daß in dem Begriff von der Ausdehnung alle geometrische Wahrheiten eingewickelt anzutreffen seyn müssen, die uns die Geometrie darinn entwickeln lehret. Denn was können die tiefsinnigsten Schlüsse anders thun, als einen Begriff zergliedern, und dasjenige deutlich machen, was dunkel war? Was in dem Begriffe nicht anzutreffen ist, das können sie nicht hineinbringen, das läßt sich auch, wie leicht zu begreifen, durch den Satz des Widerspruchs nicht davon herleiten. In dem Begriffe der Ausdehnung liegt zum Beyspiel die innere Möglichkeit, daß ein Raum von dreyen geraden Linien dergestalt eingeschränkt werde, daß zwo derselben einen rechten Winkel einschliessen, denn aus dem Wesen der Ausdehnung ist zu begreifen, daß sie vielerley Einschränkungen fähig sey, und daß die angenommene Art der Einschränkung einer ihrer ebenen Flächen, keinen Widerspruch enthalte. Wenn man nun in der Folge zeiget, daß der Begriff von dieser angenommenen Einschränkung, oder von einem rechtwinklichten Dreyecke, nothwendig mit sich bringt, daß das Quadrat der Hypothenuse u. s. w.;

ſo muß auch dieſe Wahrheit urſprünglich und implicite in dem erſten Begriffe der Ausdehnung anzutreffen geweſen ſeyn, ſonſt hätte ſie durch den Satz des Widerſpruchs nimmermehr können davon hergeleitet werden. Die Idee der Ausdehnung iſt unzertrennlich von der Idee der Möglichkeit einer ſolchen Einſchränkung, wie vorhin iſt angenommen worden, und die Einſchränkung iſt abermals nothwendig mit dem Begriffe der Gleichheit bemeldeter Quadraten verknüpft; daher lag auch dieſe Wahrheit, wie eingewickelt, in dem urſprünglichen Begriffe von der Ausdehnung, allein ſie entzog ſich unſerer Aufmerkſamkeit und konnte nicht eher deutlich erkannt und unterſchieden werden, bis wir durch die Zergliederung alle Theile dieſes Begriffs entwickelt und auseinander gelegt haben. Die Analysis der Begriffe iſt für den Verſtand nichts mehr, als was das Vergröſſerungsglas für das Geſicht iſt. Es bringet nichts hervor, das in dem Gegenſtande nicht anzutreffen ſeyn ſollte; ſondern es erweitert die Theile des Gegenſtandes, und macht, daß unſere Sinne vieles unterſcheiden können, das ſie ſonſt nicht würden bemerkt haben. Nicht anders macht es die Analysis der Begriffe; ſie macht die Theile und Glieder dieſer Begriffe deutlich und kennbar, die vorhin dunkel und unbemerkt waren, aber ſie bringt in die Begriffe nichts hinein, das vorhin nicht in denſelben anzutreffen geweſen iſt.

Plato erzählet *), wie Socrates einst von einem unwissenden Knaben, durch geschicktes Fragen, einen tiefsinnigen geometrischen Satz herausgelockt habe, und wenn man diese Unterredung liest; so muß man gestehen, daß der Versuch leicht zu wiederholen wäre, wenn der zu Unterrichtende nur geduldig genug ist, uns zu folgen, und die vielfältigen Fragen, die wir thun müssen, mit einiger Aufmerksamkeit zu erwegen, bevor er bejahet, oder verneinet. Denn ein Mehreres hat er bey der ganzen Lection nicht zu thun, als nach Beschaffenheit der Sache zu bejahen, oder zu verneinen, und gleichwohl läßt ihn Socrates alles selbst erfinden. Er setzet nichts mehr bey ihm voraus, als den blossen Begriff von Ausdehnung. Er entdeckt ihm keine Wörtererklärung, keinen Grund- oder Heischesatz; sondern durch blosses Fragen macht er ihn bald auf dieses bald auf jenes Glied des zum Grunde gelegten Begriffs aufmerksam, und läßt ihn nach und nach den geometrischen Satz sammt der Demonstration erfinden. Es ist kein Zweifel, daß er es durch wiederholte Versuche mit der ganzen Mathematik nicht eben also hätte machen können, und man sieh't hieraus, daß unsere Begriffe bis auf den letzten Faden, so zu sagen, ablaufen, wenn ein Socrates sich die Mühe nimmt sie abzuwickeln. — Plato erzählet diese Begebenheit, um

*) Im Menon.

daraus zu schliessen, daß unser Lernen nichts als ein Erinnern sey, indem Socrates dem Knaben ja nichts Neues beygebracht, und bloß durch Erregung seiner Aufmerksamkeit, oder wie es Plato nennet, Erinnerungskraft, ihn tiefsinnige Wahrheiten gelehret hat. Dieses heißt in der Sprache der neuern Weltweisen: durch das Lernen kommen keine neue Begriffe in die Seele, die vorhin nicht darinn gewesen seyn sollten. Denn die Schlüsse, und vornehmlich die mathematischen, sind nichts anders, als Zergliederungen der sinnlichen Eindrücke, oder der von denselben abgesonderten Begriffe, daher können sie das Dunkle deutlich machen, und das Eingewickelte aufwickeln, aber schlechterdings der Seele nichts Neues beybringen. So liegt z. B. in dem sinnlichen Eindrucke der Ausdehnung der ganze Innbegriff der geometrischen Wahrheiten, die durch Schlüsse nur mehr ans Licht gezogen werden. Nun ist es aber wider die Vernunft, dem sinnlichen Eindrucke, als einer körperlichen Bewegung, die die Seele wahrnimmt, einen so grossen Schatz von tiefsinnigen Wahrheiten zuzuschreiben, und wenn man auch dieses objective zugeben wollte; so ist doch nicht zu begreifen, wie diese unendliche Menge von Begriffen, der Seele auf einmal durch ein augenblickliches Anschauen eingetrichtert werden können. Diese Schwierigkeit zu heben, geräth Plato auf den seltsamen Einfall: unsere Seele habe alles, was

sie in diesem Leben erfährt, in einem andern Zustande vorher gelernet und gewußt, und die sinnlichen Eindrückungen wären nur die Anlässe, oder die Gelegenheiten, bey welchen sich die Seele des Vergessenen wieder erinnere. Dieses kömmt mit einer gewissen mystischen Lehre der orientalischen Weisen überein, welche gleichfalls behaupten, die Seele habe vor diesem Leben die ganze Welt begriffen, beym Eintritte in dasselbe aber alles wieder vergessen.

So fremd diese Lehre in unsern Ohren klinget; so liegt in derselben doch einige Wahrheit. Die Neuern haben sie auch in der That beybehalten, und in ihr System gebracht, nur daß sie ihr das Mystische genommen, das ihr ein so widersinniges Ansehen giebt. Sie sagen, da die Vorstellungskraft das Wesen und die innerliche Möglichkeit der Seele ausmacht; so ist eine Seele, die vorhanden ist, und schlechterdings keine Vorstellungen hat, ein offenbarer Widerspruch; denn eine Kraft kann so wenig ohne Wirkung seyn, so wenig ein Dreyeck vier Seiten haben kann.

Die Seele ist also beym Eintritte in dieses Leben keinesweges, wie die Aristoteliker wollen, mit einer glatten Tafel zu vergleichen, in welcher die Buchstaben erst eingegraben werden sollen, sondern sobald sie vorhanden ist, muß sie auch Vorstellungen haben, denn nichts anders heißt für eine Seele vorhanden seyn. Diese Vorstellungen aber können von der Be-

schaffenheit der eingewickelten Begriffe seyn, davon wir oben gesehen, daß sie allezeit in der Seele, ohne von ihr bemerkt zu werden, anzutreffen seyn können. Denn da wir gesehen, daß die menschliche Seele keine Ausdehnung wahrnehmen kann, ohne sich implicite alle geometrische Wahrheiten vorzustellen; so ist es leicht möglich, daß es einen Zustand der Seele geben könne, in welchem alle ihre Vorstellungen diese Beschaffenheit haben, daß sie von ihr selbst nicht erkannt werden, wie z. B. im Schlafe. Ein unendlicher Verstand, der sich die Seele eines Schlafenden vorstellet, muß in derselben nothwendig Vorstellungen wahrnehmen, sonst würde sie nicht vorhanden seyn, gleichwohl ist sie selbst ihrer sich alsdann nicht bewußt, und hat keine auseinander gewickelte oder deutliche Vorstellungen. Eine ähnliche Beschaffenheit mag es mit der Seele, vor dem Eintritte in dieses Leben gehabt haben. Wenn sie anders vorhanden war, so hat ein unendlicher Verstand nothwendig Vorstellungen in derselben wahrnehmen müssen, sie selbst aber kann sich vielleicht ihrer nicht eher bewußt gewesen seyn, bis sich die Begriffe in diesem Leben durch Veranlassung der sinnlichen Eindrücke nach und nach entwickelt haben. Man sieh't hier den Uebergang zu den erhabenen Lehren der neuern Weltweisen, daß die Seele niemals aufhöre sich implicite schlechterdings die ganze Welt, explicite aber nur die Welt nach der Lage

ihres Körpers in derselben vorzustellen, daß die sinnlichen Eindrücke nur die Anlässe und Gelegenheiten seyn, bey welchen die Vorstellungen der Seele sich entwickeln und wahrgenommen werden, und daß diese Entwickelung der Begriffe in der Seele mit der Entwickelung der Begebenheiten ausser derselben vollkommen harmoniere. Jedoch diese Nebenbetrachtung hat mich schon zu weit von meinem Gegenstande abgeführt. Ich kehre zurück.

Die ganze Kraft der geometrischen Gewißheit beruhet also auf der nothwendigen Verknüpfung der Begriffe. Man zergliedert nemlich den ursprünglichen Begriff von der Ausdehnung, und zeigt, daß dieselbe mit gewissen davon abgeleiteten Folgen in einer unzertrennlichen Verbindung stehe, und ohne dieselben einen offenbaren Widerspruch enthalte. Mit einem Worte, man zeigt, daß der ursprüngliche Begriff, den wir von der Ausdehnung haben, mit den davon abgeleiteten Begriffen und Folgerungen objective betrachtet, einerley sey. Denn ob wir gleich eine Ausdehnung wahrnehmen können, ohne die geometrischen Wahrheiten zu denken, die mit derselben verknüpft sind; so erkennet man doch vermittelst einer richtigen Zergliederung der Begriffe, daß sie alle implicite in dem ursprünglichen Begriffe der Ausdehnung enthalten sind, und also objective betrachtet, von derselben ohne Widerspruch nicht können getrennet werden.

Was hier von der Geometrie gezeiget worden, das gilt von der Mathematik überhaupt. Denn die Ausdehnung ist nichts anders, als eine stetige Quantität, deren Theile neben einander anzutreffen sind. Wenn die Quantität nicht stetig ist, oder nicht als stetig betrachtet wird, so wird die Wissenschaft derselben die Arithmetik genennet. Folgen die Theile derselben nicht neben, sondern auf einander; so entstehet die Ausmessung der Zeit, wiewohl man die Zeit, wenn sie ausgemessen werden soll, allezeit entweder durch Zahlen, oder durch ausgedehnte Grössen auszudrucken pflegt. Die Ursache hiervon wird sich in der Folge zeigen.

Wenn wir die Mathematik von dieser Seite betrachten, welch ein ausserordentliches Licht zündet sie uns nicht in der von ihr so weit entfernt scheinenden Seelenlehre an! Welche Tiefe! Jeder gemeine sinnliche Eindruck trägt in seinem Schooße ein unermeßliches Meer von ewigen Wahrheiten. Jeder Begriff verlieret sich vor unsern Augen in eine Unendlichkeit. Was für grosse Geister arbeiten seit undenklichen Zeiten an der Entwickelung des sinnlichen Begriffs von der Quantität, und immer entwölken sich ihren Augen neue Aussichten, ungesehene Fernen, die nur ein allsehendes Auge ganz umfasset. Und gleichwohl haben sie bisher den größten Theil ihrer Bemühungen

einzig und allein auf die ausgedehnte Quantität eingeschränkt. Von der unausgedehnten Grösse, oder von derjenigen Quantität, deren Theile weder neben, noch auf einander folgen, sondern in einander fallen, als nemlich von den Graden und ihren Ausmessungen, sind bisher nur einzelne dürftige Versuche zum Vorschein gekommen. Was man in den Werken der Neuern von der Ausmessung der Bewegungskräfte, der Geschwindigkeit, der Wärme, des Lichts u. s. w. liest, ist kaum zu dieser Wissenschaft zu rechnen. Denn man hat sich bey der Ausmessung dieser besondern Arten der unausgedehnten Grössen, noch allezeit des Kunstgriffes bedienen müssen, sie durch Linien und Figuren auszudrücken, um sie dadurch in ausgedehnte Grössen zu verwandeln, welches aber unnöthig seyn würde, wenn man die ersten Grundsätze der unausgedehnten Quantität deutlich aus einander gesetzt hätte. Diese allgemeinen Grundsätze müßten nicht nur auf die angeführten Arten der intensiven Grösse; sondern auch auf den Werth der Dinge, auf ihre Möglichkeit, Wirklichkeit, Vollkommenheit und Schönheit, auf den Grad der Wahrheit, Gewißheit, Deutlichkeit und innerer Wirksamkeit unsers Erkenntnisses, auf die Güte moralischer Handlungen u. s. w. angewendet werden können, denn alle diese Grade sind wahre Quantitäten, und also einer Ausmessung und verhältnißmäßigen Vergleichung fähig. Wie wenig aber noch von

dieſer wichtigen Theorie entdeckt worden, iſt kaum nöthig zu erinnern.

Indeſſen iſt doch nicht zu leugnen, daß es eine ſolche Theorie geben müſſe. Denn erſtlich zeigt die tägliche Erfahrung, daß die Menſchen mit der natürlichen geſunden Vernunft über die Grade der Dinge Urtheile fällen, Vergleichungen anſtellen, und Verhältniſſe einſehen, deren Richtigkeit durch die Erfahrung beſtätiget wird. Es giebt alſo eine natürliche Mathematik der unausgedehnten Gröſſen, und alſo muß es auch eine künſtliche geben. Denn wenn die Gründe dieſer natürlichen Wiſſenſchaft deutlich auseinander geſetzt, und auf allgemeine Begriffe zurück geführet werden; ſo entſtehet die verlangte künſtliche Gröſſenlehre. Ferner, da die unausgedehnten Gröſſen mit den ausgedehnten in dem Hauptbegriffe der Quantität übereinkommen, aus dem beſondern Begriffe der ausgedehnten Gröſſen aber ſich durch die Zergliederung eine ganze Reihe von Folgerungen ziehen läßt, die ein bündiges Syſtem ausmachen; ſo muß dieſes auch in Abſicht auf die unausgedehnten Gröſſen geſchehen können. Woran mag es alſo wohl liegen, daß man hierin noch nichts erhebliches ausgerichtet hat? Ich glaube die Schwierigkeiten, die man hier gefunden hat, laſſen ſich leicht anzeigen.

Zur Ausmeſſung einer Gröſſe iſt die deutliche Erkenntniß von ihren Schranken das nothwendigſte

und fruchtbarste Erfindungsmittel. Eine Grösse ohne Schranken ist unermeßlich, daher muß sich aus der Beschaffenheit der Schranken begreifen lassen, auf welche Weise eine Grösse ausgemessen ist. Man weiß, daß in der Mathematik alle Erfindungen auf der Kenntniß der Figuren oder der Schranken der Ausdehnung beruhen. Nun fallen die Theile der ausgedehnten Grösse neben einander, und lassen sich mit den Sinnen wohl von einander unterscheiden (nemlich in so weit sie zur Quantität gehören, und ein mehreres ist auch hier nicht nöthig); daher lassen sich auch die verschiedenen Theile der Schranken, das ist, die Flächen' Linien und Punkte (welche der stetigen Ausdehnung Grenzen setzen) mit den Sinnen unterscheiden, und indem wir sie einzeln betrachten, und hernach in ihrer gehörigen Verbindung zusammen nehmen; so erlangen wir einen deutlichen Begriff von der Figur. Diesen deutlichen Begriff zergliedern wir, und erlangen Grundsätze und Heischesätze, oder Lehrsätze und Aufgaben, nachdem die Folgen unmittelbar oder mittelbar mit der Grund-Idee verknüpft sind.

Hingegen fallen die Theile der ausgedehnten Grösse in einander, und lassen sich durch die Sinne keinesweges von einander unterscheiden. Daher auch ihre Schranken durch ein blosses Ueberdenken nicht deutlich begriffen werden können. Es fällt also hier das fruchtbarste Erfindungsmittel weg, welches in der ausge-

dehnten Gröſſenlehre ſo wichtige Dienſte leiſtet, nemlich die Betrachtung der Figuren, oder die Schranken der Ausdehnung, ohne welche man in der Mathematik keinen Schritt zu thun im Stande iſt. Will man endlich die Schranken einer unausgedehnten Gröſſe kennen lernen; ſo muß man auf den Stoff der Gröſſe, oder auf die Qualität (denn dieſe liegt bey einer jeden Quantität zum Grunde, und macht den Stoff derſelben aus) zurückgehen, und die innern Merkmahle derſelben deutlich auseinander ſetzen lernen. Allein wie ſchwer iſt es nicht, zu dieſer abſtrakten Einſicht zu gelangen! Ein Beyſpiel wird dieſe Betrachtung ins Licht ſetzen. Geſetzt, wir wollten den Grad der moraliſchen Vollkommenheit eines Charakters deutlich kennen lernen. Zu dieſem Endzwecke zu gelangen, und die Schwierigkeit der Unternehmung deutlicher zu faſſen, wollen wir unſer Augenmerk beſtändig auf die gemeine Mathematik richten, um durch Hülfe der Redaktion zu ſehen, welches Erfindungsmittel zu unſerm Vorhaben etwas beytragen kann. Der Stoff der gemeinen Gröſſenlehre iſt die ſtetige Ausdehnung; ihre verſchiedene Merkmale ſind Länge, Breite und Dicke. Zwey derſelben, oder die Fläche, ſind die Schranken des Körpers; ein einziges derſelben (oder die Linie) macht die Schranken der Fläche, und endlich das Zeichen der Abweſenheit aller derſelben (oder der Punkt) die Schranken der Linie aus. Alle dieſe Merkmale können

durch eine einfache Wirkung der Seele, durch das bloſſe Ueberdenken unterſchieden werden, und alſo iſt es nicht ſchwer, ſich von den Schranken der ausgedehnten Gröſſe einen deutlichen Begriff zu machen. Von der angeführten unausgedehnten Gröſſe iſt der Stoff, die moraliſche Güte eines Charakters, die Merkmale und Schranken dieſes Stoffes fallen nicht in die Sinne, und müſſen durch den Verſtand herausgebracht werden. Ich muß alſo auf die Erklärung der moraliſchen Güte zurückgehen. Dieſe beſtehet in der Fertigkeit, ſeinen Pflichten, der Hinderniſſe ungeachtet, und ohne ſinnliche Anlockung, vollkommen Genüge zu leiſten. Dieſes ſind alſo die Merkmale dieſer Quantität, und nunmehr laſſen ſich auch die Schranken einigermaſſen beſtimmen. Denn a) 1) je gröſſer die Fertigkeit, 2) je mehr und 3) wichtiger die Pflichten, 4) je mehr und 5) ſtärker die Hinderniſſe, und endlich b) je weniger und 6) ſchwächer die ſinnlichen Anlocknngen, deſto gröſſer der Grad der moraliſchen Güte. Alle dieſe beſondere Merkmale ſind abermals keine urſprüngliche Begriffe, und müſſen noch ferner zergliedert werden, und erſt alsdann können die unmittelbaren Folgen oder die Axiomata und Postulata herausgebracht und auſſer Zweifel geſetzt werden. Man hat nemlich vor allen Dingen noch die unausgedehnte Gröſſe der Fertigkeit, die ausgedehnte und unausgedehnte Gröſſe

(nem-

(nemlich die Menge und Wichtigkeit) der Pflichten, der Hinderniſſe und der ſinnlichen Reizungen zu erwegen, bevor man feſten Fuß faſſen, und zu einer richtigen Theorie den Grund legen kann. Wundert man ſich noch, daß dieſes ſo leicht nicht geſchehen kann?

Ich habe hier einen beſondern Fall zum Beyſpiel genommen; allein es hat mit der allgemeinen Betrachtung der unausgedehnten Gröſſe noch weit gröſſere Schwierigkeiten, denn die Merkmale einer Qualität überhaupt ſind noch weit abſtrakter, und liegen in der Natur der Dinge noch tiefer verborgen, als die Merkmale der moraliſchen Qualität insbeſondere, die ich zum Beyſpiele angeführet habe. Ja es giebt beſondere Arten von ausgedehnten Gröſſen, da der Faden der Entwickelung plötzlich abbricht, und ſich ohne einen Erfindungskunſtgriff durchaus nicht weiter kommen läßt. Man bemerkt dieſes bey allen Qualitatibus sensibilibus auſſer der Ausdehnung, als z. B. Licht, Wärme, Farben, Härte, u. ſ. w. Die Merkmale dieſer ſinnlichen Empfindungen laſſen ſich weder durch die Sinne, noch durch den Verſtand aus einander ſetzen, und alſo können auch ihre Schranken auf dieſe Weiſe nicht deutlich erkannt werden. Man bedienet ſich daher eines Erfindungskunſtgriffes. Da die Urſachen allezeit den Wirkungen angemeſſen ſind, ſo nimmt man jene, wo ſich dieſe nicht entwickeln laſſen. Statt der Farben z. B. nimmt man die Be-

schaffenheit des Lichtstrahls, statt der Wärme die Menge und Geschwindigkeit der Feuertheilchen u. s. w. und löset die Begriffe derselben, wo möglich, in ihre ersten Grundideen auf, um vermittelst der Ursachen die Wirkungen abzumessen. Wer siehet aber nicht, wie weit alles dieses von dem leichten und ebenen Wegen entfernet sey, auf welchem die Mathematik der ausgedehnten Grösse dahergehet?

Eben dieselbe Schwierigkeit, sich von der unausgedehnten Grösse und ihren Schranken richtige Begriffe zu machen, leget in den Weg zur mathematischen Erkenntniß der Qualitäten noch ein wichtiges Hinderniß, das hier betrachtet zu werden verdienet. Dieses bestehet in der Art der Bezeichnung. Der Mathematiker bedarf der willkührlichen Zeichen nicht, denn er kann reelle und wesentliche Zeichen an ihrer Stelle setzen, die ihrer Natur und Verbindung nach mit der Natur und Verbindung der Gedanken übereinkommen. Die Geometrie, und die Zahlen- sowohl als Buchstabenrechnung, haben diesen Vorzug gemein, doch mit einigem Unterschiede. Die Geometrie hat in ihrer Bezeichnung gar nichts willkührliches, denn ihre einfachen sowohl als zusammengesetzten Zeichen kommen mit den Gedanken überein. Die Linien sind wesentliche Zeicheu der Begriffe, die wir von ihnen haben, und in den Figuren werden diese Linien auf eben die Art und Weise zusammen ge-

ſetzt, wie die Begriffe in unſerer Seele zuſammengeſetzt werden. In der Zahlen- und Buchſtabenrechnung aber ſind die einfachen Zeichen, nehmlich die Zahlen, Buchſtaben und Verbindungszeichen blos willkührlich. Allein in den zuſammengeſetzten Zeichen, als in den Formeln und Gleichungen, iſt alles beſtimmt, kommt alles genau mit den Gedanken überein.

Man hat alſo ſelbſt in der Arithmetik nur wenige willkührliche Zeichen und einige Regeln der Verbindung derſelben zu lernen, um die Sprache der Arithmetiker und Algebraiſten völlig zu verſtehen. Denn auſſer dieſen wenigen einfachen Zeichen und Verbindungsregeln wird nichts der Willkühr überlaſſen, iſt alles in den Formeln und Gleichungen ſo beſtimmt, wie in unſern Gedanken. In der Geometrie hat man zwar gar keine willkührliche Zeichen zu behalten, und eben deswegen fällt die Geometrie den Anfängern faſt leichter, als die Rechenkunſt; allein von einer andern Seite betrachtet, gereichet es dieſer letzten Wiſſenſchaft zum Vortheile, daß ihre einfachen Zeichen nicht weſentlich, ſondern willkührlich ſind. Man kann nemlich in der Geometrie nichts in abstracto bezeichnen; ſondern die Zeichen ſtellen die Sachen immer in concreto vor. Denn da in dieſer Wiſſenſchaft auch die einfachen Zeichen weſentlich ſind; ſo kann in einer geometriſchen Bezeichnung nichts unbeſtimmt bleiben,

und also ist es immer dieses Dreyeck, dieser Cirkel, niemals ein Dreyeck überhaupt, oder eine Figur überhaupt. In der Buchstabenrechnung aber kann dasjenige unbestimmt bleiben in der Bezeichnung, was in dem allgemeinen Begriffe unbestimmt seyn soll, daher ist es in dieser Wissenschaft leichter zu allgemeinen Notionen zu gelangen, als in der Geometrie.

Hingegen ist in der Bezeichnung der unausgedehnten Grösse noch alles willkührlich, indem die einzeln Merkmale derselben schwer zu unterscheiden, und ihre Verbindungsarten noch schwerer zu bestimmen, und auf allgemeine Regeln zurück zu bringen sind. Daher ist vor der Hand zur Ausmessung der unausgedehnten Grösse nichts bequemer, als das Erfindungsmittel, sie durch ausgedehnte Grössen zu bezeichnen, welches in der Dynamik und andern dahin einschlagenden Wissenschaften zu geschehen pflegt. Denn dadurch genießt man die Vortheile, die eine wesentliche und unwillkührliche Bezeichnung zur Erfindung und Begreifung der Wahrheit an die Hand giebt.

Man hat gesehen, daß die Gewißheit der geometrischen Wahrheiten sich nur auf die unveränderliche Identität eines eingewickelten Begriffs mit den abgeleiteten entwickelten Begriffen stütze. Dieses ist der höchste Grad der Gewißheit, der aber nur in der reinen theoretischen Mathematik statt findet. So bald wir von einer geometrischen Wahrheit in der Ausü-

bung Gebrauch machen, das heißt, sobald wir von bloßen Möglichkeiten zu Wirklichkeiten übergehen wollen; so muß ein Erfahrungssatz zum Grunde gelegt werden, welcher aussagt, daß diese oder jene Figur, Zahl u. s. w. wirklich vorhanden sey. Indem ganzen Umfange der Mathematik findet sich kein Beyspiel, daß man aus blos möglichen Begriffen auf die Wirklichkeit ihres Gegenstandes sollte schliessen können. Die Natur der Quantität, als des Gegenstandes der Mathematik, widerspricht einem solchen Schlusse. Unsere Begriffe von der Quantität stehen mit andern Begriffen, aber mit keinen Wirklichkeiten in einer nothwendigen Verbindung. Da man aber dem Zeugnisse der Sinne trauen, und für unleugbar annehmen kann, daß dieser oder jener Grundbegriff einen wirklich vorhandenen Gegenstand habe; so müssen auch die Folgen nothwendig vorhanden seyn, die aus diesem Grundbegriffe gezogen worden sind. Denn widersprechende Begriffe haben keinen wirklich vorhandenen Gegenstand. Ich betrachte z. B. eine vorhandene Figur, und bemerke, daß ich jede ihrer Seiten aus einem Augpunkte betrachten kann, aus welchem sie ganz zu verschwinden, oder einem blossen Punkte ähnlich zu seyn scheint; hieraus schliesse ich, es sey eine geradlinigte Figur, und also kommen dieser vorhandenen Figur nothwendig alle die Eigenschaften zu, die von dem Begriffe einer geradlinigten Figur unzertrennlich sind.

Ich zähle ihre Seiten, und werde gewahr, daß ihrer drey ſind, daher iſt dieſe Figur ein Dreyeck, und ich kann von derſelben alles ausſagen, was mit dem Begriffe eines Dreyecks verknüpfet iſt. Ich komme zu den Winkeln, und bemerke, daß einer derſelben ſeinem angrenzenden Winkel gleich ſey u. ſ. w. In allen dieſen Fällen wird, vermöge der nothwendigen Verknüpfung der Begriffe, aus Wirklichkeiten auf Wirklichkeiten, aus einem vorhandenen Subjecte auf die Wirklichkeit der von ihm unzertrennlichen Prädicate geſchloſſen. Daß aber ein ſolches Subject vorhanden ſey, davon haben wir keine andere Gewißheit, als das Zeugniß der Sinne.

Durch dieſe Betrachtung entgehet der Mathematik gleichwohl nichts von ihrer Evidenz. Es wäre höchſt ungereimt, von ihrer Lehrart zu verlangen, daß ſie durch die Zergliederung eines blos möglichen Begriffs, das Daſeyn einer Quantität beweiſen ſollte; indem keine Quantität ſchlechterdings nothwendig ſeyn kann, ein jedes Ding aber, deſſen Daſeyn aus einer bloſſen Möglichkeit geſchloſſen werden kann, iſt nothwendig vorhanden. Ueberhaupt hat nur die Metaphyſik allein, aber auch dieſe nur ein einziges Beyſpiel aufzuweiſen, da von einer bloſſen Möglichkeit auf eine Wirklichkeit geſchloſſen werden kann. In jeder andern Wiſſenſchaft aber, und alſo auch in der Mathematik, läßt ſich

ſchlechterdings kein Vorhandenſeyn anders beweiſen, als durch die Sinne.

Wie aber? ſetzt man dadurch nicht wenigſtens die praktiſche Mathematik den Angriffen der Zweifler und Idealiſten aus, die den Sinnen nicht trauen, und alles, was wir vermittelſt derſelben wahrnehmen, für bloſſe Erſcheinungen halten? — Keinesweges! Sie mögen dieſes thun, ſo müſſen ſie doch geſtehen, daß es in der allgemeinen Verblendung beſtändige und auch veränderliche Erſcheinungen gebe; ferner, daß gewiſſe beſtändige Erſcheinungen allezeit mit einander verknüpft ſind, dergeſtalt, daß man niemals eine derſelben wahrnehmen kann, ohne verſichert zu ſeyn, daß man aus dem gehörigen Geſichtspunkte auch die andere mit ihr verknüpfte Erſcheinung wahrnehmen müſſe. Wenn mir eine Figur alle beſtändige Erſcheinung eines Dreyecks darbietet, und einer von ihren Winkeln hat die beſtändige Erſcheinung eines rechten Winkels; ſo bin ich überzeugt, daß mir die beyden übrigen Winkel zuſammen gleichfalls einem rechten Winkel zu gleichen beſtändig ſcheinen müſſen. Um die wahre Exiſtenz der Dinge bekümmert ſich der Mathematiker niemals. Er beweiſet entweder den Zuſammenhang der Ideen, oder den Zuſammenhang der Erſcheinungen. Uebrigens mag der Metaphyſiker ausmachen, ob dieſe Erſcheinungen einen äuſſern wirklichen Gegenſtand haben, oder nicht. Dem Mathematiker kann es gleich viel gelten; ſeine

Lehre kann durch die Entscheidung dieser unwichtigen Subtilität weder gewinnen noch verlieren.

Ich habe hier von beständigen und veränderlichen Erscheinungen geredet. Man erlaube mir eine kleine Ausschweifung, um diese Begriffe in ein helleres Licht zu setzen. Sie werden in der Folge dieser Abhandlung von keinem geringen Nutzen seyn.

So oft wir einen Gegenstand anders wahrnehmen, als er wirklich ist, so sagen wir, es scheine uns nur so, und nennen unsere Vorstellung eine Erscheinung (Phaenomenon, apparentia). Ich betrachte z. B. einen Cirkel von der Seite, und sehe ihn für eine Ellypse an; ein Würfel zeigt sich mir in der Ferne wie eine Kugel; eine Pyramide wie ein Kegel; die Sonne erscheinet wie eine Fläche, der Mond wie ein feuriger Körper; ich lasse alle Farben des Regenbogens auf einem Orte so schnell auf einander folgen, daß ich sie nicht unterscheiden kann, und erkenne nichts als die Vermischung derselben, oder die weisse Farbe; ich lasse zwey, drey oder mehrere derselben so schnell auf einander folgen, und werde eine zusammengesetzte Farbe gewahr, die mit den einfachen, aus welchen sie bestehet, nichts gemein zu haben scheinet; den Gelbsüchtigen scheinen alle Gegenstände gelb, und gewissen Kranken schmeckt alles bitter. Alle diese Vorstellungen werden Phänomena oder Erscheinungen genannt, denn man nimmt sie anders wahr, als sie äusserlich

wirklich vorhanden sind. Die Zweifler sagen: vielleicht sind alle unsere sinnliche Begriffe nur solche Erscheinungen, ein solcher Sinnenbetrug; denn wir können ja nicht versichert seyn, daß diese Gegenstände auffer uns so beschaffen sind, wie mir sie vermittelst der Sinne wahrnehmen? Ich habe gesagt, die Mathematiker können dieses vielleicht gelten lassen, ohne von der Gewißheit ihrer Wissenschaft das mindeste zu vergeben, und ich will es beweisen. Ich glaube, es werde kein Vernünftiger in Abrede seyn, daß es wenigstens zwey verschiedene Arten von Erscheinungen gebe, nemlich beständige und unbeständige. Jene haben ihren Grund in der innern Beschaffenheit der menschlichen Sinne überhaupt; diese aber in gewissen äussern Zufälligkeiten. In den vorhin angeführten Beyspielen liegt der Grund der Erscheinung nicht in der innern wesentlichen Beschaffenheit unserer Sinne, sondern in dem unrechten Standorte, aus welchen wir die Gegenstände betrachten, in der Schnelligkeit, mit welcher die Gegenstände abwechseln, oder in der verderbten Beschaffenheit der Gliedmassen und der Säfte. Dieses sind blosse Zufälligkeiten, und also können die Erscheinungen, die sie verursachen, zufällige oder unbeständige Erscheinungen genennet werden. Wenn aber, wie die Zweifler befürchten, alle Quantitates sensibiles ohne Unterschied ein Sinnbetrug seyn sollten; so müßte der Grund davon in den innern Bestim-

mungen der menschlichen Sinne anzutreffen seyn. Wir müßten uns nemlich die sinnlichen Dinge deswegen so und nicht anders vorstellen, weil unsere Sinne so und nicht anders beschaffen sind. Diese Wirkungen des Sinnenbetrugs verdienen also beständige Erscheinungen genannt zu werden. Nun können die Mathematiker beweisen, daß diese beständige Erscheinungen in einer nothwendigen Verknüpfung mit einander stehen, dergestalt, daß ich aus einer derselben auf die Anwesenheit der andern schliessen kann. Wenn ich die beständige Erscheinung von einem Dreyecke vor mir habe; so kann ich auf die beständige Erscheinung aller Eigenschaften eines Dreyecks ungezweifelt schliessen. Daher bleibt auch in dem System eines Zweiflers, oder eines Idealisten, nicht nur die reine theoretische, sondern auch die practische und angewandte Mathematik in ihrem Werthe, und behält ihre unleugbare Gewißheit.

Zweyter Abschnitt.

Von der Evidenz in den Anfangsgründen der Metaphysik.

Die Mathematik ist eine Wissenschaft der Grössen (Quantitatum), und die Weltweisheit überhaupt eine Wissenschaft der Beschaffenheiten (Qualitatum) der Dinge. Will man nicht eingestehen, daß die Weltweisheit das leiste, was von einer Wissenschaft gefordert wird; so setze man, die Weltweisheit ist eine auf Vernunft gegründete Erkenntniß der Beschaffenheiten. Ich werde in der Folge beweisen, daß diese auf Vernunft gegründete Erkenntniß eine Wissenschaft genennet zu werden verdiene. Allhier betrachte ich nur zuerst den charakteristischen Unterschied zwischen der Mathematik und Weltweisheit, der mit mehrerem in Licht gesetzet zu werden verdienet.

Unsere Seele erkennet an jedem Dinge verschiedene Merkmale und Unterscheidungszeichen, deren Innbegriff das Ding von allen Seiten völlig bestimmt,

und eine vollständige und ausführliche Erkenntniß deſſelben enthält. Daß zu dieſem Innbegriffe der Unterſcheidungszeichen ſowohl innere als äuſſere Merkmale gehören, iſt bekannt, allein ich rede hier nur von den innern. Dieſe können auf zweyerley Weiſe betrachtet werden; entweder in ſo weit ſie ſchlechterdings dieſem Dinge zukommen, oder jenem nicht zukommen, und in dieſer Betrachtung nennet man ſie Qualitäten; oder man erwägt, ob ſie einem Dinge mehr oder weniger zukommen, und nennt ſie Quantitäten. In dieſer Erklärung iſt alles deutlich, nur die Worte mehr und weniger bedürfen noch einiger Erläuterung. Dieſes ſind Schranken der Qualitäten, wodurch ſie von andern ihrer Art unterſchieden werden. So kann ich z. E. Bewegung von Bewegung durch Geſchwindigkeit und Maße unterſcheiden, daher machen dieſe die Quantität der Bewegung aus. Aehnliche Figuren werden durch die Gröſſe unterſchieden, Licht von Licht durch Stärke und Lebhaftigkeit, und die Neigungen und Leidenſchaften der Seele werden von andern ihrer Art durch den Grad der Heftigkeit erkannt und unterſchieden. Alle dieſe Unterſcheidungszeichen geben zu erkennen, ob die Qualität der Sache mehr oder weniger zukomme, und werden Quantitäten genennet. Man begreift hieraus, daß die Quantität, oder das Mehr und Weniger, zwar der Sache innerlich zukomme, aber nicht ohne Vergleichung mit

einem andern Dinge begriffen werden könne; angesehen ich niemals das Wieviel? erkennen kann, ohne den Gegenstand desselben entweder wie einen Theil mit seinem Ganzen, oder wie ein Ganzes mit seinem Theile verglichen und gegen einander gehalten zu haben. Ob aber ein Unterscheidungszeichen schlechterdings einem Dinge zukomme, oder nicht zukomme, dazu gehöret weder Vergleichung noch Gegeneinanderhaltung, denn an der Sache selbst läßt sich dieses wahrnehmen und begreifen. So kann ich z. B. die Ausdehnung, das Berühren und Zusammenhängen, Wirken und Leiden, das Vermögen zu erkennen, zu begehren und zu verabscheuen, die Zufälligkeit, Nothwendigkeit, Möglichkeit u. s. w. entweder schlechterdings betrachten, in so weit sie einem Dinge zukommen oder nicht zukommen, oder ich erwäge dieselben, in so weit sie dieselben mehr, und jenem weniger zukommen. Ich sage entweder, der Körper hat eine Ausdehnung, der Punkt keine, oder ich vergleiche Körper mit Körper, und erwäge, wessen Ausdehnung grösser oder kleiner sey. Thue ich jenes; so betrachte ich die Ausdehnung als Beschaffenheit; dieses als Grösse, und mit den übrigen Merkmalen hat es dieselbe Bewandniß.

Man hat hierbey folgendes nicht aus der Acht zu lassen. Wenn wir im gemeinen Leben sowohl, als in der Schule Qualitäten von Quantitäten unter-

scheiden: so geschieht dieses blos in unsern Gedanken, vermittelst der Absonderung; in der Sache selbst aber kann keine zufällige Beschaffenheit ohne Grösse, und eben so wenig eine Grösse ohne Beschaffenheit wirklich vorhanden seyn. Dieses fließt aus der vorigen Betrachtung ganz natürlich. Ein jedes Merkmal, dessen Wieviel? oder Quantität ich erwäge, ist an und für sich selbst eine Qualität; denn so wie es einem Dinge mehr oder weniger zukömmt, und in dieser Betrachtung eine Quantität zu nennen ist; eben also kann es einem Dinge entweder zukommen, oder nicht zukommen, in welcher Betrachtungsart es eine Beschaffenheit des Dinges ausmacht. So kann die Ausdehnung, oder die Vielheit nicht nur grösser oder kleiner seyn (und in dieser Betrachtung als stätige und unstätige Grössen angesehen werden); sondern auch überhaupt dem Körper und der Zahl zukommen, einem einzigen einfachen Wesen aber nicht zukommen, und folglich machen sie zugleich Beschaffenheiten der Dinge aus. Gleichergestalt haben die Figuren, oder die Schranken der Ausdehnung nicht nur ihre Grössen, sondern auch ihre Beschaffenheiten; welche zur deutlichen Erkenntniß der Quantitäten unentbehrlich sind, wie aus den Anfangsgründen der Geometrie erhellet. Es ist also einmal erwiesen, daß keine Quantität ohne Qualität vorhanden seyn könne.

Es giebt aber auch keine zufällige oder endliche Beschaffenheit ohne Grösse. Denn eine endliche Beschaffenheit hat Schranken, und zwar, wie leicht zu erweisen ist, Schranken die anders seyn können, als sie wirklich sind. Sie können also der Beschaffenheit bald nähere, bald weitere Grenzen setzen, das heißt in der Sprache der Logik: sie können von der Realität der Beschaffenheit mehr oder weniger aufheben, wodurch die Quantität oder der Grad der Beschaffenheit bestimmt wird. Daher hat eine jede endliche Qualität auch ihre Quantität.

Man erkennet durch diese Betrachtung die genaue Verwandtschaft und wechselsweise Verbindung der Weltweisheit und Mathematik. Denn da jene eine Wissenschaft der Qualitäten, diese aber der Quantitäten ist; so ist es eine Unmöglichkeit, in einer von diesen Wissenschaften ein Fremdling zu seyn, und in der andern ausführliche Begriffe zu haben, indem die Qualitäten und Quantitäten unzertrennlich verknüpft sind. Jedoch ist dieses vornehmlich von der Mathematik der unausgedehnten Grösse zu verstehen, die ohne tiefe Einsichten in die Beschaffenheiten der Dinge nicht erfunden werden kann, und wiederum ihres Orts, wenn sie einst ans Licht kommen wird, die philosophische Erkenntniß unendlich befördern und erweitern muß. Die gemeine Mathematik hingegen hat es bloß mit der Ausdehnung und

Vielheit zu thun, und die Begriffe von diesen beyden Qualitäten lassen sich, in so weit sie zu der Ausmessung der Qualitäten etwas beytragen, ohne sonderliche Schwierigkeit auseinander setzen, also daß der Fortgang der Weltweisheit mit dem Fortgange der gemeinen Mathematik in keiner so unmittelbaren Verbindung stehet, daß sie sich gegenseitige Vortheile und Beförderungen zu versprechen hätten. Es versteh't sich, daß man deswegen den zufälligen Einfluß nicht leugnet, der der Mathematik in dem Fortgang der Weltweisheit nicht abgesprochen werden kann, indem sie den Verstand aufheitert und durch anhaltende Uebung gewöhnet, die zusammengesetzten Begriffe nach gewissen Regeln zu zergliedern.

So wie es eine reine theoretische Mathematik gibt, die keinen Erfahrungssatz, kein wirkliches Daseyn zum Grunde legt, und blos zeigt, wie die Begriffe von der Quantität zusammenhängen; eben also gibt es einen Theil der Weltweisheit, der, alle Wirklichkeit beyseite gesetzt, blos unsere Begriffe von den Qualitäten der Dinge entwickelt, und ihren innern Zusammenhang einsehen lehret. Alle unsere Begriffe sind wie die Saamenkörner der Gewächse, die, so schlecht sie aussehen, dennoch voller innern Tugend sind, und Wälder von Schönheit in ihrem Schooße verbergen. Wenn wir einen Begriff unfruchtbar nennen; so ist dieses nur vergleichungsweise zu verstehen,

angesehen ein jeder Begriff an und für sich selbst mit unendlichen Wahrheiten in Verbindung steht, und durch die Zergliederung in andere Begriffe und Wahrheiten aufgelöset werden kann. Wer wollte es also leugnen, daß die Begriffe von den Qualitäten der Dinge unter einander und mit andern Erkenntnissen verknüpft seyn, und daß diese aus jenen durch unleugbare Folgerungen entwickelt und hergeleitet werden können? Wer wird z. B. in Abrede seyn, daß folgende beyden Sätze so gewiß als je ein Satz in der Geometrie, demonstriret werden können, nemlich, daß der nothwendigen Substanz die Gerechtigkeit im höchsten Grade, einer zufälligen aber nur in einem eingeschränkten Grade zukomme? Denn da die Gerechtigkeit eine weise Gütigkeit ist; so muß sie dem allerweisesten und dem allergütigsten Wesen im höchsten Grade zukommen. Nun besitzt das nothwendige Wesen diese Eigenschaften u. s. w. Der Obersatz ist eine unmittelbare Folge aus der Definition der Gerechtigkeit; der Untersatz hingegen folget aus der Notion eines nothwendigen Wesens. Auf die nemliche Weise wird erwiesen, daß keiner zufälligen Substanz die Gerechtigkeit im höchsten Grade zukommen könne, und eben also lassen sich noch eine unendliche Menge von Wahrheiten so unleugbar darthun, als die Anfangsgründe der Geometrie, maßen die Begriffe der Qualitäten eben so wohl aufgelöset und

entwickelt werden können, als die Begriffe der Quantität. Es gibt also einen reinen speculativen Theil der Weltweisheit, in welchem, wie oben von der reinen Mathematik ist dargethan worden, einzig und allein auf die Verbindung der Begriffe und ihren Zusammenhang gesehen wird, und in diesem herrscht dieselbe Gewißheit, als in der Geometrie.

Aber so faßlich können die Grundsätze dieser Wissenschaft nicht vorgetragen werden. Die Ursache hiervon ist nicht, wie man insgemein zu glauben pflegt, weil man in der Geometrie der Einbildungskraft durch die Vorbildung der Figuren zu Hülfe kömmt; denn diese würde in Ansehung der Arithmetik wegfallen: sondern es sind ihrer verschiedene, zu deren Anzeigung ich mir durch obige Betrachtungen den Weg gebahnet habe. Den erstlich fehlet der Weltweisheit bis jetzo noch das Hülfsmittel der wesentlichen Zeichen. Alles ist in der Sprache der Weltweisen noch willkührlich. Die Worte und ihre Verbindung führen nichts bey sich, was mit der Natur und Verbindung der Gedanken wesentlich übereinkäme. Daher häufen sich die Erklärungen bis ins Unendliche, und eine demonstrative ausgeführte Weltweisheit erlangt, dem ersten Anblicke nach, das Ansehen eines eitlen Wörterkrams. Denn da die Seele in der Bezeichnung nichts findet, wodurch sie, ohne willkührliche Association der Begriffe auf die Natur der

bezeichneten Sache geführet würde, und daher ihre Aufmerksamkeit ohne Unterlaß auf die einmal festgesetzte willkührliche Verbindung der Zeichen mit den bezeichneten haften muß; so kann die geringste Achtlosigkeit ihr die Sache aus den Gedanken bringen, und blos die leeren Zeichen zurücklassen, in welchem Falle denn freylich der bündigste Weltweise blos mit Worten zu spielen scheinen muß. In der Mathematik aber findet dieser Argwohn nicht statt, denn die wesentlichen Zeichen führen uns ohne sonderliche Anstrengung, so oft wir wollen, auf die dadurch bezeichneten Sachen zurück, und ihre Ordnung und Verbindung kömmt mit der Ordnung und Verbindung der Gedanken überein.

Erwägen wir ferner die Natur der Qualitäten; so zeigen sich noch größere Schwierigkeiten. Diese innere Merkmale der Dinge sind so genau mit einander verbunden, daß man keine derselben, ohne hinlängliche Einsicht in die übrigen deutlich erklären kann. Wer in der Weltweisheit gänzlich ein Fremdling ist, der kann die allererste Erklärung nicht deutlich begreifen; denn wenn ich ihm etwa ein innerliches Merkmal A deutlich machen will, und er hat seine Begriffe von den übrigen Merkmalen B, C, u. s. w. die mit diesem A in Verbindung stehen, nicht aufgeklärt; so wird allezeit noch einige Dunkelheit in seiner Seele zurückbleiben. Hieraus begreift man die

Nothwendigkeit, in der Weltweisheit bey jedem Fortschritte, den man thut, immer zu den Anfangsgründen zurückzukehren. Man thut diese Rückreise niemals ohne grossen Nutzen, denn die philosophischen Begriffe werfen sich wechselweise Stralen der Deutlichkeit zu, die man verfolgen muß. Daher kömmt es auch, daß die Weltweisen selbst, je weiter sie kommen, je mehr sie an den ersten Grunderklärungen zu verbessern finden, und daher sich immer einander widerlegen, wenigstens sich einander zu widerlegen scheinen. Denn öfters war es bey dem ersten Weltweisen nur eine Unvorsichtigkeit im Ausdrucke, die sein Nachfolger durch das unaufhörliche Wiederkäuen der ersten Begriffe endlich hat wahrnehmen müssen. Saget einem Anfänger z. B. die Gerechtigkeit sey eine weislich verwaltete Gütigkeit; so wird er weder diese Erklärung begreifen, noch die Nothwendigkeit einsehen, warum sie so weit hergeholt werden muß. Er wird also Anfangs mit der seichten Erklärung zufrieden seyn: die Gerechtigkeit sey ein beständiger Wille, einem jeden das Seinige zukommen zu lassen. Wenn er einige Schritte weiter gethan hat; so merkt er, daß durch die Worte, das Seinige, nicht das Eigenthum verstanden werden kann, sondern überhaupt, wozu jemand ein Recht hat; er setzt also: die Gerechtigkeit sey ein beständiger Wille, einem jeden sein Recht zukommen zu lassen. Allein noch sieht er

nicht, auf welche Seelenfähigkeiten ſich dieſe Tugend gründe. Er fährt alſo fort; ein Recht iſt eine Befugniß, oder ſittliches Vermögen, ſich gewiſſer Dinge als Mittel zu ſeiner Glückſeligkeit zu bedienen. Wer alſo die Gerechtigkeit ausübt, der läßt einen jeden ſich der erlaubten Mittel zu ſeiner Glückſeligkeit bedienen. Er will alſo, daß andere neben ihm glückſelig ſeyn ſollen, aber nur durch erlaubte Mittel, und in gehörigem Verhältniß, damit die Endabſicht, die Vollkommenheit des Ganzen, erhalten werde. Wer andere neben ſich gerne glückſelig ſieh't, der iſt gütig; wer durch die beſten Mittel den beſten Endzweck zu erhalten ſucht, der iſt Weiſe. Nunmehr haben ſich die Begriffe aufgeheitert, und man ſieht gar deutlich, das die Gerechtigkeit in ihre Elemente aufgelöſet, nichts anders ſey, als eine mit Weisheit eingerichtete Gütigkeit. Hieraus aber folget auch, daß die Gerechtigkeit eine Realität ſey, und dem allerhöchſten Weſen in dem allerhöchſten Grade zukommen müſſe, welches ſich aus der vorigen Erklärung nicht beweiſen ließ. Aber was für eine Menge von Erklärungen und willkührlichen Verbindungen der Worte mit den Begriffen gehören noch zu dieſem Schluſſe? Was für eine Arbeit, wenn alle dieſe Begriffe der Seele beſtändig gegenwärtig bleiben und ſich niemals in den Schatten der Worte verlieren ſollen? Zu dieſen Beweiſen gehören die Erklärungen

von Weisheit, Gütigkeit, Realität, höchstem Grade und höchstem Wesen; zur Erklärung der Weisheit gehören ferner die Begriffe von Vollkommenheit, Mittel und Endzweck; zur Gütigkeit gehören die Begriffe von Glückseligkeit und von dem Begehrungs-Vermögen, ferner zur Realität — — Doch wozu nützt es, diese Zergliederung weiter fortzusetzen? Genug, daß man sieh't, wie sehr die Qualitäten der Dinge in einander verwebt sind; was für eine Menge von Erklärungen zu dem leichtesten philosophischen Schlusse erfordert werden, und wie oft man diese Erklärungen umsetzen muß, wenn sie mit Nutzen angewandt werden sollen.

Und wenn der Weltweise alle diese Schwierigkeiten überstanden, so hat er gleichwohl nichts, als gewisse Verwandschaften der Begriffe entdeckt. Sodann aber muß der wichtige Schritt ins Reich der Wirklichkeiten geschehn. Er muß zeigen, daß der Gegenstand seiner Grundbegriffe, aus welchen er seine Wahrheiten gefolgert hat, wirklich anzutreffen sey, damit er aus denselben auf das wirkliche Daseyn der Folgen schliessen könne. Der Mathematiker, haben wir gesehen, kann diesen Schritt gar leicht thun. Er legt das Zeugniß der Sinne zum Grunde seines praktischen Lehrgebäudes, und bekümmert sich nicht darum, ob die Sinne Wahrheiten, oder blosse Erscheinungen aussagen. In beiden Fällen hat er seinen Endzweck erreicht. Dem Weltweisen aber liegt ob, das Zeugniß der innern und äusserlichen Sinne selbst vor

seinem Richterstuhl zu fordern, und das Wahre von dem Falschen, das Gewisse von dem Ungewissen zu unterscheiden, und wenn er auf das Zeugniß irgend eines Sinnes bauen will; so muß er vorher dessen Untrüglichkeit ausser Zweifel setzen. Gesetzt, er habe erwiesen, daß die Materie nicht denken könne, nemlich er habe dargethan, daß unser Begriff vom Denken dem Begriffe von der Materie schnurstracks widerspreche. Will er nun hieraus den Schluß ziehen, daß in uns ein einfaches Wesen wohne, das von unserm Leibe unterschieden ist und denkt; so muß er zeigen, daß unserm sichtbaren Körper der Begrif zukomme, den er von der Materie vorausgesetzt, und daß in uns etwas vorhanden sey, dem der Begriff des Denkens in dem Verstande zukomme, in welchem er es genommen. Wenn er unumstößlich gezeigt, daß ein nothwendiges Wesen nicht vorhanden seyn könne, ohne der Schöpfer und Erhalter aller Dinge ausser ihm zu seyn; so liegt ihm noch ob zu beweisen, daß ein solches nothwendiges Wesen vorhanden sey. Kurz, es ist dem Weltweisen nicht genug, wenn er, wie der Mathematiker, die nothwendige Verbindung zwischen einem Subjecte und seinem Prädicate gezeigt; er muß noch überdem entweder das Daseyn des Subjects, oder das Nichtsein des Prädicats ausser Zweifel setzen, damit er in dem ersten Falle auf das Daseyn des Prädicats, in dem andern auf das Nichtseyn des

Subjects schliessen könne; denn für die blosse Möglichkeit wissen wir dem Weltweisen keinen Dank, wenn er sie nicht wirklich zu machen weiß. Es wird also von dem Weltweisen weit mehr gefordert, als von dem Mathematiker. Dieser beweiset bloß die Möglichkeit einer Figur, und aus dieser Möglichkeit entwickelt er die Eigenschaften und Zufälligkeiten der Figur: der Weltweise hingegen soll das wirkliche Daseyn der Subjecte darthun, um auf die Folgen schliessen zu können. Daß dadurch die Ueberzeugung schwerer gemacht, und also die Evidenz verringert werde, ist leicht zu begreifen, indem nichts dem Verstande schwerer ankommen kann, als der Uebergang von den Begriffen zu den Wirklichkeiten.

Man hat in der Weltweisheit zwey verschiedene Wege, auf welchen zu den Wirklichkeiten zu gelangen ist. Nach einem derselben legt man zwar, wie in der praktischen Mathematik, einen Erfahrungsgrundsatz zum Grunde, aber einen solchen, wovon wir gewiß sind, daß er keine blosse Erscheinung sey, ich meine die innerliche Ueberzeugung, ich denke, worin, wie wir in der Folge sehen werden, kein Zweifel zu setzen ist, und woraus sich mit Gewißheit schliessen läßt: also bin ich. Auf diesen Grundsatz muß sich das ganze philosophische Lehrgebäude aufführen lassen, ohne sich irgend auf ein anderes Zeugniß der äussern Sinne zu stützen. Denn was die Sin-

ne von den äussern Dingen wahrnehmen, ist verdächtig; nur diese einzige innerliche Empfindung, ich denke, hat das Vorrecht, daß man mit völliger Gewißheit von ihr sagen kann, sie sey keine blosse Erscheinung, sondern eine wahre Realität, wie ich solches in der Folge zeigen werde.

Der zweyte Weg ist ausserordentlich und ohne Exempel. Man geh't mit sichern Schritten aus dem Gebiete der Möglichkeit gerades Weges in das Reich der Wirklichkeit, und zwar der allerhöchsten und vollkommensten Wirklichkeit, die sich gedenken läßt. So wie in der Geometrie diese beyden Sätze, z. E. ein gleichseitiger Triangel hat gleich grosse Seiten; ein gleichseitiger Triangel hat gleich grosse Winkel, unzertrennlich verknüpft sind; eben so fest und unauflöslich sind folgende beiden Sätze mit einander verbunden: das nothwendige Wesen ist möglich; das nothwendige Wesen ist wirklich. Wenn ich also erweisen kann, daß das nothwendige Wesen möglich ist; so habe ich auch seine Wirklichkeit dargethan, und es ist bekannt, daß jenes sich beweisen läßt. Diese beiden Uebergänge von dem Möglichen auf das Wirkliche haben wir dem Descartes zu verdanken. Vor seiner Zeit war man gewohnt, auch in der Weltweisheit Erfahrungssätze zum Grunde zu legen, wodurch man den Scepticern Blösse gab. In der That war der Dogmatiker

sogleich aufs Haupt geschlagen, sobald ihm der Scepti-ker das Zeugniß der Sinne in Zweifel zog, und da-durch sein noch so bündiges System in das Land der Chimären verschickte. Was das seltsamste war; so wollte man damals in der Naturlehre a priori und in der Weltweisheit a posteriori schliessen. Baco zeigte, daß das Zeugniß der Sinne in der Natur-lehre, und des Verstandes in der Weltweisheit, das gültigste sey, und Carteſius wagte es, sein Lehrge-bäude von Gott auf dem Grunde der Zweifler selbst zu bauen. Man begreift aber gar leicht, daß alle diese Beweisarten ihre Schwierigkeiten haben, und unmöglich so einleuchtend vorgetragen werden können, als zu wünschen wäre. Dieses sind also meines Erach-tens die Ursachen, welche die philosophische Ueberzeu-gung so schwer machen, und der Evidenz im Wege steh'n. Doch sind dieses nur die Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen; es gibt aber in Absicht auf das Subjekt, oder den von philosophischen Wahr-heiten zu überzeugenden Menschen, einige wichtige Schwierigkeiten, die nicht zu übergehen sind.

Die Mathematik findet allezeit unpartheiliche Gemüther, die den Ausgang einer Untersuchung mit der äussersten Gelassenheit abwarten. Sie verlieren und gewinnen nichts dabey, die Tangente eines Cir-kels mag mit dem Durchmesser einen rechten, oder einen andern Winkel machen; ihre ganze Lebensart

kann die vorige bleiben, wenn sich auch alle Cirkelflächen verhalten, wie die Quadrate ihrer Durchmesser, daher interessiren sie sich bloß für die Wahrheit, und die Mathematik hat keinen andern Feind als die Unwissenheit zu besiegen. Hingegen hat die Weltweisheit auch mit Vorurtheilen zu kämpfen. Die Lehren derselben haben einen so unmittelbaren Einfluß in unsere Lebensart, Glückseligkeit und Meynungen, daß ein jeder zum voraus Parthey ergreift, und sich aus vorgefaßten Meynungen ein eigenes System bauet, das sich mit seinen Schwachheiten sehr gut verträgt. An diese Vorurtheile gewähnet sich endlich das menschliche Gemüth so lange, bis sie einen Theil seiner Glückseligkeit ausmachen. Hernach komme die Weltweisheit, und vertreibe den Wahn aus dieser mächtigen Schanze. Sie findet nicht nur unwissende, sondern wider sich eingenommene Zuhörer, die nicht überzeuget seyn wollen. Ihre Beweisgründe mögen noch so überzeugend, so einleuchtend seyn; die Zauberey hat keine Gewalt, wenn sich die Gemüther nicht dazu anschicken wollen, und sich vielmehr durch alle mögliche Gegenmittel dawider verwahren. Das thut zur Sache wenig, wenn man öfters einen flüchtigen Willen hat, der Wahrheit Gehör zu geben; es gehört hartnäckige Geduld, Ergebung und Selbstverleugnung dazu, alle seine Vorurtheile und Lieblingsgedanken durch das Feuer dieser Gottheit zu füh-

ren, und mit trocknen männlichen Augen abzuwarten, ob ſie in Rauch aufgeh'n, oder in verklärter Schönheit wieder hervorkommen werden. Der größte Theil der Menſchen gehet mit Wahn und Aberglauben zu Schiffe, des feſten Vorſatzes mit ihnen die Fahrt dieſes Lebens zu beſchlieſſen. Man bewilliget der Stimme der Vernunft niemals ein Gehör, ohne ſich von ſeinen Vorurtheilen, wie Ulyſſes von den Reiſegefährten, anbinden zu laſſen, und ihnen zum voraus den Befehl zu geben: je beweglicher ich um meine Loßlaſſung bitten werde, deſto feſter zieh't die Stricke zuſammen, bis wir die Sirene aus den Augen werden verlohren haben.

Da ein jeder in philoſophiſchen Sachen Parthey ergreift; ſo glaubt auch ein jeder das Recht zu haben, zu meiſtern und Urtheile zu fällen. Wer iſt der Unwiſſende, der ſich in philoſophiſchen Angelegenheiten nicht für einen befugten Richter hält, und ſein richterliches Anſehen durch Machtſprüche zu unterſtützen weiß? Die Hauptbegriffe, die in der Weltweisheil vorkommen, ſind einem jeden im gemeinen Leben ſo oft vor Ohren gegangen, daß er mit ihnen vertraut genug zu ſeyn glaubt. In der Mathematik hält jeder Unwiſſende ſein Urtheil zurück, und erwa tet den Ausſpruch der Kenner. Ja was ſage ich in der Mathematik? in jeder gemeinen Kunſt, in ledem Handwerke wagt auſſer den Kunſtverwandten

niemand, ein Werk zu meistern, und den Erfahrnen zu widersprechen. Aber in der Weltweisheit, in der Sittenlehre, in der Politik ist jedes Menschen Gesicht dreist genug, das Richteramt zu übernehmen. Jeder Thor mustert Systeme, beurtheilet sittliche Handlungen und tadelt Regierungsformen. Was für eine Verwirrung muß aus dieser allgemeinen Anarchie entspringen.

Indessen ist es nicht zu leugnen, daß dieser Anarchie nicht gesteuert werden könne, ohne von der andern Seite den Despotismus mit allen seinen gefährlichen Folgen einbrechen zu sehen. In jeder Republik ist der Geist des Widerspruchs nicht nur eine nothwendige Folge, sondern öfters auch eine heilsame Stütze der Freyheit und des allgemeinen Wohlstandes. Nicht jeder Republikaner hat die Fähigkeit das Ruder zu führen, oder dem Steuermann zu rathen; aber die Freyheit will, daß jedermann seine Meynung sage, so ungereimt sie auch sey, damit sich niemand einkommen lasse, seinen Eigenwillen für weisen Rathschluß auszugeben, und seinen Mitbürgern aufzudringen. Dieselbe Beschaffenheit hat es mit der philosophischen Freyheit. Da nicht jeder die Fähigkeit hat, die Lehrsätze der Weltweisen zu prüfen; so ist es besser, daß er seinen geringen Einsichten gemäß urtheile, als daß er einen philosophischen Pabst erkenne, und blindlings nachgehe, wohin ihn

jener führen will. Wer sich über diese Freyheit beklagt, der hegt despotische Absichten, und ist ein gefährlicher Bürger in der Republik der Weltweisheit. Man kann aber dennoch daraus abnehmen, was für Hindernisse der philosophischen Evidenz in Wege stehen, und woher es komme, daß die Gewißheit, die in den Anfangsgründen der Weltweisheit herrschet, noch keine allgemeine Ueberzeugung nach sich gezogen hat.

Dritter Abschnitt.

Von der Evidenz in den Anfangsgründen der natürlichen Gottesgelahrtheit.

Da ich hier die Absicht nicht habe, die Atheisten von dem Ungrunde ihrer Meynung zu überzeugen, sondern vor einer Gesellschaft von wahren Weltweisen die Gewißheit zu schätzen, mit welcher wir das Daseyn Gottes und seine Eigenschaften aus der Vernunft erkennen; so kann ich mit gutem Grunde alle Beweisarten, die wir in dieser Wissenschaft haben, als bekannt voraussetzen, und mich begnügen, allgemeine Betrachtungen über dieselben anzustellen. Man hat im vorhergehenden gesehen, daß alle unsere Begriffe unendlich fruchtbar sind, indem jeder eine Menge von Folgerungen enthält, die vermittelst unleugbarer Grundsätze davon abgeleitet und entwickelt werden können. Die Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften sind noch von einer wunderbaren Kraft. Sie sind so innig lich mit einander verknüpft, daß man nur eine einzige Eigenschaft Gottes vorauszu-

setzen hat, um alles, was wir von dem Allerhöchsten zu erkennen im Stande sind, davon herzuleiten. Eine einzige Kette von Schlüssen verbindet alle Vollkommenheiten dieses urbaren Wesens; seine Selbstständigkeit, Unendlichkeit, Unermeßlichkeit, sein vollkommenster Wille, grenzenloser Verstand und uneingeschränkte Macht, seine Weisheit, Vorsehung, Gerechtigkeit, Heiligkeit u. s. w. sind dergestalt wechselsweise in einander gegründet, daß jede von diesen Eigenschaften ohne alle übrigen einen Widerspruch enthalten würde. Es kann seyn, daß sich aus gewissen Eigenschaften Gottes, das übrige, was wir von ihm erkennen, leichter und faßlicher herleiten läßt, und da diese Faßlichkeit von den Einsichten abhängt, die bey dem zu überzeugenden Menschen vorausgesetzt werden; so gibt es auch verschiedene Methoden, diese Wahrheiten zu demonstriren, die auf verschiedene Gemüther verschiedene Wirkungen thun. In der Sache selbst aber ist hier kein Unterschied, und man mag voraussetzen, welche Eigenschaft man will; so kann man sich von den übrigen vergewissern. Setzet z. B. diese Worterklärung zum voraus: Gott ist ein Wesen, das den vollkommensten Willen hat: der vollkommenste Wille setzet den vollkommensten Verstand zum voraus, und erfordert die vollkommenste Macht. Sie besteh't ferner in der Zuneigung zu allem möglichen Guten, und Abneigung

von allem möglichen Bösen, nach Maaßgebung ihrer Güte oder Bosheit; hieraus folget die Gerechtigkeit, Gütigkeit und Weisheit. Da er alle diese Vollkommenheiten ohne Grenzen besitzt; so ist er unendlich und folglich einig. Da er den Grund seines Daseyns in keinem endlichen Dinge haben kann, ausser ihm aber kein unendliches Ding vorhanden seyn kann, so hat er den Grund seines Daseyns in sich selber, ist also selbstständig und nothwendig. Ferner, wenn endliche Dinge vorhanden seyn sollen; so müssen sie den Grund in ihm haben; denn ausser ihm giebt es kein nothwendiges Wesen, das den Grund derselben enthalten könnte, und in einem zufälligen können sie nicht hinlänglich gegründet seyn. Sollen sie also vorhanden seyn; so muß er ihr freywilliger Schöpfer und Erhalter seyn. Er wird ferner — Doch wozu diese umständliche Ausführung, die man in jedem Compendio antrift? Ich begnüge mich folgende Anmerkung zu machen.

Diese Anfangsgründe der natürlichen Gottesgelahrtheit haben alle Gewißheit, und beinahe die Evidenz der geometrischen Wahrheiten, so lange man auch hier, wie in der Geometrie, bey der Verknüpfung der Begriffe stehen bleibt, und blos ihre gegenseitige Verwandtschaft zeigt, ohne von den Begriffen auf Wirklichkeiten zu schliessen. Man sieh't den Zusammenhang dieser Begriffe ein, und nimmt wahr, daß man keinen derselben ohne alle übrige denken könne, und so-

bald man nachher durch Offenbahrung oder Vernunftschluß von der Wirklichkeit einer von diesen Eigenschaften überzeugt wird; so nehmen alle daraus hergeleitete Wahrheiten gleichfalls in dem Gebiete der Wirklichkeit ihren Rang ein; so wie ich in der praktischen Geometrie aus der sinnlichen Empfindung eines Dreyecks auf das Daseyn aller Eigenschaften schliesse, die einem Dreyeck zukommen.

Der Atheist, in so weit er noch von dem Daseyn keiner von diesen Eigenschaften überzeugt ist, verhält sich in Absicht auf diese Theorie, wie ein Idealist in Absicht auf die Geometrie. Dieser leugnet das Object der Geometrie, gesteh't aber dennoch die Verbindung der Begriffe ein, die in der Geometrie gezeigt wird, und die er, ohne sich zu widersprechen, nicht leugnen kann. Eben also kann jemand die Bündigkeit dieses Systems von Gott und seinen Eigenschaften einseh'n und gesteh'n, aber das Object derselben leugnen, so lange er nicht auch hiervon vollkommen überzeuget wird.

Bisher gieng die Lehre von Gott mit den Anfangsgründen der Geometrie in gleichem Paare; hier aber ist der Punkt, wo sie von einander abgeh'n, und jene weit mehr leistet, als je von der Mathematik gefordert werden kann, nemlich die gründliche Ueberzeugung, daß das Object ihrer Wissenschaft wirklich vorhanden sey. Die Mathematik begnüget sich, wie

wir gesehen, an dem Geständniß der Idealisten, daß es wenigstens beständige Erscheinungen gebe, die an gewisse Regeln gebunden sind, und sie zeigt diese Regeln a priori. Der Weltweise aber muß den Grund seines Gebäudes tiefer legen, wenn es unerschüttert steh'n soll, denn er muß ein wahres Vorhandenseyn der Dinge, nicht blos die Verknüpfung der Begriffe beweisen, und dieses ist in der That der schwierigste Knoten, den er aufzulösen hat. Wir haben im vorigen Abschnitte von zweyerley Wegen geredet, auf welchen man in der Weltweisheit überhaupt von den Möglichkeiten zu den Wirklichkeiten übergeh't, und von der natürlichen Gottesgelahrtheit gilt das nemliche. Man schliesset entweder von der Möglichkeit eines nothwendigen Wesens auf dessen Wirklichkeit, oder aus dem unleugbaren Anschauungssatz: ich denke, auf meine Wirklichkeit, und von dieser auf die Wirklichkeit eines nothwendigen Wesens, vermittelst des Satzes vom zureichenden Grunde. Die letzte Methode ist unstreitig die leichteste. Jener Schluß von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit hat zwar hier in unserm Falle, wo von der Möglichkeit des allerhöchsten Wesens die Rede ist, seine völlige Richtigkeit; da er aber der einzige in seiner Art ist, und bey keiner andern Gelegenheit statt findet; so ist er vielen unverständlich. Jedoch vielleicht liegt die Schwierigkeet mehr in dem Vortrag, als in

der Sache selbst. Ich will suchen dem Beweise eine leichtere Wendung zu geben.

Da das Daseyn einer Sache überhaupt so schwer zu erklären ist; so laßt uns vom Nichtseyn anfangen. Was nicht ist, muß entweder unmöglich, oder blos möglich seyn. Im erstern Falle müssen sich seine innere Bestimmungen widersprechen, das heißt: dasselbe Prädicat von demselben Vorwurfe zugleich bejah'n und verneinen; im letztern aber werden sie zwar keinen Widerspruch enthalten, es wird sich aber aus denselben nicht begreifen lassen, warum das Ding vielmehr seyn als nicht seyn soll. Eins wird mit dem wesentlichen Theile desselben sowohl besteh'n können, als das andere, aus welchem Grunde das Ding möglich genennet wird. Das Daseyn eines solchen Dinges gehöret nicht zu seiner innern Möglichkeit, nicht zu seinem Wesen, auch nicht zu seinen Eigenschaften, und ist daher eine blosse Zufälligkeit (modus), deren Wirklichkeit nicht anders als aus einer andern Wirklichkeit begriffen werden kann. Denn eine Zufälligkeit ist eine Bestimmung, die aus der blossen Möglichkeit weder folget, noch begriffen werden kann, deren Wirklichkeit sich nicht anders, als aus einer andern Wirklichkeit erklären läßt. — Ein solches Daseyn ist also abhängig, nicht selbstständig. Dieses bedarf keines weitern Beweises. — Nun kann dem vollkommensten Wesen ein solches Daseyn nicht zukommen, denn

es würde seinem Wesen widersprechen, indem ein jeder einsieh't, daß ein unabhängiges Daseyn eine grössere Vollkommenheit sey, als ein abhängiges; daher der Satz: das allervollkommenste Wesen hat ein zufälliges Daseyn, einen offenbaren Widerspruch enthält. — Das allervollkommenste Wesen ist also entweder wirklich, oder enthält einen Widerspruch. Denn blos möglich kann es nicht seyn, wie vorhin erwiesen worden; daher bleibt für dasselbe nichts weiter übrig, als die Wirklichkeit, oder die Unmöglichkeit.

Soll der Begriff des allervollkommensten Wesens einen Widerspruch enthalten; so muß in den Bestimmungen, die demselben zukommen, etwas zugleich bejah't und verneinet werden. Jede Bestimmung ist entweder eine Realität oder ein Mangel. Jene bejah't, diese verneinet. Es findet also kein Widerspruch statt, ausser wenn einer Sache nicht nur Realitäten, sondern auch Mängel und Einschränkungen zugeschrieben werden, und zwar in so weit ich ihr eine Realität und den ihr entgegengesetzten Mangel zuschreibe. Nun werden von dem allervollkommensten Wesen alle Realitäten bejahet, alle Mängel verneinet; daher kann in dem Begriffe derselben kein Widerspruch liegen. Wer da sagt, das allervollkommenste Wesen enthält einen Widerspruch, der widerspricht sich selber, indem das Subject alle Mängel verneinet, das Prädicat aber einige bejah't wissen will. Hält aber das

allervollkommenste Wesen nichts widersprechendes in seinem Begriffe; so muß es wirklich vorhanden seyn, wie aus dem vorigen erhellet.

Man kann sich von derselben Wahrheit auch auf eine andere Weise überzeugen. Man erinnere sich nur aus den Anfangsgründen der Metaphysik, daß eine Sache wirklich vorhanden ist, sobald alles bestimmliche an derselben in der That bestimmt; das heißt: sobald von jedem Begriff A. der überhaupt genommen, dem Dinge sowohl zukommen, als nicht zukommen kann, ausgemacht ist, ob er dem Dinge zukomme, oder nicht zukomme. Hierin liegt der charakterische Unterschied zwischen allgemeinen möglichen, und einzelnen vorhandenen Begriffen. In jenem ist von vielen Bestimmlichkeiten weder das Ja noch das Nein ausgemacht, sondern unentschieden, und sie können auf die eine sowohl als auf die andere Weise bestimmt werden. Hingegen muß in einzelnen vorhandenen Dingen von allem, was bejah't oder verneinet werden kann, das Ja oder Nein ausgemacht und entschieden seyn, und auch umgekehrt, wovon alles, bis auf die entferntesten Relationen ausgemacht und entschieden ist, das ist wirklich vorhanden. Was also nicht wirklich ist, muß entweder unbestimmbar, oder unbestimmt seyn. Im ersten Falle enthält es einen Widerspruch, und ist unmöglich. Im letztern Falle fehlet es an einem Grunde, woraus zu begreifen wä-

re, wie und warum es vielmehr so, als anders bestimmt seyn soll; das heißt, es fehlt an wirkenden Ursachen, die das mögliche Ding hervorbringen sollen, denn nichts anders heißt eine wirkende Ursache, als dasjenige, wodurch ein mögliches Ding alle seine Bestimmungen erhält, die zum wirklich Daseyn fehlten. — Nun kann das allervollkommenste Wesen von aussen keine Bestimmung erhalten, wodurch es wirklich werden sollte, daher ist es entweder kraft seines innern Wesens hinlänglich bestimmt, oder unbestimmbar; das heißt: entweder nothwendig vorhanden, oder schlechterdings unmöglich. Man hat aus dem vorigen gesehen, daß es nicht unmöglich seyn kann, daher ist es nothwendig vorhanden.

Da die Erörterung des Bestimmten und Unbestimmten in der Weltweisheit von so ungemeinem Nutzen ist; so werde ich mich etwas länger dabey aufhalten. Ein jeder Satz ist entweder wahr, oder falsch, oder unbestimmt. Wahr ist er, wenn sich aus dem Subject entweder schlechterdings, oder unter gewissen angenommen Bedingungen verständlich erklären läßt, daß ihm das Prädicat zukomme. Läßt sich aber aus dem Subject, entweder schlechterdings, oder unter angenommenen Bedingungen darthun, daß ihm das zugeschriebene Prädicat nicht zukomme; so ist er falsch. Läßt sich keines von beyden darthun; so ist er unbestimmt. Ein unbestimmter Satz sagt also nur aus, daß

einem gewissen Subject ein Prädicat sowohl zukommen, als nicht zukommen könne; das heißt: das weder die Bejahung, noch die Verneinung des Prädicats dem Subjecte widerspreche. Wenn ein solcher unbestimmter Satz in einen bestimmten verwandelt werden soll; so müssen zu dem Subjecte solche Bedingungen hinzukommen, oder das Subject muß unter solchen Umständen betrachtet werden, die entweder die Bejahung oder die Verneinung aufheben, und dadurch einen von den entgegengesetzten Sätzen wahr, den andern falsch machen. Folgende Sätze z. B. Ein Körper ist ausgedehnet; ein Körper auf unserer Erde ist schwer; sind wahr, denn das erste Prädicat läßt sich schlechterdings aus dem Subject, das andere aus dem Subject unter der hinzugekommenen Bedingung, daß der Körper auf unserer Erde befindlich, unwiderlegbar darthun. Das Gegentheil von diesen Sätzen ist falsch. Hingegen ist folgender Satz: Ein fester Körper steigt, in einer flüßigen Materie in die Höhe, unbestimmt, und er kann unter gewissen Bedingungen wahr, unter andern falsch seyn. Diese Bedingungen sind, daß der feste Körper entweder schwerer, oder leichter sey, als die Masse der flüßigen Materie, die seinen Raum einnimmt Sobald diese Bedingung hinzukommt; so wird der unbestimmte Satz in einen bestimmten verwandelt, und statt er vorhin entweder wahr oder

falsch seyn konnte, wird nunmehr ausgemacht, entweder, daß er wahr, oder, daß er falsch sey.

So oft etwas Bestimmliches bestimmt, und also ein unbestimmter Satz in einen bestimmten verwandelt wird; so muß sich von dieser Bestimmung Grund angeben lassen. Das heißt: ich muß die Bedingung des Subjects anführen können, aus welcher zu begreifen ist, wie der Satz nicht unausgemacht, ob wahr, oder falsch; sondern ausgemacht und bestimmt, entweder wahr oder falsch sey. Diese Bedingung, und die daraus folgende Bestimmtheit des Satzes muß an und für sich selbst vorgestellt und begriffen werden können, gesetzt auch, daß menschliche Kräfte nicht hinreichen, sie einzuseh'n; denn hier ist die Rede nicht von dem, was dieses oder jenes Subject begreifen kann; sondern von dem, was an und für sich selbst begreiflich ist. Ein jeder aber wird gesteh'n, daß alles, was an und für sich selbst unbegreiflich ist, auch unmöglich seyn müsse. Die ausführliche Erkenntniß dieser Bedingung und der daraus folgenden Bestimmtheit dieses Satzes nennt man den zureichenden Grund. Es hat also jede Bestimmung ihren zureichenden Grund, das heißt: eine jede Bestimmung setzt eine Bedingung des bestimmlichen Subjects voraus, aus welcher sich begreifen läßt, warum es vielmehr so, als anders bestimmt wird. Da nun an einem wirklich vorhandenen Dinge, wie wir oben gesehn, nichts unausgemacht

seyn kann, sondern von allem, was ihm zukommen kann, bestimmt und ausgemacht seyn muß, entweder daß es ihm zukomme, oder daß es ihm nicht zukomme; so kann ich von jedem wirklichen Dinge eine unendliche Menge von Sätzen formiren, die alle ihre bestimmte Wahrheit haben, die ihnen entgegen stehende Sätze aber sind alle ausgemacht falsch. Von jedem dieser Sätze läßt sich ein zureichender Grund der bestimmten Wahrheit anführen, läßt sich nemlich begreifen, wie durch eine gewisse Bedingung des Subjects ausgemacht werde, ob ihm das Prädicat zukomme, oder nicht zukomme. Die ausführliche Erkenntniß aller dieser Bedingungen, aus deren Inbegriff die omnimoda determinatio individui fließt, heißt der zureichende Grund des Daseyns einer Sache, ratio sufficiens existentiae, actualitatis, entis.

Man betrachte folgende Sätze: das nothwendige Ding existiret; zufällige Dinge existiren. Die Bedingungen, aus welchen sich alle zum Daseyn eines nothwendigen Wesens nöthige Bestimmungen folgern lassen, liegen in dem Wesen desselben. Das Prädikat des ersten Satzes ist also schlechterdings in dem Subject gegründet; daher hat das nothwendige Wesen den Grund seines Daseyns in sich selbst. Hingegen sind zufällige Dinge vermöge ihres Wesens noch in vielen Stücken unbestimmt, und es müssen von aussen zu dem Subject noch gewisse Be-

dingungen hinzukommen, bevor sich die durchgängige Bestimmung, die zu ihrer Wirklichkeit erfordert wird, begreifen läßt. Diese Bedingungen sind, die freywillige Schöpfung und Erhaltung eines selbstständigen Wesens, ohne welche die durchgängige Bestimmung eines zufälligen Dinges unmöglich zu begreifen und verständlich zu erklären ist; daher haben die zufälligen Dinge den Grund ihres Daseyns in dem Willen eines nothwendigen Wesens.

Dieser Satz des zureichenden Grundes gründet sich, wie man geseh'n, allerdings auf den Satz des Widerspruchs. Es ist schlechterdings unmöglich, daß eine Bestimmung wahr und unbegreiflich seyn sollte. Ein Satz, der wahr ist, muß sich entweder aus dem Wesen, oder aus den Bedingungen des Subjects erörtern lassen. Wenn beydes nicht gescheh'n kann; so ist der Satz unbestimmt. Es ist also schlechterdings unmöglich und widersprechend, daß etwas ohne zureichenden Grund sollte bestimmt seyn können. Daraus folgt aber keinesweges, daß alles, was durch einen zureichenden Grund bestimmt ist, auch schlechterdings nothwendig sey. Das Daseyn zufälliger Dinge ist nicht schlechterdings, sondern nur unter der Bedingung nothwendig, daß sie Gott erschaffen und erhalten wolle. Das wahre Kennzeichen der absoluten und bedingten Nothwendigkeit ist dieses: wenn die Bedingungen des Subjects, aus welchen das Prädicat gefolgert wird,

das Daseyn eines andern Subjects voraussetzen, so ist der Satz hypothetisch nothwendig; bedarf es aber des Daseyns keines andern Subjects, um aus den Bedingungen des vorhandenen Subjects das Prädicat zu folgern; so ist der Satz schlechterdings nothwendig. So ist das Daseyn Gottes schlechterdings nothwendig; denn der Satz; Gott ist vorhanden, setzt in den Bedingungen des Subjects kein Daseyn eines andern Subjects voraus, um das Prädicat dadurch zu bestimmen. Hingegen setzt der Satz: zufällige Dinge existiren, unter den Bedingungen des Subjects, die den Satz wahr machen, das Daseyn und sogar den Willen Gottes zum voraus; daher ist das Daseyn der zufälligen Dinge nicht schlechterdings nothwendig.

Aber wie? Ist dieser Satz des zureichenden Grun des allgemein, und leidet er in Ansehung der freywilligen Entschliessungen vernünftiger Wesen keine Ausnahme? — Dieser Frage will ich eine andere entgegen setzen: kann in Ansehung der freywilligen Entschliessungen vernünftiger Wesen etwas wahr, und dennoch schlechterdings unbegreiflich seyn? — Ist aber dieses unmöglich; so können auch alle Geisterkräfte nichts wahr machen, das unbegreiflich ist, nichts bestimmen, davon nicht wenigstens ein unendlicher Verstand Grund anzeigen könnte, warum es vielmehr so, als anders bestimmt ist. Wenn sich also ein vernünftiges Wesen wozu entschliessen, und zwar freywillig entschliessen soll;

so muß indem es sich entschließt, ein unendlicher Verstand aus seinem innern Zustande erklären können, warum es sich vielmehr so, als anders entschließt. — Also haben unsere freywillige Entschliessungen selbst ihre zukünftige Gewißheit? — Allerdins: und dieses ist nicht zu leugnen; denn wenn sie nicht objective ihre ausgemachte Gewißheit hätten; so würde auch alle Wahrscheinlichkeit in Ansehung derselben verschwinden. Wenn in der Seele eines Tugendhaften nicht die ausgemachte Gewißheit läge, daß er sein Vaterland nicht muthwillig verrathen wird; so wäre solches auch mit keinem Grunde der Wahrscheinlichkeit aus seinem Charakter zu schliessen. Was subjective wahrscheinlich ist, muß objective seine ausgemachte Gewißheit haben. Da sich also aus dem Charakter eines Menschen verschiedenes mit Grunde vermuthen läßt; so müssen unsere freywillige Entschliessungen allerdings ihre vorher bestimmte Gewißheit haben. Diese drey Sätze, 1) ein Stein, der nicht unterstützt wird, fällt zu Boden; 2) was einen Eindruck in die Werkzeuge meiner Sinne macht, das empfinde ich; 3) ich werde meinen Freund, so lange mir meine Sinne bleiben, nicht verrathen; diese drey Sätze, sage ich, sind alle von unstreitiger Gewißheit, denn aus dem Subject läßt sich unter gewissen Bedingungen das Prädicat folgern, und mit Zuverläßigkeit schliessen. Aber diese Zuverläßigkeit selbst ist von verschiedener Natur; denn ent-

weder gehöret zu den Bedingungen des Subjects, die das Prädicat nothwendig machen, unter andern auch eine lebendige Erkenntniß des Guten und Bösen, oder nicht. Jene wird die moralische, diese aber die physikalische Nothwendigkeit genennt. Daß ein Stein in freyer Luft zu Boden falle, daß auf einen äussern Eindruck in die Werkzeuge der Sinne eine Empfindung folge, diese Sätze lassen sich beweisen, ohne in dem Subject eine oder die andere Erkenntniß des Guten und Bösen vorauszusetzen, daher sind sie physikalisch gewiß. Daß ich aber meinen Freund nicht verrathen würde, dieses setzt unter den Bedingungen des Subjects vornehmlich dieses voraus, daß ich es nach meiner pragmatischen Erkenntniß vom Guten und Bösen nothwendig gut finden muß, meinen Freund nicht zu verrathen, und also enthält dieser Satz eine moralische Gewißheit oder Nothwendigkeit. Eine Selbstbestimmung, die sich aus der Erkenntniß des Guten und Bösen erklären läßt, ist eine willkührliche, und wenn diese Erkenntniß deutlich ist, eine freywillige Entschliessung.

Es steh't in meiner Freyheit, ob ich die Augen aufthun will, oder nicht; wenn ich sie aber aufthue, so steh't es nicht mehr bey mir, ob ich die sichtbaren Gegenstände seh'n will, oder nicht. — Diese Sätze erkläre ich folgendergestalt: daß ich meine Augen aufthue, oder verschliesse, laßt sich nicht anders verständ-

lich erklären, als aus der vorausgesetzten Bedingung, daß ich dieses oder jenes gut finde; diese Handlung setzt also gewisse praktische Begriffe des Guten und Bösen voraus, und ist willkührlich, öfters auch freywillig. Daß ich aber mit offenen Augen die sichtbaren Gegenstände seh'; dieser Satz setzt in den Bedingungen des Subjects unmittelbar kein Gutfinden oder nicht Gutfinden, keine Erkenntniß des Guten und Bösen voraus; daher ist das Sehn der Gegenstände, wie jedermann gesteht, nicht unmittelbar willkührlich, und um so viel weniger freywillig. —

Ich seh' hier den Weg zu unendlichen Ausschweifungen vor mir. Eine fernere Untersuchung, was Freyheit und Zurechnung, Lob und Tadel, Belohnung und Strafe, Beleidigung und Genugthuung sey? könnte mir zu mancher nützlichen Anmerkung Gelegenheit geben. Da sie mich aber in ein Labyrinth verwickeln würde, aus welchem kein Ausgang ist, wenn man nicht alle seine Krümmungen durchwandelt; so würde ich allzuweit von meinem Ziele abkommen. Ich breche daher ab, und kehre zu dem Satze des zureichenden Grundes zurück.

Dieser herrliche Grundsatz ist das Band, welches alle ersinnliche Wahrheiten verbindet. In dem Verstande Gottes ist alles Wissenschaft, hängen alle mögliche Wahrheiten so zusammen, wie die Sätze einer geometrischen Demonstration. In unserm Ver-

stande ist zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit allezeit eine entsetzliche Kluft, indem wir niemals alle mögliche Bestimmungen eines Dinges verständlich erklären können, und daher das Daseyn zufälliger Dinge nicht anders als aus der Erfahrung haben können. Ein unendlicher Verstand aber kann alle möglich. Bestimmungen wirklicher Dinge auf das allerdeutlichste erklären, und daher ihr Daseyn, wenn ich vom Unendlichen menschlich reden darf, a priori beweisen. Daher hängen in ihm, vermöge des Satzes vom zureichenden Grunde, die Möglichkeiten und Wirklichkeiten auf das allergenaueste zusammen, und alle Wahrheiten machen ein einziges Ganze, eine einzige Wissenschaft, eine unendliche Demonstration aus, die der Allerhöchste mit einem Blicke übersieht. Gesetzt, es könnte etwas ohne allen Grund vorhanden seyn; so wäre das Daseyn desselben eine Wahrheit, die mit keiner andern Wahrheit verknüpft ist, eine isolirte Insel im Reiche der Wahrheiten, zu welcher auf keinerley Weise zu gelangen ist. Sie kann also auch kein Gegenstand des unendlichen Verstandes werden; denn wie die Eigenschaften Gottes auf das vollkommenste übereinstimmen, so harmoniren auch alle seine Einsichten, und machen ein systematisches Ganze aus, in welchem sich eins aus allem, und alles aus einem vernünftig erklären läßt. Keine abgesonderten Trümmer, keine Lücken finden in diesem unendlichen System Platz, gehören nicht

zum

zum Gegenstande der göttlichen Erkenntniß, und sind schlechterdings unmöglich.

Diese erhabene Harmonie der Wahrheiten etwas deutlicher zu begreifen, erwäge man folgende Betrachtung. Eine jede Naturbegebenheit hat einen dreyfachen Grund: sie läßt sich einmal aus der göttlichen Macht begreifen, die sie aus dem Nichts hervorbringt, und ohne diesen Grund ist sie schlechterdings unmöglich. Sie hat aber auch ihren Grund in dem System der göttlichen Absichten, und auch diese wird zu ihrem Daseyn nothwendig erfordert; denn Gott würde sie nicht hervorbringen wollen, wenn er sie nicht gut fände. Endlich läßt sich auch ihr Daseyn aus den wirkenden Ursachen in der Natur begreiflich machen, und diesen Grund kann sie allenfalls entbehren. Denn Gott kann, was seinen Absichten gemäß ist, durch ein Wunderwerk hervorbringen, dessen Daseyn sich aus keinen causis secundariis verständlich erklären läßt. Die göttlichen Absichten harmoniren mit den Wirkungen seiner Macht auf das allervollkommenste, denn er bringt nichts hervor, das nicht seinen Absichten gemäß ist, und es ist nichts seinen schlüßlichen Absichten gemäß, das er nicht hervorbringt. Aber auch das System der wirkenden Ursachen, so lange Gott den Lauf der Natur durch kein Wunderwerk unterbricht, harmoniret auf das vollkommenste mit seinen Absichten. Sie bringen keine Realität hervor, die nicht seinen

Absichten gemäß ist, und er hat sie dergestalt eingerichtet, daß sie seine endliche Absichten auf das allergenaueste erfüllen. Dieses streitet keinesweges mit der Zulassung des Bösen, wie solches bereits von andern weitläuftig gezeiget worden ist.

Hieraus läßt sich mit wenigem entscheiden, in welchem Falle der Satz des zureichenden Grundes uns auf nothwendige, und in welchem Falle er uns auf hypothetische Wahrheiten leite. Manche Weltweisen haben sich in dieser Verwirrung nicht zu helfen gewußt, und daher in der Anwendung dieses Grundsatzes unsägliche Schwierigkeiten zu finden geglaubt. Allein nach obigen Betrachtungen ist nichts leichter, als diese Fälle zu unterscheiden. Daß alles seinen Bestimmungsgrund haben müsse, ist eine schlechterdings nothwendige Wahrheit. Sie leidet nicht die geringste Ausnahme, und erstreckt sich sogar bis auf den Rathschluß Gottes, in welchem gleichfalls ohne Bewegungsgrund unmöglich etwas beschlossen werden kann. Was einen Bestimmungsgrund hat, kann nothwendig und auch zufällig seyn, nachdem dieser Bestimmungsgrund in einer blossen Möglichkeit, oder in einer Wirklichkeit anzutreffen ist. Denn was sich aus einer bloßen Möglichkeit erklären läßt; das ist schlechterdings nothwendig. Wessen Daseyn aber nicht anders, als aus einer angenommenen Wirklichkeit begriffen werden kann; das ist abhängig, und folglich zufällig. Das noth-

wendige Wesen erfordert zu seinem Daseyn nur einen einzigen Grund, und dieser liegt in seiner innern Möglichkeit. Die zufälligen und abhängigen Dinge erfordern einen dreyfachen Grund: 1) eine unmittelbare wirkende Unterursache, und diese ist nicht nur an sich selbst zufällig, sondern auch allenfalls entbehrlich; 2) eine mittelbare wirkende Ursache, die aus dem Nichts hervorbringen, und erhalten kann. Diese ist unentbehrlich, und wird also nothwendig erfordert; sie macht aber gleichwohl das Daseyn der zufälligen Dinge nicht nothwendig; und endlich 3) eine Endursache, ohne welche das höchste Wesen keinen Bewegungsgrund gehabt haben kann, sie hervorzubringen. Auch diese wird schlechterdings nothwendig erfordert, kann aber gleichwohl nichts schlechterdings nothwendig machen.

Wir haben also zwey verschiedene Grundsätze, auf deren jedem ein Lehrgebäude der natürlichen Gottesgelahrtheit aufgeführet werden kann. Der erste ist: was nicht vorhanden ist, muß entweder einen Widerspruch enthalten, oder keinen Bestimmungsgrund haben, das heißt, nach unsern Erklärungen: entweder unbestimmbar, oder unbestimmt seyn. Das allerhöchste Wesen kann weder unbestimmbar, noch unbestimmt seyn, denn es enthält keinen Widerspruch, und was ihm zukommen kann, ist durch seine innere

Möglichkeit nothwendig bestimmt; daher ist das allerhöchste Wesen nothwendig vorhanden.

Der zweyte Grundsatz ist dieser: Zufällige Dinge müssen den Grund ihres Daseyns mittelbar in einem nothwendigen Wesen haben, ich bin ein zufälliges Ding, also u. s. w. Der Untersatz ist aus zwoen Aussagungen zusammen gesetzt: ich bin vorhanden; ich bin ein zufälliges Wesen. Die Wahrheit dieser beyden Aussagungen, sagt Cartes, kann kein Sceptiker in Zweifel ziehen; denn wer zweifelt, ist vorhanden, und wer nicht alles gewiß weiß, der ist ein zufälliges Ding.

Ueberhaupt kann der Sceptiker wohl in Zweifel seyn, ob die Dinge ausser uns so sind, wie wir uns dieselben vorstellen, oder ob sie uns nur so scheinen. Daß wir sie uns aber vorstellen, und daß sie uns so und nicht anders scheinen, darinn findet kein Zweifel statt. Dieses ist also die unleugbarste Erfahrung, auf welche sich die Vernunft stützen kann, und sie muß unstreitig siegen, wenn sie ohne fernern Beystand der Sinne, aus dieser einzigen Grunderfahrung alle ihre Waffen schmiedet.

Sie kann aber aus dieser Grunderfahrung noch eine wichtige Folge ziehen, die in der Lehre von Gott und seinen Eigenschaften von ungemeinem Nutzen ist. Wir wissen von den Eigenschaften der Dinge ausser uns niemals mit überzeugender Gewißheit,

ob sie Realitäten, oder blosse Erscheinungen sind, und im Grunde sich auf Negationen stützen, ja von einigen haben wir Grund zu glauben, daß es blosse Erscheinungen sind. Daher können wir keine von diesen Eigenschaften dem allerhöchsten Wesen zuschreiben, und einige müssen wir ihm schlechterdings absprechen. Von der letzten Gattung sind alle Qualitates sensibiles, von welchen wir mit Grunde glauben, daß sie ausser uns nicht so anzutreffen sind, wie sie uns, vermöge unserer sinnlichen eingeschränkten Erkenntniß scheinen, und also keine Realitäten sind. Man kann diesen Schluß auch umkehren; was dem allerhöchsten Wesen nicht zukömmt, das kann keine Realität seyn, denn ihm kommen alle mögliche Realitäten im höchsten Grade zu. Hieraus folget ganz natürlich, daß die Ausdehnung, Bewegung und Farbe blosse Erscheinungen und keine Realitäten sind; denn wären sie Realitäten, so müßten sie dem allerhöchsten Wesen zugeschrieben werden. Die Geschichte der Weltweisheit zeiget auch, daß verschiedene Weltweisen auf den Irrthum verfallen sind, dem allerhöchsten Wesen die vollkommenste Ausdehnung zuzueignen, und einige haben sogar die vollkommenste Figur aufgesucht, die ihm zugeschrieben werden könne. In der That ist diese ungereimtheit nicht zu vermeiden, sobald man Figur und Ausdehnung für etwas wirkliches, für Realitäten halten will. Die letzte Zuflucht war zu einer unendlichen Ausdehnung, die man dem höchsten

Wesen mit Anstand zuschreiben zu können glaubte. Allein die Ungereimtheiten und Widersprüche, die auch aus dieser Hypothese folgen, nöthigen uns, die Ausdehnung überhaupt von den Realitäten auszuschliessen, und sie als ein blosses Phänomenon anzusehen. Es gibt zwar Realitäten in der Natur, auf welche sich diese Erscheinung gründet; allein diese sind nichts weniger als ausgedehnt, sondern einfach, und was an ihnen wirklich ist, das kömmt dem höchsten Wesen in der That in summo gradu zu. Aber die Erscheinungen, die wir an denselben wahrnehmen, müssen dem allerhöchsten Wesen schlechterdings abgesprochen werden, denn sie stützen sich auf das Unvermögen unserer Erkenntniß, und kommen den Dingen nicht so zu, wie wir dieselben wahrnehmen.

Aber welches sind denn die Eigenschaften der Dinge, von welchen wir mit Gewißheit sagen können, daß sie wirkliche Realitäten sind? keine andere als die Fähigkeiten unserer Seele. Unser Erkenntnißvermögen z. B. kann unmöglich eine Erscheinung seyn. Denn eine Erscheinung ist nichts anders, als ein Begriff, dessen Beschaffenheit zum Theil aus dem Unvermögen unserer Erkenntniß erkläret werden muß. Es sind zusammengesetzte Vorstellungen, die wir nicht auseinander setzen können, und daher anders wahr nehmen, als sie wirklich sind. Wir haben am Ende des ersten Abschnitts geseh'n, daß alle Phänomena

ihren Grund haben in der angebohrnen oder verderbten Beschaffenheit unserer Sinne, in dem Augpunkte, aus welchem die Gegenstände betrachtet werden, in einem falschen Urtheile des sinnlichen Beurtheilungsvermögens, mit einem Worte, in den Einschränkungen unserer Vorstellungskraft. Aber unsere Vorstellungskraft selber, und alle verschiedene Fähigkeiten, die von derselben hergeleitet werden, können ihren Grund nicht in den Einschränkungen dieser Vorstellungskraft haben, sind also wahre Realitäten. Daher können wir dem allerhöchsten Wesen alle unsere Erkenntnißvermögen, wenn wir von den Mängeln und Unvollkommenheiten abstrahiren, die ihnen ankleben, mit Recht zuschreiben, und also in ihm die unergründliche Vernunft, Weisheit, Gerechtigkeit, Gütigkeit und Barmherzigkeit verehren.

Von der andern Seite wissen wir, daß die Erscheinungen, die wir von den körperlichen Dingen haben, sich auf gewisse Realitäten gründen müssen, die wir uns unrichtig vorstellen, denn von blossen Negationen läßt sich kein Begriff bilden. Diese Realitäten können keine Ausdehnungen seyn, denn die Ausdehnung selbst ist ein Phänomenon. Sie sind also einfach. Aber was für Eigenschaften haben sie? Leibnitz sagt, sie haben die Eigenschaften, die uns einzig und allein als Realitäten bekannt sind: Vorstellungsvermögen; und er glaubt erklären

zu können, wie aus der Verwirrung dieser Realitäten, die Erscheinungen entspringen, die wir von den Körpern haben. Es ist hier der Ort nicht, mich über diese Meynung zu erklären. Ich habe nur die an meine Materie angrenzenden Theile mit Aussenlinien bezeichnen wollen. Eine umständlichere Beschreibung gehöret nicht zu meinem Vorhaben.

Ich habe bisher blos von zwoen Beweisarten von Daseyn Gottes geredet, und bewiesen, daß sie eine völlige demonstrative Ueberzeugungskraft haben. Meine Absicht ist aber keinesweges, deswegen auf alle übrige Beweisarten Verzicht zu thun, die von verschiedenen Weltweisen mit glücklichem Erfolge sind ausgeführet worden. Denn da die Lehre von Gott nicht nur überzeugen, sondern auch rühren, das Gemüth bewegen und zu einem dieser Lehre gemässen Wandel antreiben soll; so ist es mit den blos demonstrativen Beweisgründen nicht genug, sondern das Leben der Erkenntniß muß durch eine Menge von überführenden Gründen angefeuert werden. Die praktische Ueberzeugung geh't hierin von der blos theoretischen ab. Diese begnügt sich mit der trockensten Demonstration, mit der blos deutlichen Erkenntniß, jene aber erfordert nicht ausdrücklich Deutlichkeit und Gewißheit, sondern vornemlich eine lebendige wirksame Erkenntniß, einen starken und lebhaften Eindruck in das Gemüth, dadurch wir angetrieben wer-

den, unser Thun und Lassen dieser Erkenntniß gemäß einzurichten. Jede Wahrscheinlichkeit, jeder beredende Beweisgrund trägt zu diesem Leben der Erkenntniß etwas bey, hilft seine Energie vermehren, wie ich in dem letzten Abschnitte weitläuftiger auseinandersetzen werde. Daher muß kein Verehrer der Gottheit den mindesten Beweisgrund verwerfen, der nur einige Ueberredungskraft mit sich führet — Man kann die Gründe, auf welchen diese anderweitige Beweisarten sich stützen, in folgende Hauptklassen eintheilen. 1) Die Schönheit und Ordnung in den sichtbaren Theilen der Schöpfung, sowohl in ganzen Weltsystemen und ihrem Zusammenhange, als in einzelnen besondern Theilen auf unserer Erde. 2) Die Schönheit und Ordnung in den Gesetzen der Bewegung, und endlich 3) die unleugbaren Absichten in der Natur, in allgemeinen und besondern, in ordentlichen und ausserordentlichen Naturbegebenheiten, dahin auch die Schicksale gewisser Staaten, und sogar die Begebenheiten einzelner Personen zu rechnen sind. Denn auch aus diesen, wenn sie im Ganzen betrachtet werden, leuchten öfters die weisesten Absichten hervor, die durch wunderbare Mittel erhalten worden sind.

Es ist nicht zu leugnen, daß diesen Beweisarten noch vieles zur demonstrativen Gewißheit fehlet. Was die Schönheit und Ordnung betrift, nicht zu geden-

ken, daß erst dargethan werden muß, daß sie nicht nothwendig, sondern zufällig sey: so kann man, wenn auch dieses geleistet wird, dennoch nichts mehr daraus folgern, als daß es eine weise und gütige Ursache dieser Ordnung und Schönheit gebe, aber nicht, daß diese allweise und allgütige Ursache alles auser ihr aus dem Nichts hervorgebracht, erschaffen habe. Vielleicht hat Gott, wie einige von den Alten geträumet, ein Chaos vorgefunden, in welches er Ordnung und Schönheit hinein geleg't hat. Vielleicht hat er der unordentlichen Bewegung, die in diesem Chaos anzutreffen gewesen, nur ordentliche und übereinstimmende Gesetze vorgeschrieben. Diese Einwürfe lassen sich widerlegen, das gesteh' ich, aber nicht mit der siegenden Kraft, mit welcher man eine ächte Demonstration verfechten kann.

Was die Absichten der Dinge betrift; so können aus denselben nichts anders, als höchstwahrscheinliche Schlüsse gezogen werden. Denn so lange wir nicht von dem Daseyn eines vernünftigen Wesens überzeugt sind, das auf diese oder jene Wirkung sein Absehn gehabt; so könnten wir nur aus den Umständen *vermuthen*, daß die Wirkung wohl eine Absicht eines vernünftigen Wesens gewesen seyn müsse; wenn nemlich viele besondere Ursachen zu wiederholtenmalen auf eben dieselbe Weise zusammen kommen, eine Wirkung hervorzubringen, die der

Schicklichkeit gemäß ist, und mit dem Ganzen übereinstimmt. Je mehr Ursachen, je öfter sie zusammen kommen, und je schicklicher und der Vollkommenheit des Ganzen angemessener die Wirkung ist; desto wahrscheinlicher ist die Vermuthung, daß diese Wirkung die Absicht eines vernünftigen Wesens gewesen sey. In unserm Falle steiget die Wahrscheinlichkeit auf einen sehr hohen Grad, und kommt der Gewißheit nahe, aber völlig erreichen kann sie dieselbe niemals, so lange wir weder alle Ursachen, so oft sie zusammen kommen, noch das richtige Verhältniß der Schicklichkeit einer einzigen Begebenheit zum Ganzen vollkommen deutlich einsehen können. Endlich kann auch aus den Absichten nur eine weise Anordnung und Einrichtung, nicht aber eine Schöpfung aus dem Nichts dargethan werden.

Indessen besitzen die Beweisthümer eine weit größere Beredungskraft als selbst die Demonstration. Sie machen durch ihre Lebhaftigkeit einen stärkern Eindruck in das Gemüth, erwecken die Seele zu werkthätigen Entschliessungen, und bringen diejenige praktische Ueberzeugung hervor, die bey der Betrachtung der göttlichen Eigenschaften unsere vornehmste Absicht seyn sollte. Die demonstrativen Beweisthümer sind wie die Festungen, die ein Land wider feindliche Anfälle schützen, für friedliche Einwohner aber weder die bequemsten noch die anmuthigsten Wohnplätze

sind. Wer keinen Widersacher zu bestreiten, keine spitzfindige Zweifel zu besigen hat, der findet in der Methode aus der Schönheit, Ordnung und aus den Absichten der Natur ihren Schöpfer zu erkennen, die süsseste Beruhigung, den erquickendsten Trost, und dasjenige Feuer und Leben der Erkenntniß, daß in das Begehrungsvermögen übergeh't, und Entschliessungen veranlasset, die in Handlungen ausbrechen. Man lasse also einer jeden Erkenntnißart ihren Werth, und verwerfe weder die allerstrengste Ueberzeugung, die von Spitzfindigkeiten strotzet, noch die allerfeurigste Ueberredung, und wenn sie auch nicht alle Ränke eines Widersachers vereiteln könnte. Nur hüte man sich in der Betrachtung der göttlichen Eigenschaften vor solchen Gründen, die in gewisser Absicht der guten Sache schädlich seyn können. Ich meine die Beweise von dem Daseyn eines höheren Wesens, die sich wahrscheinlicher Weise auf unsere Unwissenheit gründen, und bey einer genauern Erforschung und tiefern Einsicht in die Wirkungen der Natur verschwinden dürften. So oft man aus ordentlichen Naturbegebenheiten, deren Unterursachen man nicht ergründen kann, auf die unmittelbare Wirkung einer höhern Macht schließt, so bauet man auf schwachen Grund; denn wahrscheinlicher Weise haben, ausser den Wunderwerken, alle Naturbegebenheiten auch ihre Unterursachen.

Die Heiden hatten das Unglück, daß ihre Religion auf so schwachen Stützen ruhete. Jede ausserordentliche Naturbegebenheit wollten ihre Priester der unmittelbaren Wirkung einer höhern Macht zuschreiben *). Nichts ist leichter und bequemer, ein rauhes und ungebildetes Volk im Zaume zu halten, als ein System von Religion, das uns ganz mit Gottheiten umgibt, und im Rauschen eines jeden Wasserfalles, in der Stimme des Donners oder des Sturmwindes, in allem, was unsere Sinne rühr't, die unmittelbare Wirkung einer höhern Macht erkennen lehret. Allein ein solches System konnte von keiner langen Dauer seyn. Sobald die Naturkunde und Weltweisheit empor kamen, sahe man auch Religionsspötter und Gottesleugner entstehen, welche durch ihre Entdeckungen die schwachen Gründe des Aberglaubens vereitelten, und in der Einbildung standen, alle Religion, alle mögliche Beweisgründe für das Daseyn Gottes und seiner Eigenschaften umgestossen zu haben. Jeder Naturforscher mußte damals ein Gottesleugner seyn, oder wenigstens dafür gehalten werden. Wie war es mit dem Epikur? Er bemüh'te sich, alle

*) Ignoratio causarum conferre Deorum
Cogit ad imperium res, et concedere regnum: et
Quorum operum causas nulla ratione videre
Possunt, haec fiori divino numine rentur.

Lucr. L. VI.

Naturbegebenheiten aus mechanischen Gründen zu erklären, und befrey'te die Götter von den mühsamen Arbeiten, die ihnen von den Priestern damaliger Zeit sind auferlegt worden, wodurch er den herrschenden Aberglauben stürzte. Vortreflich! wenn er nicht auf der andern Seite zu weit gegangen, und den allerungereimtesten Unglauben einzuführen bemüh't gewesen wäre. Allein die bekannten Beweise für das Daseyn der Gottheit und ihre unmittelbare Wirkungen waren nun einmal vernichtet, und der nächste Weg, der vor ihm offen stand, war, entweder beides oder wenigstens das letzte zu leugnen. In einem aufgeklärten Zeitpunkt würde Epikur wohl eingeseh'n haben, daß der Schluß nicht bindet: Alle Naturbegebenheiten haben ihre natürliche Ursachen, daher gibt es keine Vorsehung, oder gar, wie einige wollen, keine Gottheit. — So groß ist der Einfluß des Zeitpunkts, in welchem wir leben, auf unsere Meinungen, und so nahe sind Aberglauben und Unglauben einander verwandt.

Vierter Abschnitt.

Von der Evidenz in den Anfangsgründen der Sittenlehre.

Bey einer jeden rechtschaffenen Handlung, die der Mensch unternimmt, macht er stillschweigend folgenden Vernunftschluß:

Wo die Eigenschaft A anzutreffen ist, da erfordert die Pflicht B zu thun.

Dieser vorkommende Fall hat die Eigenschaften A; also u. s. w. Der Obersatz dieses Vernunftschlusses ist eine Maxime, eine allgemeine Lebensregel, welche wir zu einer andern Zeit angenommen, und die bey Gelegenheit des gegenwärtigen Falles natürlicher Weise in das Gedächtniß zurückkommen muß. Der Untersatz gründet sich auf eine genaue Beobachtung der gegenwärtigen Umstände und auf die Ueberzeugung, daß sie mit dem Vorwurfe des Obersatzes, oder mit den erforderlichen Eigenschaften A völlig übereinkommen.

Man sondert auch hier, wie in der Mathematik, das Theoretische von dem Praktischen ab, und theil't

dadurch die Sittenlehre in zwey Theile, in die lehrende und ausübende. Jene trägt die allgemeinen Lebensregeln vor, die in besondern vorkommenden Fällen zu Obersätzen dienen, und diese lehrt die Anwendung und Ausübung der allgemeinen Grundsätze in einem vorkommenden Falle. Ich habe also zu untersuchen, wie weit sich in diesen Wissenschaften die Evidenz erstrecke, und wie sie sich gegen die Evidenz in den Anfangsgründen der Geometrie verhalte. —

Daß man die allgemeinen Grundsätze der Sittenlehre mit geometrischer Strenge und Bündigkeit beweisen könne, ist nicht schwer zu beweisen. » Haben wir » Menschen das Erkenntnißvermögen mit einander » gemein, spricht Marcus Aurelius; so haben » wir auch als vernünftige Geschöpfe, die Vernunft » gemein. Ist dieses; so haben wir auch die Vernunft» gründe gemein, die uns vorschreiben, was zu thun » oder zu lassen ist, und folglich haben wir auch ein » gemeines Gesetz. « Nichts ist meines Erachtens deutlicher und bündiger, als dieser Schluß. Wenn verschiedene Dinge eine ähnliche Bestimmung haben; so müssen sie auch die Folgen gemein haben, die aus dieser Bestimmung fliessen. Die Menschen besitzen eine gemeinschaftliche Beurtheilungskraft, die in verschiedenen Vorwürfen nur dem Grade nach unterschieden ist; daher beruh'n auch alle ihre Begriffe und Urtheile vom Guten und Bösen auf demselben Grund, und

und weichen nur nach dem Grade ihrer Einsicht von einander ab. Ist aber dieses; so giebt es auch allgemeine Grundregeln, nach welchen sie, was zu thun oder zu lassen sey, entscheiden sollten, und diese allgemeine Grundregeln sind die Gesetze der Natur.

Dieselbe Aussicht zeigt uns auch einen bequemen Weg, auf welchen wir zur Erkenntniß dieses allgemeinen Naturgesetzes gelangen können. Man betrachte nur das Thun und Lassen der Menschen, ihre verschiedene Neigungen und Leidenschaften, Ergötzung und Beunruhigungen, man sondere dasjenige ab, worin sie alle endlich übereinkommen, diejenige Bestimmung, welche in dieser grossen Mannigfaltigkeit allenthalben anzutreffen ist. Dieses summum bonum, quo tendimus omnes, auf welches alle Begierden und Wünsche der Menschen zuletzt abzielen, dieses ist die Richtschnur, die wir niemals aus den Augen lassen müssen, der Leitfaden, der uns durch das Labyrinth der menschlichen Handlungen sicher hindurch führen wird.

Was haben die tausendfachen Begierden und Wünsche, Leidenschaften und Neigungen der Menschen gemein? dieses, daß sie alle auf die Erhaltung oder Verbesserung unsers, oder eines andern Geschöpfes, innern oder äussern Zustandes abzielen. Selbst die allerlasterhaftesten Neigungen, die allerschändlichsten Begierden haben keinen andern Endzweck, nur daß

sie Scheingüter an die Stelle der wahren Vortheile setzen, oder die gehörige Proportion verfehlen, indem sie ihr eigensüchtiges Selbst einer jeden andern Absicht vorzieh'n, oder ihren äussern Zustand auf Unkosten des innern zu verbessern suchen. Der Ehrgeizige und Gewinnsüchtige sind in keiner andern Absicht lasterhaft, als weil sie die Verbesserung ihres äußern Zustandes, ihrer Ehre oder ihres Vermögens, allen andern Absichten vorzieh'n, und dieser schändlichen Begierde öfters Leib und Seele, Freunde und Vaterland aufopfern. Mit dem Wollüstigen hat es die nemliche Beschaffenheit. Er ertheilet dem sinnlichen Vergnügen einen ungerechten Vorzug vor den Vollkommenheiten seiner Seele, oder vor den Vortheilen seines äussern Zustandes. Es zielen also alle lasterhaften sowohl als tugendhaften Begierden der Menschen zuletzt einzig und allein auf die wahre oder scheinbare Vollkommenheit (Erhaltung und Verbesserung) ihres oder ihrer Nebenmenschen innern oder äußern Zustandes. Hieraus fliesset die allgemeine praktische Maxime, das erste Gesetz der Natur: Mache deinen und deines Nebenmenschen innern und äussern Zustand, in gehöriger Proportion, so vollkommen, als du kannst. Hat man diese allgemeine Quelle gefunden; so kann man aus derselben die Pflichten gegen sich selbst, gegen seinen Nächsten, und auch gegen Gott herleiten. Denn es ist gar leicht

zu beweisen, daß die Beobachtung der Pflichten gegen Gott der nächste, sicherste, ja, was sage ich? der einzige Weg sey, unsere Seele vollkommener zu machen. Man siehet hier die Wege zu den besondern Abtheilungen der praktischen Weltweisheit, die alle mit geometrischer Strenge aus diesem allgemeinen Naturgesetze demonstriret werden können. Man kann dasselbe Naturgesetz aus der blossen Erklärung eines freywilligen Wesens a priori beweisen. Ein Wesen, das mit Freyheit begabt ist, kann aus verschiedenen Gegenständen, oder Vorstellungen der Gegenstände, wählen, was ihm gefällt. Der Grund dieses Wohlgefallens ist die Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung, die es in dem vorzuziehenden Gegenstande wahrnimmt, oder wahrzunehmen glaubt. Unter der Vollkommenheit begreife ich auch den Nutzen und das sinnliche Vergnügen, das uns der Gegenstand verspricht, denn beides gehöret zu den Vollkommenheiten unsers innern oder äussern Zustandes. — Die Betrachtung der Vollkommenheiten, Schönheit und Ordnung gewähret uns Lust, der Unvollkommenheit, Häßlichkeit und Unordnung aber Unlust; daher können Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit Bewegungsgründe abgeben, wodurch ein freyes Wesen in seiner Wahl bestimmt wird. Diese Bewegungsgründi legen dem freyen Wesen keinen physischen Zwang auf, denn es wählet nach Wohlgefallen und aus innerer Wirksamkeit; indessen aber

führen sie eine moralische Nothwendigkeit mit sich, vermöge welcher es dem freyen Geiste unmöglich fällt, an den Unvollkommenheiten, dem Häßlichen und Unordentlichen Wohlgefallen zu finden.

Eine Verbindlichkeit ist nichts anders, als eine moralische Nothwendigkeit zu handeln, d. i. etwas zu thun oder zu unterlassen. Denn da kein physischer Zwang bey einem freyen Wesen statt findet; so kann ich auf keine andere Weise verbunden werden, etwas zu wollen oder nicht zu wollen, als in so weit man mich durch Bewegungsgründe dazu veranlasset. Die Bewegungsgründe aber verursachen eine moralische Nothwendigkeit; daher ist eine jede Verbindlichkeit eine moralische Nothwendigkeit, etwas zu thun oder zu unterlassen. — Da nun ein jedes freye Wesen sittlich gezwungen ist, sich in seiner Wahl nach den triftigsten Bewegungsgründen zu bestimmen; so ist es auch verbunden, sich in seiner Wahl nach der Regel der Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung zu richten, oder, welches eben so viel ist, das freye Wesen ist verbunden, so viel Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung in der Welt hervorzubringen, als ihm möglich ist. Hieraus folget unmittelbar die natürliche Verbindlichkeit, oder das vorhin aus einem andern Grunde hergeleitete Naturgesetz: Mache deinen und deines Nächsten innern und äussern Zustand, in gehöriger Proportion, so vollkommen, als du kannst.

Von einer andern Seite läßt sich aus unumstößlichen Gründen darthun, daß dieses allgemeine Naturgesetz mit den Absichten Gottes übereinkomme, und daß ich dem grossen Endzweck der Schöpfung gemäß lebe, ein Nachahmer der Gottheit werde, so oft ich ein Geschöpf, mich oder ein anderes, vollkommener mache. Sobald man annimmt, daß ein Gott, der nicht ohne die allerweisesten Absichten handeln kann, die Welt hervorgebracht, so läßt sich kein Satz im Euklides strenger beweisen, als dieser, daß das angeführte Naturgesetz der Wille Gottes seyn müsse. Kann das allerweiseste und gütigste Wesen eine andere Absicht haben, als die Vollkommenheit der Geschöpfe? Kann es also etwas anders wollen, als daß wir unsere freye Handlungen dieser Absicht gemäß einrichten sollen? — So wenig, als die Tangente den Cirkel mehr als in einem Punkt berühren kann.

Bin ich aber verpflichtet, mich nach dem Willen meines Schöpfers zu bequemen? — Ja, antworten unsere Weltweisen. Gott ist der völlige Eigenthumsherr alles dessen, was er aus dem Nichts hervorgebracht. Wir sind sein Eigenthum, seine Knechte. Ihm kommt also das unwidersprechlichste Recht zu, uns Gesetze aufzuerlegen, vorzuschreiben, was ihm gefällt, und die Uebertreter wie Rebellen zu strafen. Wir müssen gehorsamen, uns völlig ergeben, unsern Willen vor dem seinigen ganz zernichten. — Diese Ant-

wort demüthiget, aber paßt auf die Frage nicht. Von der Macht läßt sich so unmittelbar nicht auf das Recht schliessen. Gott kann, im physischen Verstande, mit seinem Geschöpfe machen, was er will. Wie folgt hieraus, daß er es auch moralisch könne, daß es ihm erlaubt sey, daß er ein Recht dazu habe? Noch begreife ich nicht, woran diese Begriffe zusammen hängen. — Die Schöpfung ist sein Eigenthum? — Nun ja doch! Hieraus kann weiter nichts geschlossen werden, als daß ein anderer, wenn er auch die Macht hätte, dennoch kein Recht haben würde, ihm vorzuschreiben, was für einen Gebrauch er von seiner Schöpfung machen will. Wo ist aber der mathematische Beweis, daß ihm selbst ein Recht, eine moralische Befugniß zukomme, mit seinem Eigenthume zu machen, was er will? Was uns kein anderer verwehren kann, ist deswegen noch nicht erlaubt. Es kann mich niemand mit Recht verhindern, den Vogel zu würgen, der hier im Käfig singt; wäre es aber deswegen erlaubt?

Der kleine Schritt, der hier noch zu thun ist, besteh't aus folgendem Raisonnement. Man beweiset nemlich: daß Gott nichts anders wollen kann, als das Beste, und daß ein Recht nichts anders sey, als ein sittliches Vermögen, das zu thun, was der Regel der Vollkommenheit gemäß ist. Nunmehr hängt der Schluß so bündig zusammen, als immer ein geometrischer Beweis. Wir sind Geschöpfe Gottes, als sein

Eigenthum. Sind wir sein Eigenthum; so hat er das Recht, von unsern Kräften denjenigen Gebrauch zu machen, den er gut findet, denn was er gut findet, ist unstreitig das Beste. Er hat also das Recht, das sittliche Vermögen, uns Gesetze vorzuschreiben; denn die Gesetze, die er uns, seinem Eigenthume, vorschreibt, sind der Regel der Vollkommenheit gemäß. Er hat ferner ein Recht, die Uebertreter dieser Gesetze zu bestrafen, wenn diese Strafe selbst zur Vollkommenheit etwas beyträgt, u.s.w.

Uns, dem Eigenthume Gottes, lieg't eine doppelte moralische Nothwendigkeit (Verbindlichkeit) ob, uns dem Willen unsers Eigenthumsherrn zu unterwerfen, und seinen Gesetzen nachzuleben. Einmal, weil sie an und für sich die besten sind, indem sie Gott anders unmöglich vorschreiben kann. Wie aus diesem Begriffe eine Verbindlichkeit entspringe, ist bereits oben gezeigt worden. Zweytens geben uns die Strafen und Belohnungen, die Gott mit der Uebertretung und Beobachtung seiner Gesetze verknüpft, Bewegungsgründe an die Hand, den Gehorsam für besser zu halten, und uns daher seiner Regierung zu unterwerfen. Die Bewegungsgründe sind die einzigen Triebfedern, durch welche ein freywilliges Wesen in Bewegung gesetzet werden kann, und der allerweiseste Gesetzgeber selbst hat keine andere Mittel, seine Gesetze einzuführen und verbindlich zu machen, als indem er Bewegungsgründe mit denselben verknüpft, die das

freywillige Wesen geneigt machen, sie anzunehmen. Daher kann uns nichts verbinden, die natürlichen oder göttlichen Gesetze anzunehmen, als ihre innere Vortreflichkeit, und die willkührlichen Strafen und Belohnungen, die das allerhöchste Wesen zu unserm Besten mit denselben zu verknüpfen für gut gefunden hat.

Auf dieser Grundlage läßt sich das System der praktischen Weltweisheit ohne sonderlicher Schwierigkeit aufrichten. Unsere Handlungen sind gut oder böse, in so weit sie mit der Regel der Vollkommenheit, oder welches eben so viel ist, mit den Absichten Gottes übereinstimmen, oder nicht. Wir sind also verbunden, jene zu thun, diese zu unterlassen. — Die Tugend ist eine Fertigkeit zu guten, und das Laster eine Fertigkeit zu bösen Handlungen. — Bestrebe dich der Tugend und flieh' das Laster! — Die Verbindlichkeit zu guten Handlungen giebt uns ein Recht auf die Mittel, ohne welche wir dieselben nicht ausführen können. Wenn alle andere Menschen auf dieselben Mittel ein gleiches Recht hätten; so würde sich das Gesetz der Natur widersprechen, wie Cumberland deutlich auseinander gesetzt hat. Es hat also nothwendig ein Vorrecht statt, und dieses Vorrecht läßt sich aus vernünftigen Gründen entscheiden. Diese vernünftigen Gründe, in so weit sie auf eine Menge einzelner Fälle angewendet werden können, machen die Gesetze des natürlichen Rechts aus, und der Inbegriff dieser Ge-

seße heißt das Naturrecht. Aus dem allgemeinen Naturgesetze ist zu erweisen, daß wir verbunden sind, diese Vorrechte zu erkennen, und sie demjenigen zukommen zu lassen, dem sie gebühren. Wir sind daher zur natürlichen Gerechtigkeit verbunden, d. i. wir müssen einem jeden das Recht zukommen lassen, das ihm gebühret. Will man die Gerechtigkeit, wie oben angeführet worden, durch eine weislich-eingerichtete Gütigkeit erklären; so läßt sich die Verbindlichkeit zu derselben auch aus andern Gründen darthun. Denn wir sind verbunden, unsern innern Zustand vollkommener zu machen, und also weise und gütig zu seyn.

Man sieh't hier abermals ein Beyspiel von der erstaunlichen Fruchtbarkeit unserer Begriffe. Aus der einzigen Erklärung eines freywilligen Wesens läßt sich das ganze System unserer Pflichten, Rechte und Obliegenheiten entwickeln, alle unsere Neigungen, Begierden und Leidenschaften fliessen aus dieser allgemeinen Quelle, und unser Thun und Lassen ist rechtschaffen, wenn es mit diesem Urbegriffe, wie eine geometrische Demonstration mit ihrer Voraussetzung, zusammenhängt. Aber man bewundere auch die vortreflich: Uebereinstimmung der Wahrheiten! Wir haben drey verschiedene Maximen zum Grunde gelegt: 1) Erwege, worin die Neigungen aller Menschen übereinstimmen. 2) Erkenne dich, als ein freywilliges Wesen. 3) Erkenne

dich als das Eigenthum Gottes, und alle drey Grundmaximen führen auf die gemeinschaftliche Folge: Mache dich und andere vollkommen. Und so können noch unendlich viele Grunddefinitionen, oder auch richtige Erfahrungen vorausgeschickt werden, die uns alle auf einem bald kürzern bald längern Wege, auf dasselbe Resultat hinführen. An dieser wundervollen Harmonie erkennet man die Wahrheit! Sie zeigt wie die Natur, unendlich viele Aussichten, unendlich viele Gesichtspunkte, aber alle stimmen in das grosse Gemählde zusammen, unter welchem sich das Ganze darstellet. Dem allsehenden Auge ist die gesammte Natur Ein Gemählde, der Innbegriff aller möglichen Erkenntnisse Eine Wahrheit.

Die Begriffe der Moralphilosophie sind also fruchtbar und zusammenhängend genug, zu einem theoretischen System, und wir können in dieser Theorie alle unsere besondere Pflichten, Rechte und Obliegenheiten, aus einem einzigen allgemeinen Naturgesetze entwickeln. Die Gewißheit wird dieselbe seyn, die man sich in den Anfangsgründen der Metaphysik zu versprechen hat. Ist die Weltweisheit überhaupt eine Wissenschaft von den Beschaffenheiten der Dinge überhaupt; so ist die Moralphilosophie insbesondere nichts anders, als die Wissenschaft der Beschaffenheiten eines freywilligen Wesens,

in so weit es einen freyen Willen hat. Die Freyheit aber ist, wie wir geseh'n, ein fruchtbarer Begriff, dessen Entwickelung uns auf die Erkenntniß aller unserer Pflichten und Obliegenheiten führen kann; daher lassen sich die Lehren der theoretischen Moralphilosophie aus sichern Gründen unumstößlich darthun, und die Gewißheit, die in derselben herrschet, ist dieselbe, mit welcher sich in der Metaphysik die Beschaffenheiten der Dinge überhaupt entwickeln lassen. — Hingegen werden die Beweise in dieser Wissenschaft noch weit weniger einleuchtend, weniger faßlich seyn können, als in den Anfangsgründen der Metaphysik oder der natürlichen Gottesgelahrtheit. Auſſer den Schwierigkeiten, mit welchen, wie in den vorigen Abschnitten ist gezeiget worden, in einer jeden philosophischen Wissenschaft die völlige Ueberzeugung verknüpft seyn muß, kömmt in Ansehung der Sittenlehre noch hinzu, daß diese Wissenschaft auf den Gründen der Metaphysik gebauet ist. Man muß die Lehre von Gott, der Welt und der Seele des Menschen wohl begriffen, man muß sich davon überzeugt haben, ehe man sich in der Moralphilosophie einiges Licht versprechen kann. Wie kann ich begreifen, was ich Gott, mir selbst, und meinen Nächsten schuldig bin, wenn ich nicht von Gott, meinen Nächsten, mir selbst, und von der moralischen Verbindung, in welcher ich als Geschöpf und Nebengeschöpf mit jenen steh', wahre

und richtige Begriffe habe? Da also die praktische Weltweisheit die Wahrheiten der Metaphysik zum Grunde leget; so ist leicht zu begreifen, daß die Evidenz in derselben noch weit schwerer zu erhalten seyn muß.

Mit der ausübenden Sittenlehre verhält es sich, wie mit allen andern praktischen Wissenschaften. Jeder praktische Vernunftschluß legt in dem Untersatze die Beschaffenheit eines gegenwärtigen Falls zum Grunde, die uns nicht anders, als durch die Erfahrung bekannt werden kann; daher hängt die Wahrheit des Schlußsatzes dennoch von der Gewißheit der Erfahrung ab, durch welche der Untersatz außer Zweifel gesetzt wird. Und wenn die Erfahrung nicht Wahrheitsgründe genug enthält, uns von der Richtigkeit des Untersatzes vollkommen zu überzeugen; so wird der Schlußsatz dem schwächern Theil folgen, und nicht mehr als wahrscheinlich seyn können.

Mit der praktischen Sittenlehre hat es die nemliche Bewandniß. Es müssen Erfahrungen zum Grunde gelegt werden, die nicht allezeit den erwünschten Grad der Gewißheit haben können. Jedoch sind bey dieser Gelegenheit folgende Betrachtungen nicht aus der Acht zu lassen. Es giebt allgemeine Naturgesetze, die unmittelbar aus der ersten Quelle fliessen. Diese gehen mehr auf die Neigungen unsers Herzens, als auf unsere äusserliche Handlungen. Sie schreiben uns vor, was wir lieben, und wovon wir abgeneigt seyn

sollen, und überlassen es dem untern Naturgesetz, unser Thun und Lassen einzurichten. Von dieser Beschaffenheit sind die allgemeinen Naturgesetze: Verehre den Schöpfer! Liebe die Tugend, flieh' das Laster! Beherrsche deine Leidenschaften, unterwirf deine Begierden der Vernunft! Alle diese Vorschriften der Natur können in Ausübungsschlüsse verwandelt werden, die den höchsten Grad der Ueberzeugung mit sich führen. Ich bin ein vernünftiges Geschöpf; daher muß ich meinen Schöpfer verehren, die Tugend lieben, das Laster verabscheuen. Meine Begierden können mich von dem Wege der Glückseligkeit abführen, meine Leidenschaften können das Ziel überschreiten; daher muß ich sie der Herrschaft der Vernunft unterwerfen. Alle diese praktische Vernunftschlüsse können mit geometrischer Strenge bewiesen werden. Die Obersätze derselben sind von einer solchen Allgemeinheit, daß keine Ausnahme von denselben statt findet. Ihre Ausübung kann keiner höhern Pflicht im Wege steh'n, denn sie sind eigentlich die Quellen, aus welchen alle unsere Pflichten hergeleitet werden. Ich bin zu allen Zeiten und in allen möglichen Umständen verbunden, meinen Schöpfer zu verehren, die Tugend zu lieben, u. s. w. und kein Vorfall in der Welt kann mich von dieser Obliegenheit befreyen. — Die Untersätze dieser Vernunftschlüsse gründen sich auf die Erfahrungen eines innern Sinnes, die ihre Ueberzeugung mit sich

führen. Ich bin ein vernünftiges Geschöpf; ich sehne mich nach der Glückseligkeit; meine Begierden und Leidenschaften können sich selbst überlassen, mich unglückselig machen; alle diese Sätze gründen sich zwar zuletzt auf Erfahrungen; allein auf Erfahrungen, die keinem Zweifel Raum lassen, die so untrüglich sind, als die bündigsten Vernunftschlüsse.

Steigt man aber zu den abgeleiteten Naturgesetzen hernnter, die uns in besondern Fällen vorschreiben, was wir thun und lassen sollen; so nimmt die Untrüglichkeit in der Ausübung allmählig ab, und steigt durch alle Stufen der Wahrscheinlichkeit bis zur Zweifelhaftigkeit nieder. Denn erstlich hängt die Beschaffenheit des gegenwärtigen Falls allhier von Erfahrungen ab, die selten Wahrheitsgründe genug enthalten. Die moralische Güte einer Handlung, der Werth oder Unwerth unsers Thuns und Lassens, hängt nicht nur von unzählichen begleitenden Umständen und Zufälligkeiten, sondern auch von den Folgen und Wirkungen dieser Handlungen ab, die unmöglich mit Gewißheit vorhergeseh'n werden können. Der mindeste unverhofte Zufall kann alle unsere Hofnungen vereiteln, und den besten Vorsatz von den allerschädlichsten Wirkungen seyn lassen. Ein Umstand, den wir nicht bemerkt haben, und wie selten sind wir im Stande, alle Umstände genau zu erwägen! kann der Beschaffenheit des gegenwärtigen Falles eine ganz andere Ge-

stalt geben. Nur ein allseh'ndes Auge kann die Ursachen, Folgen, Verhältnisse und Zufälligkeiten einer wirklichen Begebenheit mit der vollkommensten Gewißheit einseh'n. Sterbliche müssen sich in diesem Falle der Führung einer blöden Wahrscheinlichkeit überlassen. Ferner können dem Obersatz, oder den allgemeinen Lebensregeln, welche in vorkommenden Fällen zur Ausübung gebracht werden sollen, zuweilen höhere Pflichten im Wege steh'n, in welchem Falle ihre Verbindlichkeit aufhört. Wir sind verbunden, nicht das Gute, sondern das Beste zu thun, und ein abgeleitetes Naturgesetz, das einem höhern Naturgesetze im Wege steh't, muß demselben weichen. Dieser Streit der höhern und niedern Pflichten ist desto mehr zu besorgen, je besonderer die Lebensregel ist, welche den Obersatz unseres praktischen Schlusses ausmacht, und er kann durch Umstände veranlasset werden, die der schärfsten Aufmerksamkeit entwischen. Die löblichste Handlung, das verdienstlichste Werk kann zur Sünde werden, wenn wir zu eben der Zeit eine höhere Pflicht versäumen, deren Verbindlichkeit wichtiger ist. Denn eine jede äussere Handlung schließt, indem sie geschieh't, alle übrige Handlungen aus, die zu gleicher Zeit hätten geschehn können, und jedes Gesetz, das uns etwas zu thun befiehlet, muß unter der Bedingung verstanden werden, wenn zu eben der Zeit unsere Pflicht nichts wichtigeres von uns heischt, das dadurch

verſäumt wird. Welcher Sterbliche kann ſich rühmen, mit Gewißheit einzuſeh'n, was Gelegenheit, Zeit und Umſtänden nach, die beſte Handlung ſey, die er ausführen kann? In ſolchen Fällen die Gewißheit abwarten, heißt ewig unſchlüßig da ſteh'n, niemals zur Ausübung kommen wollen. Ja öfters iſt die Gelegenheit ſo dringend, der Zeitpunkt ſo entſcheidend, daß uns nicht einmal Zeit gelaſſen wird, die Gründe der Wahrſcheinlichkeit nach deutlichen Begriffen abzuwägen. Das Gewiſſen und ein glücklicher Wahrheitsſinn (bon-Sens), wenn man mir dieſes Wort erlauben will, müſſen in den meiſten Angelegenheiten die Stelle der Vernunft vertreten, wo uns nicht die Gelegenheit den kahlen Nacken zuwenden ſoll, bevor wir ſie ergreifen. Das Gewiſſen iſt eine Fertigkeit, das Gute vom Böſen, und der Wahrheitsſinn, eine Fertigkeit, das Wahre vom Falſchen durch undeutliche Schlüſſe richtig zu unterſcheiden. Sie ſind in ihrem Bezirke das, was der Geſchmack in dem Gebiete des Schönen und Häßlichen iſt. Ein geübter Geſchmack empfindet in einem Nu, was die langſame Kritik nur nach und nach ins Licht ſetzet. Eben ſo ſchnell entſcheidet das Gewiſſen, beurtheilet der Wahrheitsſinn, was die Vernunft nicht ohne mühſames Nachdenken, in deutliche Schlüſſe auflöſet.

Dieses innere Gefühl, diese Empfindung des Guten und Bösen, Wahren und Falschen, wirkt nach unveränderlichen Regeln, nach richtigen Grundsätzen, aber nach Grundsätzen, die durch anhaltende Uebung unserm Temperamente einverleibt, bey uns gleichsam in Saft und Blut verwandelt worden sind. Ob sie gleich auf undeutliche Erkenntniß, und öfters auf blosse Wahrscheinlichkeiten gegründet sind; so ist ihre Wirkungskraft auf das Begehrungsvermögen dennoch weit feuriger und lebhafter, als die Wirkungskraft der deutlichsten Vernunftschlüsse, die ohne Fertigkeit überzeugen, aber nicht rühren, unterrichten, aber das Gemüth nicht bewegen. — Dieses in einiges Licht zu setzen, erlaube man mir den Unterschied zwischen der praktischen und theoretischen Ueberzeugung, dessen ich am Ende des vorigen Abschnittes Erwehnung gethan, genauer zu betrachten.

Wir geben einem Satze Beyfall, sobald wir die Wahrheitsgründe desselben einseh'n. Je näher diese Wahrheitsgründe einer völligen Demonstration kommen, und je deutlicher wir dieselben erkennen; desto zuverläßiger ist unser Beyfall. Endlich, wenn wir den Beweis eines Satzes so deutlich einseh'n, daß wir die Wahrheit desselben nicht mehr in Zweifel ziehen können, so sind wir völlig überzeugt. — Dieses ist der theoretische Beyfall, die Ueberzeugung des Verstandes.

Das Gemüth, oder der Inbegriff unserer Begehrungsvermögen erkennet eine Art von Beyfall, der von jenem weit unterschieden ist, und praktischer Beyfall genennt zu werden verdienet. Wer von einer Wahrheit überzeugt ist, der kann sie zu eben der Zeit unmöglich in Zweifel zieh'n; allein man kann von einer Verbindlichkeit theoretisch überzeugt seyn, und ihr dennoch zuwider handeln. Ja Cartes scheinet sogar nicht ohne Grund zu behaupten, raro peccatur defectu *theoreticae* cognitionis officii sui, sed defectu *practicae*, hoc est, defectu firmi habitus assentiendi officio suo.

Nicht alle demonstrative Wahrheiten wirken gleich stark in unser Begehrungsvermögen. Manche überzeugen den Verstand, ohne das Gemüth zu bewegen, gewähren deutliche Erkenntniß, aber ohne Kraft, Leben und Wirksamkeit, da hingegen andere Wahrheiten mit weniger Gewißheit das Gemüth mehr bewegen, und eine wirksame und lebendige Erkenntniß hervorbringen, die in das Begehrungsvermögen übergeh'n, und zu werkthätigen Entschliessungen antreiben Die Ursache hiervon ist bekannt. Wir Menschen besitzen ausser der Vernunft, auch Sinne und Einbildungskraft, Neigungen und Leidenschaften, die in der Bestimmung unsers Thuns und Lassens von äusserster Wichtigkeit sind. Das Urtheil unsrer Vernunft kömmt nicht allezeit mit dem Urtheile unserer niedern

Seelenkräfte überein, und wenn sie mit einander streiten; so müssen sie nothwendig eines des andern Wirksamkeit in den Willen schwächen. Nur alsdenn wird der Beyfall einer Wahrheit praktisch, wenn die Vernunftgründe die niedern Seelenkräfte entweder besiegen, oder gar mit zu ihrem Vortheile einnehmen. In dem letztern Falle muß das Gemüth, wie leicht zu begreifen ist, weit entschlossener seyn, denn alsdenn stimmen Vernunft und Einbildungskraft, Geist und Herz zusammen, uns zu Handlungen anzutreiben; allein auch in jenem Falle, wenn nemlich die Vernunftgründe alle Gegenvorstellungen der Einbildungskraft unterdrücken, wird die Erkenntniß lebendig, und bricht in Handlungen aus.

Die Ethik giebt uns Mittel an die Hand, wodurch die Uebereinstimmung der niedern Seelenkräfte mit der Vernunft zu erhalten ist. Man kann diese Mittel auf folgende vier Hauptstücke zurückbringen. 1) Die Häufung der Bewegungsgründe. Viele überredende Gründe können mehr Gewicht haben, das Herz leichter bewegen, als ein einziger überzeugender Bewegungsgrund, und wenn sie mit diesem vereinigt werden; so erzeugen sie die glückliche Uebereinstimmung des Herzens mit dem Verstande, die eine Quelle der süssesten Zufriedenheit ist. Der Mathematiker begnügt sich mit einem einzigen Be-

weise, denn er hat nur den Verstand zu überführen, und einen blos spekulativen Beyfall zu erzwingen. Der Redner hingegen häuft Gründe auf Gründe, bestürmt das Gemüth von allen Seiten, und such't sich eines jeden wahrscheinlichen Grundes zu seinem Vortheile zu bedienen; denn er will das Herz bewegen, das Begehrungsvermögen einnehmen, und muß nicht nur auf den Verstand, sondern auf Sinne und Einbildungskraft zugleich wirken. — 2) Die Uebung. Je öfter wir gewisse Gründe überdenken, je mehr wir aus denselben Bewegungsgründe zu unsern Handlungen hernehmen, desto lebhafter ist der Eindruck, den sie in dem Gemüthe hinterlassen, und desto leichter können sie auch die niedern Seelenkräfte einnehmen. Wenn diese Uebung so lange fortgesetzt wird, bis uns die Handlung leicht wird; so sagen wir, wir haben eine Fertigkeit erlangt, etwas zu thun. Gewohnheit und Uebung regieren eigenmächtig in unserm Herzen, und man kann durch Hülfe derselben die widerspänstigsten Neigungen besiegen, die hartnäckigsten Leidenschaften unter das Joch der Vernunft bringen, oder vielmehr, man kann durch Hülfe derselben Neigungen und Leidenschaften erzeugen, die mit den Vorschriften der Vernunft einen und denselben Endzweck haben. 3) Die angenehme Empfindung. Wenn die Vernunftgründe

von Schönheit und Anmuth unterstützt werden; so wird die Einbildungskraft leicht zur Uebereinstimmung gereizt. Die Vollkommenheit ist die Triebfeder der Vernunft, und die angenehme Empfindung, die Lockspeise der Einbildungskraft. Hierauf gründet sich der Nutzen der schönen Künste und Wissenschaften in der Sittenlehre. Die Vernunftgründe überzeugen den Verstand von der Vortreflichkeit der Tugend, und die schönen Künste erzwingen den Beyfall der Einbildungskraft. Jene machen sie verehrungswerth, diese angenehm. Jene zeigen den Weg zur Glückseligkeit, und diese bestreuen ihn mit Blumen. Wie groß ist der Virtuose in den Augen des Weltweisen, wenn er seiner Bestimmung treu bleibt, und der Tugend wirklich die Vortheile verschaft, die sie sich von ihm versprechen kann! — 4) Endlich ist das vierte Hauptmittel, die Einbildungskraft mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen, die anschauende Erkenntniß, wenn man nemlich die allgemeinen Vernunftgründe durch Beyspiele gleichsam in sinnliche Begriffe verwandelt. In jeder Theorie dienet das Exempel nur zur Erläuterung, und wird überflüßig, sobald wird den allgemeinen Lehrsatz deutlich begreifen; aber in der Ausübung hat das Beyspiel allezeit grössern Nutzen als die Maxime. Es hat einen stärkern Einfluß in den Beyfall des Gemüths,

weil es die Sinne rühret, die Einbildungskraft erschüttert. — Hierauf gründet sich der Nutzen der Geschichte und der Aesopischen Fabel in der Sittenlehre.

Man sieht nunmehr, was dazu gehört, wenn die Grundsätze der praktischen Sittenlehre in unser Thun und Lassen die gehörige Wirkung thun, und eine dauerhafte und unveränderliche Bereitwilligkeit zur Tugend zuwege bringen sollen. Sie müssen durch Beyspiele belebt von der Gewalt der angenehmen Empfindung unterstützt, durch die Uebung in beständiger Wirksamkeit erhalten, und endlich in Fertigkeit verwandelt werden. Alsdenn entsteh't die Ueberzeugung des Herzens, die in der Sittenlehre unser vornehmster Entzweck ist. Der Geist mag immer nur wahrscheinliche Beweise vor sich seh'n, ja er mag diese Wahrscheinlichkeit selbst nicht einmal deutlich zergliedert, nur mit dem Wahrheitssinn begriffen haben: dieses hindert nicht allezeit das Leben des Erkenntnisses. Die Sinne können gleichwohl lebhaft gerühr't, die Einbildungskraft entzündet, und das Gemüth durch Gewohnheit, Beyspiele, Anmuth u. s. w. zu dem standhaftesten und unveränderlichsten Beyfall gezwungen werden, woraus eine süssere Beruhigung und Zufriedenheit entspringt, als aus der kalten Ueberzeugung des Geistes.

Dieſe Betrachtungen haben keinesweges die Abſicht, den Nutzen der demonſtrativen Sittenlehre in Zweifel zu zieh'n. Es gilt vielmehr auch hier, was am Ende des vorigen Abſchnitt's in Anſehung der Lehre von Gott und ſeinen Eigenſchaften erinnert worden iſt. Eine jede Erkenntnißart hat ihren Werth. Wo Zweifel zu heben, Widerſacher zu beſtreiten, theoretiſche Feinde der Tugend zu beſchämen ſind, da bleibt kein ander Mittel, als zu den ſtrengſten Beweiſen ſeine Zuflucht zu nehmen. Ja manches glückliche Genie beſitzet Feuer und Stärke des Geiſtes genug, das Syſtem ſittlicher Wahrheiten mit allen ihren feinen Verbindungen deutlich und lebhaft im Zuſammenhange zu ſchauen, um von der göttlichen Harmonie derſelben entzückt zu werden. In einer ſolchen Verfaſſung erlangt die trockenſte Erkenntniß Geiſt und Leben, werden ohne Hülfe der vorhin erwehnten Mittel, Sinne und Einbildungskraft bis zur Höhe der Vernunft entzückt, und alle Fähigkeiten der Seele zur Tugendliebe beſeelt. Wer einer ſo erhabenen Begeiſterung fähig iſt, kann unter Anführung der ſtrengſten Vernunft, Herr über ſeine Neigungen werden, den wilden Sturm der Leidenſchaften nach dem Winke der Weisheit regieren, und zwiſchen Herz und Geiſt die holdſeligſte Eintracht ſtiften, die weder Furcht noch Hoffnung, weder

Schmerz noch Wollust zu stören vermag. — Allein wie gering ist die Anzahl der Sterblichen, die eines so göttlichen Enthusiasmus fähig sind! Wer bey sich merkt, daß die spekulativen Gründe sein Herz ungerührt, seine Einbildungskraft unbegeistert lassen, der vermeide alle dornigte Subtilitäten, und suche sein Herz durch die vorhin beschriebene Ueberredungsmittel zur Einstimmung zu locken. Und überhaupt erhellet aus diesen Betrachtungen, daß zur praktischen Ueberführung die mathematische Gewißheit nicht nothwendig erfordert werde, und die blosse Wahrscheinlichkeit öfters feuriger und lebhafter in das Gemüth wirke, als spekulative Vernunftschlüsse. Der Fall trift zu, so oft die wahrscheinliche Erkenntniß von den Mitteln unterstützt wird, die das Herz zur Einstimmung nöthigen.

Dieses sind meine Gedanken von der Evidenz in den verschiedenen Theilen der metaphysischen Wissenschaften. Ich war Anfangs Willens, von der äusserlichen Lehrart in einem besondern Abschnitte zu handeln. Einige Weltweisen haben den Grund der vorzüglichen Evidenz, die man in den Anfangsgründen der Mathematik antrifft, einzig und allein in die mathematische Methode setzen wollen. Sie haben sich daher die Hofnung gemacht, durch Einführung derselben Lehrart, in den philosophischen Wissenschaf-

ten auch dieselbe Evidenz zu erhalten. Man weiß, wie wenig der Erfolg dieser Hofnung entsprochen hat. Es erhellet aber auch aus meinen obigen Betrachtungen, wie ungegründet die Voraussetzung an sich selbst sey, daß man den Vorzug der Mathemetik einzig und allein in der Lehrart zu suchen habe. Ich habe also in bemeldetem Abschnitte dieses weitläuftiger ausführen, und den Nutzen der mathematischen Methode richtiger bestimmen wollen. Da aber die Methode zur innern Ueberzeugung nicht nothwendig erfordert wird, und die Anwendung der mathematischen Lehrart insbesondere sich durch den Mißbrauch beynahe lächerlich gemacht hat; so will ich meine Abhandlung nicht ohne Noth vergrössern.

Digitized by Google

Abhandlung

über das

Commerz

zwischen

Seele und Körper

von

Moses Mendelssohn.

Aus dem Hebräischen übersetzt

von

Salomon Anschel,
Kandidaten der Philosophie auf der Universität
zu Bonn.

Wörtlich nach der Original-Auflage.

Ofen, 1821.
In der Paul Burian'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Sr. Hochwürden Excellenz

Franz Wilhelm

Freiherrn

von Spiegel

zum Diesenberg und Kahnstein ꝛc. kurfürstl. geheimen- und Konferenzrath, Hofkammerpräsidenten, der hohen Domkirchen zu Münster und Hildesheim Kapitularherrn, und Universitäts-kuratoren

gewidmet

von dem Uebersetzer.

Digitized by Google

Vorbericht des Uebersetzers.

Gegenwärtige Abhandlung hat Mendelssohn in einem Briefe an einen seiner Freunde in hebräischer Sprache geschrieben, worinnen der Verfasser besonders über Leibnitzens System: von der vorherbestimmten Harmonie, ein weiteres Licht zu verbreiten suchet. Diese nebst einer andern Schrift, in welcher Mendelssohn diejenigen, die der deutschen Sprache unkündig sind, einen Vorgeschmack von der trostreichen Lehre seines Phädons geniessen lassen wollte, ließ Herr David Friedländer aus den Nachlässen dieses, durch den Tod ihm entrissenen Freundes zum Vorscheine kommen.

Bei der in der Philosophie so ungemein beliebten Denkart des Verfassers; bei dem lauten Beyfalle, der jede Mendelssohnsche Schrift begleitete, muß man sicher einer Uebersetzung dieser Schrift mit Verlangen entgegen sehen, und mein Wunsch, auch diese Schrift in unserer deutschen Muttersprache lesen zu wollen, muß meines Erachtens auch der Wunsch eines jeden

Lesers Mendelssohnscher Schriften seyn. Indessen ist unsere Sprache zum wissenschaftlichen Fache bekanntermaßen weit mehr ausgebildet und verfeinert, als die hebräische, es wird daher ein einsichtvolles Publikum keine zu wörtliche Uebersetzung fordern, und mir gern erlauben, daß ich mein vorzüglichstes Augenmerk seyn lasse, den wahren Sinn meiner Urschrift deutsch zu umfassen.

* *
*

Meinen wohlthätigen Gönnern, die mich durch Subscription in den Stand setzten, diese Schrift zum Druck zu befördern, sage ich den verbindlichsten Dank. Da Ihre Absicht nicht so sehr seyn konnte, eine dem Geiste Mendelssohns entsprechende Uebersetzung von einem Kandidaten zu erwarten, als mich vielmehr in meiner akademischen Laufbahne gütigst zu unterstützen; so werde ich mich Ihnen nicht dankbarer zeigen können, als wenn ich durch unermüdetes Bestreben mich zu befähigen suche, dereinst etwas Besseres zu liefern.

Abhandlung

von dem

Commerz zwischen Seele und Körper.

Ehe wir uns in diese Materie einlassen, muß es erst ausgemacht werden, was wir unter einem natürlichen und wechselseitigen Einflusse versteh'n wollen; man wird aber gar bald hiebey gewahr, daß hiezu eine genaue Erörterung der Begriffe vom Wirken und Leiden nöthig ist. Bey frühern Schriftstellern fand ich keine hinlängliche Erklärung dieser Worte. Wir wollen nun zuseh'n, ob bei spätern Schriftstellern keine bessere anzutreffen.

Einige sagen, wenn durch Setzung A zugleich B gesetzt, und durch Aufhebung A zugleich B aufgehoben wird; so sey A ein wirkendes und B ein leidendes Subjekt. Z. B. die Sonne und die Wärme; durch Setzung des Daseyns der Sonne wird zugleich das Daseyn der Wärme gesetzt, und durch das Nichtseyn der Sonne das Nichtseyn der Wärme; die Wärme ist also hier die Wirkung, die Sonne der wir-

kende, und die erhitzte Luft der leidende Theil. Diese Erklärung aber ist nichts weniger, als zulänglich; denn öfters wird mit A zugleich B gesetzt, und mit nicht A nicht B, obgleich A nicht die Ursache von der Wirkung B ist. So, wenn A ein Ganzes und B ein Theil desselben ist, so muß durch die Bewegung des Ganzen nothwendig der Theil mit bewegt werden, obgleich die Bewegung des Theils nicht durch die Bewegung des Ganzen bewirkt wird und d. gl. m. Wollen wir uns nun der Wahrheit nähern, so dürfen wir bey der Idee des nothwendigen Erfolges nicht aus der Acht lassen, daß nur vorzüglich die Folge des Gegründeten aus dem Grunde, und des Verursachten aus der Ursache, und nicht schlechthin jeder aus einer Begebenheit nothwendige Erfolg mit den Namen Ursache und Wirkung belegt werden könne. Hiemit sind wir indessen noch nicht weiter gekommen; allererst müssen wir wissen, was Grund und Gegründetes, was Ursache und Verursachtes, worauf wir zufolge dieser Erklärung hauptsächlich zu seh'n haben, sagen wollen. Mehrerer Klarheit halber mußte ich Einiges vorausschicken, und wider meine Gewohnheit etwas weitläufiger seyn, da ich gegen Sie, einen Weisen, der jeden Gedanken aufs tiefste durchschau't, auftrete; ob ich schon versichert bin, daß Ihre Liebe gegen mich die Scharfsichtigkeit, meine Fehler zu

bemerken, überwiegen, und mir sie gerne verzeih'n werde.

Die Gedanken der Seele sind so zusammenhangend und in einander geknüpfet, gleich Glieder einer Kette; einige begreifen andere in sich; einige schliessen andere aus. Aus Wahrheit folget Wahrheit; Wahrheit ist aus Wahrheit gefolgert; Wahrheit schliess't Falschheit aus, und umgekehrt. Dies ist der Mittelpunkt, um den sich alle vernünftige Schlußarten des Geometers und Logikers herumwirbeln. Ihre allgemeine Maxime ist: wenn mit dem Begriffe A nothwendig ein Begriff B mit gedacht werden muß, so gibt dies eine Folge B; aus dem Gedanken B folgt der Gedanke C u. s. f. Im Reiche der Wahrheit ist alles Einklang; nichts hier von Mißhelligkeit! einer Wahrheit widerspricht keine Wahrheit. Unter Falschheit ist Widerstreit, nirgend Eintracht!

Die Seele und die Welt steh'n in innigster Verbindung, d. h. unter den Vorstellungen in der Seele und den wirklichen Dingen ausser der Seele, ist ein gleicher Zusammenhang; und eben dieses gilt auch, wie ich noch sagen werde, von der Hervorbringung der Erscheinung. Zeuget in der Seele eine Vorstellung A eine andere B, so zeuget ausser der Seele das wirkliche A das wirkliche B; und der das Subject und die Merkmaale des A kennet, sieht auch ein, wie aus denselben das Vorhandenseyn B folgt. Auf

diesem Grundgesetze bauen die Naturlehrer, die Gottesgelehrten, und Moralisten alle ihre Schlüsse; überall schliessen sie vom Wirklichen aufs Wirkliche, vermöge des unauflöslichen Bandes unter ihren Vorstellungen. Z. B. In der Seele ist die Idee der gröſsern Wirksamkeit der Sonne von der Idee der Hitze, die Idee der geringern Wirksamkeit von der Kälte unzertrennlich, und eben so ist's in der wirklichen Welt. Nach der Vorstellung der Seele ist die Bewegung eines Körpers, der in seiner Beweglichkeit durch nichts gehindert und aufgehalten wird, immer auf dieselbe Weise; nie geschwinder, nie langsamer; so auch in der wirklichen Welt. Kennt nun jemand das Subject A, so sieht er auch dessen Erfolg B ein, und erkennet, wie es aus dem Nichtseyn in das Seyn hinübergieng. In der Seele ist denn A der Grund, und B das Gegründete; in der Aussenwelt A die Ursache, und B die Wirkung. Wenn jetzt in einer Substanz eine Veränderung vorgeht, wovon der Grund in der Kraft einer andern liegt; das ist, wenn die Erkenntniß der Bestimmungen und Grade dieser Kraft die Entstehung und Entstehungsart dieser Veränderung begreiflich macht; so ist jene die leidende und diese die wirkende Substanz: diese Wirkungsart heißt eine übergehende Action; was in der wirkenden vorgeht, wovon der Grund in der leidenden anzutreffen, ist Gegenwirkung.

Wenn die Wirkung in der Substanz bleibt, d. i. wenn der Grund ihrer Veränderung in ihrer substanziellen Kraft und in ihrem vorherigen Zustande enthalten ist; so heißt sie eine Immanente Action.

Es ist den materiellen Dingen natürlich, daß eine Wirkung durch einen wirklichen Ausfluß hervorgebracht werde; das heißt, daß etwas aus dem Wirkenden heraus fließe, und dem Leidenden zugeführt werde, und dasselbe verändere. So geht die Hitze aus den wärmenden zwischen die sich erwärmenden Theilchen; so geht es zu bei dem anzieh'n des Magnets; so bey dem Heraustreiben der Elektrizität, so bei der Geburtsart der Thiere u. d. gl. Unläugbar ist, daß ein solcher Einfluß nur im zusammengesetzten Platz hat; denn das Einfache ist unzertrennbar, aus ihm kann nichts zu einem andern hinübergeh'n, auch kann in dasselbe nichts hineindringen. Unterdessen läßt sich diese ursachliche Verknüpfung auf zweyerley Weise denken: entweder die Ursache der Veränderung A ist nicht in ihm selbst, sondern in einer wirkenden Kraft B enthalten: diese Kausalverbindung heißt physischer Einfluß; oder B ist wirkend und leidend zugleich, und so A wirkend und leidend, nämlich die Vorstellung A ist in der Substanz B, und die Vorstellung B in der Substanz A, und durch diese wechselseitigen Vorstellungen verändern sich beyde Substanzen

vermöge ihrer innern Kraft, und nicht durch die Kraft des vorgestellten Gegenstandes; diese heißt ein idealischer Einfluß. So sah Jakob die Rachel; Liebe loderte auf in seiner Brust, und das angeschaute Bild des Mädchens schlug so tiefe Wurzeln in seinem Herzen, daß diese bildliche Idee Gedanken, Triebfedern, und Strebungen in seiner Seele rege machten, sich Gunst bey ihr zu erwerben, und sich anboth, ihrem Vater sieben Jahre, die ihm nur als welche Tage vorkamen, zu dienen.

Nun kam die allererste Vorstellung in Jakob, dem ersten Anscheine nach, wie auch wirklich einige Weltweisen behaupten, durch physischen Einfluß, weil er ohne diese Gesichtsvorstellung nicht überkommen konnte; und der Grund seines Sehens wäre also nicht in dem leidenden Subject selbst, sondern in dem einwirkenden Object. Was hierauf aber in seiner Seele vorging, die Gedanken, die Begierden, die sich seiner bemächtigten, sind offenbar keine Wirkungen des äußern Gegenstandes, sondern der Vorstellungen, die seine Seelenkräfte in ihm hervorbrachten. Indessen sagt man allenfalls nicht unrichtig: Rachel erzeugte in Jakob alle diese Unruhe; denn ihr Bild bewirkte auch in der That alles dieses in seinem Herzen. Allein die Wirksamkeit war innerhalb seiner selbsteigenen Seelenkräfte, und nicht in dem äußerlichen Gegenstande, und man drückt sich

daher eigentlicher nach der wahren Beschaffenheit der Sache aus: die Vorstellung in der Seele Jakobs rührte so seine Kräfte, daß sie die leidenschaftliche Regung in ihm anfachten: diese Wirksamkeit heißt idealischer Einfluß. Gieng auch dieses nun in der Seele Rachels vor, ward auch sie mit der Vorstellung Jakobs in einen buhlenden Zustand versetzt; so sagt man: dieses sey ein idealisch harmonischer Einfluß. Wider dieses alles wird kein Sachverständiger etwas einzuwenden haben; denn jeder gibt gerne zu, daß die Wirksamkeit einer Vorstellung in der Seele keine Aeußerungen des materiellen Objects seyn könne, weil es offenbarer Unsinn ist, daß eine Vorstellung ausserhalb des Kreises der Seelenkräfte thätig seyn sollte. Nur über die Art, wie sie in der Seele hervorgieng, hierüber streiten die Leibnitzianer mit den übrigen Wahrheitsforschern; und hier gibt es drey verschiedene Meinungen:

a) Daß die Veränderung der Seele bey der Aufnahme der sinnlichen Vorstellungen dem einwirkenden äussern Gegenstand vollends untergeordnet sey: diese heißen Influxionisten.

b) Daß der äußere Gegenstand nur veranlasse, nicht wirke; die Seele sich nur leidend verhalte und das höchste Wesen allein eigentlich wirksam sey: diese heißen Occasionisten.

c) Daß auch die erste Vorstellung in der Seele aus ihrer innern, durch vorherige Vorstellungen modifizirten Kraft entspringe, die dem äußern Gegenstande korrespondiren, und daß nur also zwischen dem Object und Subject ein idealisch harmonischer Einfluß sey: diese heißen Harmonisten. Hievon in der Folge ein Mehreres.

Wenn die Vorstellung der Seele mit dem Gegenstande ausserhalb der Seele übereinkommt, so heißt sie Realität; kommt sie nicht überein, so ist sie demselben entweder gerade entgegen, oder sie ist von ihm nur unterschieden. Im ersten Falle heißt sie Einbildung. Wenn z. B. der Mensch wähnet, er sey beflügelt, oder die Sonne gehe mitten im Tage unter, oder er liege und träume, oder er wandle auf dem Wege u. d. gl. Im andern Falle heißt sie Erscheinung. Z. B. Das Bild des Monds, seine Stralen und sein Glanz. Im Grunde hat der Mond weder Glanz, noch Stralen, nur sein Standpunkt, der Sonne und dem Sehenden gegenüber, verursacht diesen Schein. So, die Vorstellung des Regenbogens, welche durch die der Sonne gegenüberstehenden Wolken entsteht.

Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen Einbildung und Erscheinung; jene hat keinen Grund im

Wirklichen, ist blosse Modification der Seele, indem das Vorstellungsvermögen ihr ein Nichtwirkliches, als wirklich vorhanden vorbildet; aber diese ist im Wirklichen gegründet, nur daß das Urbild ausser der Seele nicht allerseits der Abbildung in der Seele gleichet; weil ihre eingeschränkte Vorstellkraft ihr kein treues Nachbild von demselben zu liefern vermag, und dieses also inständig eine Abänderung leiden muß. Die Erscheinung hält eigentlich das Mittel zwischen dem Wirklichen und Eingebildeten; sie hat ihr Daseyn nichts, als der Beziehung der eingeschränkten Vorstellkraft zu dem Vorwurfe ausser der Seele zu verdanken. Wird nur der Vorwurf oder die Vorstellkraft anderst modifizirt, so muß sich auch die Erscheinung ändern. Z. B. Die Farbe wird durch zwey Stücke zuwege gebracht: durch das vorhandene Licht und durch den Sinn des Gesichts; aus der Beziehung beider zu einander entsteht das Wahrnehmen der Farbe, und mit Veränderung des Lichts oder der Sinneskraft wird zugleich die Farbe verändert, eben also ist's mit der Stimme und mit dem Geruch und s. w. So, wenn der Prophet schreckliche Bilder sieht, oder eine redende Stimme hört u. d. gl.; dieses alles heißt Erscheinung. Denn die Vorstellung derselben in der Seele ist wirklich in Aussendingen gegründtt, nur weichet sie von demselben ab, und die Abbildung in der Seele ist dem Urbilde ausser

derselben nicht völlig entsprechend. Mich weiter hierüber einzulassen, ist hier der Ort nicht; meine Absicht war hier nur, das Wort Erscheinung mehr ins Licht zu setzen.

Die Vorstellkraft selbst, und alle ihre Bestimmungen ist Realität, nicht Erscheinung; denn die Erscheinung wird durch die Beziehung des Subjects zum Object erzeugt, indem durch die eingeschränkte Vorstellkraft der vorgestellte Gegenstand eine Abänderung leidet. Hat aber die Vorstellkraft ihr inneres Selbst zum Gegenstande ihrer Beachtsamkeit; so fällt Object und Subject zusammen, und es kann sich unmöglich von Seiten ihrer Eingeschränktheit eine Abweichung einfinden, weil alles hier Selbstgefühl ist. Es ist also ausser Zweifel, daß die Vorstellkraft in der Seele keine Erscheinung, sondern etwas wahres Sachliches ist. Gerne wird mir auch jeder Vernünftigdenkende dieses zugesteh'n.

Die Farbe und ihre Bestimmungen aber ist keine Realität, sondern eine Erscheinung. Was von derselben objectivisch wirklich ist, ist nichts mehr, als die Wirksamkeit und die verschiedentliche Einwirkung des Lichts auf das Auge des Sehenden, das von demselben mehr oder minder stark, mehr oder minder geschwind erschüttert wird, wie jedem bekannt; von der Netzhaut wird diese Erschütterung durch den Weg der Nerven zum Gehirne fortgepflanzt, und diese kann

nichts, als eine Bewegung seyn. Bei der Fortpflanzung dieser Bewegung zur Vorstellkraft in der Seele ändert sie sich und erscheint unter der Gestalt eines Bildes oder einer Farbe. Wir sehn also hier alle Merkzeichen der Erscheinung. Nicht anders verhält es sich mit Geruch, Stimme und Geschmack. Ausser der Seele ist weiter nichts vorhanden, als Substanzen, die ausgedehnt sind, sich hin und wieder bewegen, und in den Sinnenwerkzeugen bald eine stärkere oder schwächere, bald eine geschwindere oder langsamere, bald eine fortwährende oder nicht fortwährende Bewegung hervorbringen, und wenn diese Bewegung zum Gehirne gelangt, so wird sie eine sinnliche Vorstellung von Geschmack, oder Stimme, oder Geruch, je nachdem das Sinnenwerkzeug, welchem diese erste Bewegung ertheilt ward, verschieden ist. Diesemnach haben Farbe, Stimme und Geruch nichts ausser der Seele zum Grunde, als Bewegungen körperlicher Dinge.

Selbst aber über den Körper, und über die Bewegung stritten die neuern Weltweisen, ob Realität oder Erscheinung denselben zum Grunde liegen. Leibnitz und die ihm zugethan sind, behaupten, die Ausdehnung sey nur eine Erscheinung vieler vereinter einfacher Wesen, die allesammt wirken und leiden; einzelne unausgedehnte Wesen, Monaden seyen nur vorhanden; alle Accidenzen und Beschaf-

fenheiten des Körpers nichts mehr, als Erscheinungen für die Seele, die die Accidenzen und die Veränderungen der gesammten Monaden, und die Art ihres Nebeneinanderseyns erzeugen; und so sey die Einwirkung eines Körpers in den andern gleichfalls Erscheinung von den Wirkungen der Bestandtheile in einander.

Diese Theile nämlich, durch deren Zusammenfügung der Körper hervortritt, sind zugleich in einem Zeitpunkt; ein Zusammenseyn aber ist ohne eine gewisse Ordnung nicht denkbar: daher das Irgendwo. Bei den unter ihnen vorgehenden Veränderungen wirket und leidet jeder Theil, woraus denn eine Verbindung zu einem Ganzen erwächst; jedoch fliessen diese Atomen nie völlig in eins zusammen, weil ihre Kräfte in ihrer Bestandheit wesentlich unterschieden sind. Nun bildet der Totaleindruck dieser vielen sich vereinbarenden und sich nicht berührenden Atomen in der Seele die Idee der Ausdehnung. Auch kommen immer bei ihren Veränderungen andere Accidenzen hervor, wenn die ersten vorüber sind: daher das Irgendwan.

Die Zeit ist das Verhältniß des Wirklichen in Rücksicht des Irgendwan; der Ort das Verhältniß des Wirklichen in Rücksicht des Irgendwo. Die ineinander wirken ohne Zwischenkunft eines Mitteldinges heißen gegenwärtig; vermittels weniger Mitteldinge, nahe, mehrerer, entfernte.

Jedes Abwechseln von Accidenzen in den Substanzen zieht immer neue Verhältnisse nach sich: daher müssen die Veränderungen einer Monade, Veränderungen ihrer Verhältnisse zu den neben ihr existirenden nach sich zieh'n, und die vorher unmittelbar in eine andere wirkte, itzt in dieselbe mittelbar wirken und umgekehrt; das Nahe wird denn entfernt, und das Entfernte nahe. Wird nun eine solche Veränderung in einem Körper, d. i. in einem Inbegriffe von Substanzen wahrgenommen; so sagt man, er bewege sich von einem Orte zum andern. Also ist die Bewegung abermals eine Erscheinung, keine Realität; eine Erscheinung, woran die Bestandtheile gemeinschaftlich arbeiten, um sie im Ganzen vortreten zu lassen. Denn kein Theil allein äußert etwas der Bewegung Aehnliches, weil jeder an und für sich von dieser scheinbaren, in dem Zusammengesetzten sichtbarlichen Bewegkraft entblößt ist; jede Monade ändert sich nur ihrer innern Stimmung gemäß, woher denn Veränderungen der Verhältnisse einer jeden zu den mit ihr coexistirenden entsteh'n; und wird diese Veränderung der Verhältnisse in den gesammten Atomen merkbar, so erhalten wir die scheinbare Bewegung. Aber was sollen wir uns für einen Begriff von den Kräften und den Accidenzen dieser Atomen machen?

Es ist bekannt, daß zufolge dieses Systems das gesammte Weltall ein Zusammenfluß von lauter Vollkommenheiten ist; alle Theile stehen mithin in engster Verbindung, sie wirken und empfangen Wirkungen von einander; jeder wirkt auf die übrigen und empfängt Wirkungen von jedem andern; in Ansehung seiner Einwirkung in allen übrigen liegt in ihm Grund; in Ansehung seiner Empfänglichkeit zugleich Gegründetes von den übrigen. Es enthält demnach jedes einzelne Subject etwas, woraus sich die Beschaffenheiten der mit ihm coexistirenden erkennen lassen; solche Accidenzen aber eines einzelnen Subjects, die mehrern andern coexistirenden entsprechen, heißen Begriffe; also können auch diese Subjecte selbst begreifende Subjecte genannt werden, und ihre ursprüngliche Kraft ist Denk- oder Vorstellkraft, d. i. Gefliessenheit und Streben zu erkennen, die von andern dem Raum sowohl, als der Zeit nach beschränkt sind. So ist also die Kraft der Atomen ihrem Wesen nach nichts anders, als Denk- oder Vorstellkraft, und wir haben bereits unumstößlich dargethan, daß diese Kraft eine Realität sey.

Woraus also in einem Atom die Beschaffenheiten der neben ihm sich befindenden erkennbar sind, ist eine Vorstellung von denselben, welche seiner Vorstellkraft und seinem Triebe Schranken setzt; und nach

tieſer Vorſtellung von den coexiſtirenden richtet ſich ſeine Kraftäußerung. So iſt in jedem Atom ein Bild der übrigen, wodurch ſeine Kraft und ſein Streben beſtimmt iſt. Alſo wirken die Atomen in einander vermittelſt dieſes geiſtigen ideellen Einfluſſes, und es iſt unter denſelben eine harmoniſche Verknüpfung. Alles dieſes iſt nach Leibnitzens Meinung; ſeine Gegner aber behaupten, die Ausdehnung ſey keine Erſcheinung, ſondern Realität; eine Subſtanz müſſe nothwendig ausgedehnt ſeyn. Gleichergeſtalt ſeyen Zeit, Ort, Bewegung, reelle Dinge in dieſer Welt; außer den Seelen der Vernünftigen, und den zu dieſer Gattung gehörigen ſey Nichts in der Welt unausgedehnt; die Elemente materieller Dinge ſeyen materiell.

Nunmehr komme ich zu der Unterſuchung des Kommerzes zwiſchen Seele und Körper, worauf alle meine bisherigen Erläuterungen hinzielten. Ich werde Ihnen hier nichts Neues eröffnen, dieß weiß ich ſelbſt; was ich ſage, iſt Ihnen, mein liebſter Mitforſcher! ſattſam bekannt; Ihr Verſtand läßt nichts unergründet. Allein ich merke bald, wie ſich in dieſer Materie Ihre Gedanken von den meinigen entfernten; ich entſchloß mich daher, die erſten Elemente und Grundprinzipien jetzt lichtvoll aufzuſtellen, um die Urquelle unſers Streites zu entdecken. Und haben wir den

wahren Entzweiungspunkt aufgedeckt, so stimmen wir sicherlich zusammen; denken und reden einerlei.

Aller Welt ist offenbar und bekannt, daß die Vorstellungen und Strebungen der Seele mit den Bewegungen des ihr beigesellten Körpers, und die Bewegungen ihres Körpers mit den Vorstellungen der Seele harmoniren; dieß kann weder bezweifelt, noch bestritten werden. Aber jeder wissensbegierige wird hier fragen: Entsteh'n die Vorstellungen der Seele aus vorherigen der Denkkraft der Seele selbsteigenen, oder aus den Kräften des Körpers und der Sinnenwerkzeuge; ferner, entstehen die Bewegungen aus einer thätigen Bewegsamkeit des Körpers, oder bringt die Seelenkraft dieselben hervor? Hier theilen sich nun die Philosophen zu den drei angezogenen Partheien.

Die Parthei des physischen Einflusses behauptet: Die Strebungen der Seele bringen Bewegungen im Körper hervor, und die Bewegungen des Körpers erwecken sinnliche Vorstellungen in der Seele; dieß ist die Meinung des Aristoteles und seiner Vertheidiger. Allein da die Bewegung nach ihrer Meinung keine Erscheinung, sondern eine Realität ist, so sind Bewegungen und Vorstellungen himmelweit aus einander; denn die Bewegung ist ein Accidenz der Materie, und die Vorstellung ein Accidenz des Geistigen: also Prädikate von Subjecten, die sich

schnurstracks entgegensteh'n. Dieses System läßt also eine unüberwindliche Schwierigkeit zurück, wie nämlich von zwei Dingen ganz disparater Beschaffenheiten, das eine Grund und das andere Gegründetes, das eine Ursache und das andere Wirkung werden könne; und nichts anders ist ja ihre Behauptung, als, daß die Bewegung eine Wirkung der Idee, und die Idee oder die geistige Thätigkeit eine Wirkung der Bewegung sey. Da nun nach den wesentlichen Erfordernissen von Grund und Gegründetem, aus dem Grunde das Gegründete ein für allemal ermessen und erkannt werden muß; wer möchte mir wohl etwas Wunderbares, wer mir etwas Seltsameres aufweisen, als, daß man sich aus einer Bewegung eine Vorstellung, und aus einer Vorstellung eine Bewegung begreiflich machen solle?

Die Parthei der gelegenheitlichen Ursache ist die des Des Cartes; diese behauptet, unter allem Vorhandenen sey nichts thätig, als das unendliche Wesen; alles Erschaffene verhalte sich nur leidend, habe nur Anlage, Einwirkungen zu empfangen, aber keine wirkende Kraft. Diese Meinung scheint ganz ungegründet; denn eine blosse Anlage kann kein reales Daseyn haben; denn sie ist für sich nichts Wirkliches, sie läßt sich nur von einem wirklichen Subjecte aussagen, wenn man sich eine Veränderung und ein Leiden in demselben als

möglich vorstellt. Das wirkliche Subject aber an sich selbst ist kein bloß leidendes Wesen, sondern eine Kraft und ein Streben zu wirken, oder welches einerlei ist: Eine thätige Kraft ist vorhanden, ist während ihres Vorhandenseyns unablässig wirksam, und nie in Ruhe; denn wäre sie in Ruhe, so bliebe ihr nichts als eine Möglichkeit zu wirken, und eine alleinige Möglichkeit kann kein objectives Daseyn haben. Hätte nun das unendliche Wesen allen Kreaturen keine unaufhörlich wirkende Kräfte mitgetheilt, so könnten sie auf keine Weise wirklich vorhanden seyn. Also müssen alle Substanzen thätig, alle veränderliche Substanzen thätig und leidend zugleich seyn.

Die angeführten Influxisten stürzen sich noch in ein anderes Labyrinth; wir erfahren nämlich, daß die Bewegung gewissen allgemeinen Gesetzen unterworfen ist, die sie nie bei allen Ereignissen der Berührung des Stossens und Anziehens verletzt oder übertritt; sie beobachtet bei allen diesen gewisse allgemeine Gesetze, die der Schöpfer der ganzen Schöpfung in unverrückter Festigkeit vorgezeichnet, wodurch dieses Weltall in einem Zusammenhange von Schönheit und Vollkommenheit prangt. Die allgemeinsten Gesetze sind diese:

a) Daß die Wirksamkeit des wirkenden Theils in das leidende, der Wirksamkeit des leidenden in das wirkende gleich sey.

b) Daß die Größe der Zurückwirkung immer die nämliche bleibe. So, wenn ein Körper nordwärts stößt, so richtet sich nach dem Stosse die Geschwindigkeit seiner Voranrückung nach Süden, und seiner Zurückweichung nach Norden, nach dem Maaße der Geschwindigkeit der Bewegung des Gestossenen.

c) Wenn ich die Massen bewegender Körper mit dem Grade ihrer Geschwindigkeit verdöpple, und das Produkt durch die Zeit theile; so zeigt mir das Resultat die lebendige Kraft derselben an, die sowohl vor, als nach dem Stosse immerdar dieselbe bleibt.

Wird nun eine Bewegung in dem Körper vermittelst des Begehrungsvermögens erneuert, so würden alle diese Gesetze gestört; Wirkung wäre hier ohne Gegenwirkung; Bewegung entstünde einer Seits, die in keiner Bewegung von der Gegenseite gegründet; die Stärke der lebendigen Kraft würde vergrössert. Die Natur aber ist gleichförmig in ihren Gesetzen; nirgend Abweichung von den Allgemeingesetzen, welche die Schöpfung zu einem Ausbund von Zierde und Vollkommenheit machen; eine Abweichung vom Allgemeinen ist keine natürliche, sondern eine übernatürliche Wirkung.

Diese Erfordernisse und Gesetze, werden Sie einwenden, gelten nur bei physischen Bewegungen; die

willkührliche Bewegung aber beobachte diese Gesetze nicht, und es sey keine Unmöglichkeit, daß sie andern, von den physischen weit verschiedenen Vorschriften folge; zumal, da ich ihre gleiche Unterwürfigkeit aus anderweitigen Gründen nicht erweisen kann. Dieses, mein liebster Wahrheitsfreund! wollten Sie mir antworten! Dieß will mich aber nicht befriedigen. Ich habe schon längst angemerkt, daß es dem Verfahren der Natur ganz zuwiderlaufe, ihre Allgemeingesetze zu verlassen; und gesetzt auch, der Zuwachs der lebendigen Kraft sey, wie Sie vorgaben, eine Folge der Begierde, und in der Begierde oder Bestrebung allein sey der Grund der Bewegung anzutreffen; so müßte auch nach dem Winke derselben alles vollzogen werden; nichts müßte ihr Hindernisse entgegen stellen, die Bewegkraft mehr oder weniger, so viel wie nöthig, zu verstärken, und gleichwohl bemerken wir, daß der Mensch öfters etwas zu thun verlangt, und darunter erliegt, nicht vermag, seinen der Begierde und Strebung sonst gehorsamen Körper zu bewegen. Dieses aber könnte nicht der Fall seyn, wofern die Vermehrung der Kraft allein der Wirksamkeit seiner Begehrungskraft zuzuschreiben wenn der Grund der freien Bewegung nur in dem Willen und in der Begierde zu finden wäre.

Der Grund der freien Bewegsamkeit, werden Sie erwiedern, liege nicht in dem Willen und in

der Begierde allein, sondern zugleich in der Stärke oder Schwäche der Vorstellung; und gleich wie es nicht in der Macht des Menschen stehe, nach Willkühr der Idee mehr oder minder Energie zu ertheilen; so sey es nicht in seiner Gewalt, die Beweglichkeit nach Belieben zu verstärken; weil die Stärke der Bewegung gleichen Schritt mit der Stärke der Vorstellung halte; daher habe auch öfters die Bewegung, wenn die Begierde zu handeln heftiger ist, als die Vorstellung, keine verhältnißmässige Stärke mit der Begierde. Allein dieß alles kann der Sache nicht aushelfen, indem in Ansehung der Stärke und Schwäche zwischen Vorstellung und Bewegung keine Vergleichung, kein Verhältniß anzubringen ist, was uns zu behaupten berechtigte, die Stärke Idee A erzeuge eine grössere Kraft B; denn Verhältniß und Vergleichung läßt sich nur unter Dingen ähnlicher, nicht aber unter Dingen disparater Beschaffenheiten denken.

Es ist wahr, Sie, mein theuerster Wahrheitsforscher! halten die Bewegung für keine Realität; dieß haben Sie mir auch in Ihrem Schreiben zu versteh'n gegeben. Sie sind mit der Leibnitzischen Parthei einstimmig, daß die Bewegung eine Erzeugniß aus den Kräften der Atomen sey; einstimmig, daß diese Kräfte zu den Denkkräften gezählt werden können, und nur von einem niedrigern Grade seyen,

als jene. Sie finden also darinnen nichts Ausserordentliches, daß ein Atom den andern rühre, und in ihm Gedanken hervorbringe, die seine ursprüngliche Denkkraft verändern; nichts Ausserordentliches, daß hieraus in den materiellen Wesen die örtliche Bewegung resultire; falls dieses mehreren Substanzen widerfährt. Durch dieses System entkommen Sie glücklich allen Schwierigkeiten, die ich erwähnet habe.

Dieses sind nur Bruchstücke Ihres Gedankensystems; nur Weniges ließen Sie mich von Ihrer Erklärungsart über das Band zwischen Seele und Körper vernehmen. Die Sache wird also noch einer Auseinandersetzung bedürfen.

Ich glaube, Liebster! daß Sie mir auch dieses eingesteh'n, daß eine Bewegung nie eine Geburt der Vorstellung sey, sondern immerhin eine Erscheinung der Seele aus einer sich ihr darstellenden Masse vereinigter Substanzen, worinn sich, wie wir vorhin geseh'n, die Verhältnisse der Lage verändern. Nicht minder zuversichtlich ist, daß die Kräfte der Atomen mit zu den seelenartigen Kräften, und ihr Bestreben zu wirken zu den willkührlichen Begehrnissen gehören, wie Sie, mein Freund! in Ihrem letzten Briefe selbst wohl bemerkten. Unterdessen ist diese ursprüngliche Thätigkeit kein wirksames Annähern oder Entfernen des Ortes; denn der Ort und alle ihm zugehörigen Bestimmungen, dergleichen die Nähe und

Entfernung sind, sind Erscheinungen der Seele. Da Sie aber eine gewisse Neigung und Abneigung, als Realität in ihrer Thätigkeit gegründet, annehmen; wir wollen Sie hieraus die Nähe oder Entfernung, als Erscheinung, als Veränderungen des scheinbaren Ortes erfolgen lassen. Auch weiß ich, Geliebtester! das Mindeste noch nicht von Ihren sinnreichen Gedanken über den Ursprung und Erfolg der Erscheinung; imgleichen, wie nach Ihrer Meinung die ersten Elemente zusammenhangen, und ob sie alle, oder nur zum Theil Einflüsse auf einander haben, u. d. gl. m. Ohne dieses inne zu haben, sind die Systeme der Weltweisen nicht gehörig faßlich; läßt sich weder etwas annehmen, noch widerlegen.

Sie hielten es nicht für unmöglich, daß jede einzelne Substanz in die andre wirke, und in ihr Gedanken erwecke; zuerst aber müssen Sie festsetzen, ob Sie hiemit andeuten wollten, der Gegenstand A erwecke Gedanken in der Substanz B, oder die Vorstellung von A erwecke Gedanken in der Substanz B. Ist das Erste, so entgeh'n Sie den Einwürfen nicht, welchen der physikalische Einfluß ausgesetzt ist, indem nach demselben etwas aus dem Wirkenden heraus in das Leidende eindringen müßte. Ist aber das Letzte, so sind Sie Leibnitzen näher getreten; nur behauptet Leibnitz noch neben diesem, die Gedankenänderungen der

Substanz B rühre von ihrer substanziellen Kraft selbst her, die durch ihre Idee von der Substanz A beschränkt ist, und dieses ist der ideelle Einfluß, den ich oben berührt. So denn räumet Leibnitz Ihnen, mein Werthester! Ihre erwähnte Gedankenerzeugung willig ein; nur behauptet er, sie sey keine Erzeugung von dem Object, sondern von der Vorstellung des Objects, die in der sich vorbildenden Substanz, und in ihrer angebornen Thätigkeit ihren Grund hat, indem die substanziellen Kräfte sich zugleich mit den Vorstellungen, und die Vorstellungen sich zugleich mit den Objecten ändern; nicht aber durch physische Gemeinschaft, sondern kraft einer wechselseitigen Harmonie. Eben so spricht er von allen Einwirkungen der Vorstellungen in einander, wie ich im Vorhergehenden erkläret habe. Besonders behauptet er vom menschlichen Körper, daß dessen gesammte Elementartheile sich in ihrem Innern verändern, nach ihrer Vorstellungsart von dem Zustande der übrigen Substanzen in der Welt, und nach den Accidenzen der Seele, die unter den Monaden, gleich einem Monarchen unter seinem Volke thront. Auch die Seele ändert ihre ursprüngliche Kraft, je nachdem ihre Vorstellungen und ihre Stellung in der Welt, je nachdem die Accidenzen der Substanzen beschaffen, die ihr am nächsten sind, d. i die in sie nach vorheriger Erklärung unmittelbar wirken, und ihre Hülle aus-

machen, die ebenfalls nichts, als Erscheinung ist. Sie ist durch den höhern Grad ihrer Gewahrnehmung über die gesammten Grundtheile des Körpers erleuchtet; ihr Bewußtseyn von ihrem Selbst und den gesammten Theilen des Körpers in ungleich klärer und deutlicher, als aller übrigen; auch erkennt sie vermittelst der Körpertheile die übrigen Theile der Schöpfung; denn diese Theile sind so in einander gewunden und gekettet, daß man aus der Erkenntniß einiger Glieder die ganze Kette zu übersehen vermag; jedoch nicht ohne Gradation, nämlich Einiges klar und deutlich, Einiges aber nur dunkel und verworren, wie jedem bekannt. Die Theile des Körpers, wodurch die Seele von den übrigen Theilen der Schöpfung besonders klare Ideen überkommt, heißen Sinnenwerkzeuge. So innigst empfindet aber die Seele die Accidenzen ihres Körpers, daß ihre Empfindung von dessen Vollkommenheit, und Wohlseyn sie ergötzt, und dieses macht das sinnliche Vergnügen aus; ihre Empfindung von dessen Unvollkommenheit und Mißstimmung sie beunruhigt, und dieses macht den Schmerzen aus.

Diese Harmonie zwischen Seele und Körper mußte vom Schöpfer so gestimmt seyn, daß alle Bewegungen des Körpers den Vorstellungen und Begehrnissen der Seele, und so umgekehrt, correspondirten.

Denn die Bewegung iſt eine Erſcheinung der Verhältnißänderung unter den geſammten Elementartheilchen. Da aber eine Verknüpfung der Erſcheinungen in der Scheinwelt eben ſo getroffen werden mußte, als eine Verknüpfung reeler Weſen in der Sinnenwelt, und da ferner die Accidenzen der Grundtheile des Körpers mit den Accidenzen der Seele vergeſellſchaftet ſind; ſo muß auch die ſcheinbare Bewegung des Körpers in ununterbrochenem Zuſammenhange mit den Accidenzen der einen Monas, nämlich der Seele des Menſchen ſteh'n.

Es fließt alſo die ſcheinbare Bewegung aus nichts, als aus vorangegangener ſcheinbarer Bewegung, deren Grund in den Veränderungen der geſammten Elemente des Körpers befindlich iſt; dieſe Veränderungen ſind Wirkungen, die mit den übrigen Theilen der Schöpfung, ſonderlich wechſelſeitiger Weiſe mit der vernünftigen Seelenkraft übereinſtimmen; ſie ſind Wirkungen der Denkkräfte der Atomen, welche Kräfte durch vorherige Vorſtellungen ihre Beſtimmung erhielten. Alle Einwirkung iſt hier mithin ideell: Die Wirkungen der Denkkräfte des Körpers ſind ſo angeordnet, daß ſie mit den übrigen Subſtanzen in der Welt, und vornehmlich in einem höhern Grade mit den Vorſtellungen der Seele; die Veränderungen der Seele ſo angeordnet, daß ſie

mit den ſubſtanziellen Kräften des Körpers, nach ſeiner Lage und Verbindungsart mit den übrigen Subſtanzen in der Welt, harmoniren; eben dieß wollte der angeführte Weiſe ſagen, indem er behauptet: Zwiſchen Körper und Seele iſt nichts, als eine vorherbeſtimmte Harmonie.

Uebrigens merkte ich, daß Ew. Hochedelg. dieſes Syſtem verdächtig ſchien; Sie glaubten, es hebe die freien Handlungen auf, und führe zu einem ehemals verhängten Rathſchluſſe hin, und denn ließe ſich auch die belohnende und ſtrafende Gerechtigkeit nicht rechtfertigen.

Aber ich denke hierüber nicht ſo. Erlauben Sie mir nun, Ihnen meine Gedanken vorzulegen; und Sie, mein Liebſter! mögen leſen und urtheilen.

Ein freywählendes Weſen muß ſich ſelbſt, den Gegenſtand ſeiner Wahl und den dadurch erreichbaren Endzweck kennen; weil ihm denn dieſer Endzweck ein Gut dünkt, ſo erwacht von ſelbſt in ihm Begierde zu dieſem Gegenſtande. Entſtünden nun die Neigungen der Begehrniſſe nicht aus Erkenntniß einer Abſicht, nicht aus einem Gutdünken, ſo wäre wohl die Freiheit bloß erträumt. Allein daß der Begehrende etwas, was er nicht als ein Gut anſähe, wählen ſollte, ſtritte mit dem Weſen und den Grundbeſtimmungen des Willens; die Neigung ſeines Willens

wäre denn nur ein bloſſer Zufall und Ohngefähr, und keine freye Wahl; denn was iſt Zufall und Ohngefähr anders, als, was ohne zureichenden Grund aus dem Nichtſeyn in das Seyn einen Uebergang gehabt; das heißt, wobei keinem denkenden Weſen erklärlich, wie und warum es iſt, und was deſſen Nichtexiſtenz ausgeſchloſſen. Und könnte ein wählendes Subject ein Uebel, als Uebel wählen, ſo wäre Nichts in dem ganzen Grundſyſtem ſeiner Seele, woraus einem denkenden Weſen begreiflich werden könnte, warum es ſich vielmehr ſo, als anders beſtimmte. Der Grund ſeiner getroffenen Wahl, oder ſeine beſtimmende Urſache läßt ſich auch nicht außer ſeiner Seele ſetzen; weil er ſonſt auf ſeine Wahl Verzicht thun müßte, und genöthigt würde. Da nun auf dieſe Weiſe von ſeiner Beſtimmung kein Grund angeblich wäre, ſo müßten Sie ein blindes Ohngefähr gelten laſſen: alſo eine offenbare Ungereimtheit. Sie muß folglich in dem Willen ihren Grund haben; ein vorhergeſehenes Gut, eine Endurſache ſeine Vernunft zu dem Vorwurfe gereizt haben. Aber Wille und Begierde ſind keine verſchiedenartige Vermögen; in dem Willen iſt nur die Erkenntniß des Guten, eine vernünftige Vorſtellung; in der Begierde nichts, als eine ſinnliche Vorſtellung, die der geiſtigen nachgeſetzt iſt. Nicht ſelten widerſteht

der Wille der Begierde, wenn nämlich die vernünftige Vorstellung etwas anders erheischt, als die sinnliche; es scheint denn, als wähle der Mensch etwas, was er als böse ansehe. So meistert die Begierde über den Willen, der Mensch weiß und fühlt zugleich, daß er nicht wohl handelt, auch daß ihn nichts zu dieser Handlung nöthigt, und gleichwohl unterläßt er dieselbe nicht. Jeder Vernünftige aber sieht leicht ein, daß itzt nicht das Wollen des Bösen, als Böse seiner Wahl den Ausschlag gab; sondern, daß er sich verleiten ließ, der Begierde nachzugeben. Um die freie Wahl ists indessen gethan, wenn sich der Wille etwas zu thun, oder zu lassen einmal entschlossen hat; die Handlung, die alsdenn aus dieser getroffenen Wahl in dem Körper erfolgt, heißt auch nur in sofern frei, als sie ein Produkt des Willens ist; weil jede Handlung immer erfolgt oder unterbleibt, nachdem das Gemüth Begierde nach derselben, oder Abscheu wider dieselbe empfindet. Ob aber diese Handlung nur durch die Bewegkraft des Körpers verrichtet wird, oder ob auch die Seele den Körper in Bewegung zu setzen vermag, dieß wird gleichviel seyn, indem diese der Seele beigelegte Bewegfähigkeit eben so wenig auf Freiheit Anspruch machen könnte; denn diese findet nirgend, als in dem Entschlusse des Willens Statt. Genug nun für mich, daß keine Handlung je eher erfolgt,

als mit vorheriger Zuneigung und Wahl des Beſten, und in Anſehung dieſer wird ſie frei genannt; man mag ſie aus der Bewegkraft der geſammten ſubſtanziellen Theile des Körpers herſtammen laſſen: alſo ein Erfolg einer idealiſchen Kauſalität, oder man mag in der Seele neben der Denkkraft noch eine Kraft annehmen, die den Körper bewegt, ſo, daß ſich ſagen ließe, dieſe verurſache die Verrichtungen des Körpers durch phyſiſche Einwirkung; dieſes kann uns in Rückſicht der freien Thätigkeit ganz gleichgültig ſeyn.

Durch die Vorherbeſtimmung wäre wohl alsdenn die freie Wahl vereitelt geworden, wenn ſie ohne Hinſicht auf Billigung und Mißbilligung des Wählenden alles feſtgeſetzt hätte; ſo, wie auch wirklich einige deswegen die Selbſtbeſtimmung, als fruchtlos, als widerſinnig erklären, weil ſie vorgeben, daß alles ſchon unabänderlich beſtimmt ſey. Dieſen ſcheint alſo die Vorherbeſtimmung mit der Selbſtentſchließung unverträglich; als könnte kein freiwählendes Weſen nach ſeinem Gutachten handeln, wenn vorher beſtimmt war, daß es gerade auf dieſe Weiſe handeln werde. Aber meiner Meinung und Einſicht nach iſt dieß ein ſchaaler Gedanke, ein offenbarer Widerſinn. Die Vorherbeſtimmung verträgt ſich ganz wohl mit dem Selbſtentſchluſſe; ſie ſtellt dem Freiwählenden nach ſeinem

Gutbefinden zu handeln nichts in den Weg; weil die freywillige Thätigkeit nur in der Vorstellung des Endzwecks, und in nichts außerhalb derselben ihren Grund hat; weil die Vorherbestimmung nicht die Ursache des Wollens ist, und nichts in demselben ändert, sondern mit derselben nur allerseits übereinstimmt. Allerdings geht in dem Willen nichts vor, was nicht in der Vorherbestimmung entschieden: jedoch ist diese nicht der Grund des Wollens, sondern die Vorstellung und der Werth der Endursache; dieß allein gibt dem Wohlgefallen und Mißfallen, dem Begehren und Verabscheuen das Uebergewicht.

Was werden wir, höre ich einwenden, hiemit gewinnen? Es mag das Verhängniß der Grund des Wollens und der Wahl seyn, oder nicht; kann etwas in dem Willen vorgeh'n, was nicht vorher verhängt war? Die Handlungen des Wählenden sind also erzwungen, nicht frei, weil es ihm unmöglich ist, das Verhängniß zu vereiteln; wie kann nun eine Handlung nach Verdienst belohnet, oder nach Gebühr bestrafet werden?

Wir kommen da zu einer spekulativen Frage, mit der die Weltweisen sich von je her abgegeben; diese ist, Freiheit mit Vorhersehung zu vereinigen. Was die größten Männer auf Irrwege führte, war, so viel ich einzuseh'n vermag, nur Ver-

worrenheit der Begriffe von Nöthigung, Freiheit und Vergeltung. Ich habe mich allbereits hierüber erklärt, die freie Thätigkeit erläutert und gezeigt, daß die Vorherbestimmung ihr nicht zuwider sey; eine gleiche Bewandniß hat es mit der Vorherwissenheit.

Was die Vergeltung aber betrifft, so denke ich, eine rachgierige Strafe sey eine Chimäre; nie wird der Allerhöchste, gleich dem blutdürstigen Regenten Rache fordern; nie gleich diesem dem Böſewicht Böses erwiedern; eine zwecklose Vermehrung des Uebels kann aus seinem Richterthrone, kann aus seiner Gerechtigkeit der Welt nicht beschieden werden. Ists wohl gedenklich, daß dieser Richter durch Uebel dem Uebel, das dieser Thor durch seine Vergehung zur Welt gebracht, steuern werde? Strafe, Leiden, physisches Uebel sollte auf Sünde, unsittliche Gedanken, moralisches Uebel folgen? Fern von ihm!

Wahrlich! diese Denkart scheint mir die wahre Gottseligkeit und Andacht zu untergraben, und ist aller gesunden Vernunft äußerst zuwider, wiewohl sich so manche Philosophen bei dieser verwickelten Untersuchung über die Vergeltung in dergleichen Irrlehren verloren haben. Nach meiner Meinung ist die Strafe nur zur Besserung des Untugendhaf-

ten, um ihn zu züchtigen; das will sagen, weil die Untugend aus falschen Begriffen vom Guten und Bösen ihren Ursprung nimmt, so wird der Verstand durch die bemerkte Verknüpfung der Strafe mit der Sünde erinnert, daß er das Gute hindangesetzt und sich zum Bösen hingewandt hatte. Und dieß ist die Absicht der Strafe. Wahr ists, daß oftmals der Bösewicht leidet, damit andre sich an diesem Geahndeten spiegeln, und nicht gleich demselben ausarten; allein beide Absichten reichen sich einander die Hände, und es ist der göttlichen Regierung höchst angemessen, durch eine Wirkung tausend und tausend Absichten zu erzielen.

Ist der menschliche Richter zu ohnmächtig, um beides zu erreichen; muß er einen Ungehorsamen bestrafen, damit es andere vernehmen, und vor ihm zittern; so wird hingegen die Allmacht, der allgerechte Richter, nicht so wie dieser das Wohl eines Einzigen unrechtmäßig dem allgemeinen Wohl aufopfern. Aus dem Reiche Gottes ist Ungerechtigkeit hinweggebannt; er verfährt wandellos gegen jeden Erdensohn, bestrafet nie einen Bösewicht, ohne zum Heil des Lasterhaften minder, als zum Heil des Ganzen beizutragen. Sähe der Missethäter die Folge seiner Strafe, und die wahre Seligkeit, die ihm durch dieselbe zu Theil wird, in ihrem gehöri-

gen Lichte ein; sicherlich! er würde zur allgerechten Gottheit um Züchtigung hinfleh'n; weil dieses Leiden ihn aus seiner Seelenkrankheit rettet, eine Binde um seine Wunde ist, und ohne welches die Seele unmöglich anders, als auf eine außerordentliche und übernatürliche Weise geheilt werden kann. Diesemnach stiftet keineswegs die Gerechtigkeit Uebel in der Welt, sondern Vollkommenheit für jedes Individuum und für das Ganze. Grundlos sind mithin die Klagen wider den Höchsten über Vergehungen und über die Geißel, die ihnen folgen; denn die Strafe sollte, wie gesagt, keine genommene Rache, sondern vielmehr Labsal und Arzney für den Missethäter seyn.

Widersacher, glauben Sie, könnten etwa noch entgegen murren: »Warum mußte dieser hier freveln, und denn zur Genesung Quaal erdulden, und jener konnte tugendhaft dahin leben?« Hat dieses nicht auch wirklich in dem Busen des Erhabensten, des Allerheiligsten den Anschein eines Unfugs? Warum ließ er nicht durchgeh'uds alle Menschen tugendhaft seyn, so brauchte er dem Gottlosen keine Strafe vorzubehalten?

Sieh'! wir gingen aus, Freiheit, Vorherbestimmung und Vorhersehung zu erörtern, und kamen unvermerkt hin — zu einer ganz andern Frage, und diese ist: warum mußten un-

gleiche Stände und Abstuffungen bei den Geschöpfen seyn? Warum fordert man aber für die ganze Menschheit durchaus Tugend; warum nicht lieber statt der Steine lebendige Geschöpfe? Oder lieber statt der Menschen höhere Geister? Ich halte es für überflüßig, hierüber noch viele Worte zu verschwenden, indem diese Fragen augenscheinlich auf Ungereimtheiten hinauslaufen, und die Antwort, daß eine Welt ohne Stuffen- und Klassenordnung nicht möglich, jedem Anfänger zur Genüge bekannt ist.

Digitized by Google

Salomo's
Hohes Lied

für die

jüdischdeutsche Nation

übersezt

und mit einigen erläuterden Anmerkungen

versehn

von

Moses Mendelssohn;

und

die hebräischen Lettern in deutsche übertragen

von

Israel Abraham Brakel.

Wörtlich nach der Original-Auflage.

Ofen, 1821.

In der Paul Burian'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Vorrede.

Was aus dem Kopfe und der Feder eines Moſes Mendelsſohns gekommen iſt, bedarf nur, der Anzeige, daß es da iſt, um ſo fort die Aufmerkſamkeit des Publikums zu gewinnen. Denn nicht nur die eigenen Geiſtes-Produkte dieſes großen jüdiſchen Gelehrten, tragen überall und ſo ganz das Gepräge des Selbſt- und Tiefgedachten an ſich, ſondern auch ſelbſt ſeine Ueberſetzungen geben hievon den vollgültigſten Beweis, und daß er ein nicht minder gründlicher Schriftforſcher, als ſcharfſinniger Philoſoph ſey. — Welcher Kenner und Verehrer der Bibel, ſchätzt nicht ſeine Pſalmenüberſetzung, und ſeine von ihm überſetzten Bücher Moſe's! Von dieſen letztern erſchien das erſte Buch ſchon 1780 in einer deutſchen Ueberſetzung, nur mit dem Unterſchied, daß der ge-

lehrte Mann die Psalmen in der deutschen Sprache mit deutschen Buchstaben, selbst herausgegeben hat; die Schriften Mose's aber, die zunächst für die jüdischdeutsche Nation bestimmt waren, in der Uebersetzung mit hebräischen Lettern sind gedruckt worden. Ein junger Literator der jüdischen Nation machte die Uebersetzung durch Uebertragung der hebräischen Buchstaben in deutsche den eigentlichen Deutschen lesbar.

Mit der gegenwärtigen deutschen Uebersetzung des sogenannten hohen Liedes, hat es einige ähnliche Bewandniß. Der verstorbene Moses Mendelssohn hate es eben auch nur, wie die Bücher Mose's, zum Gebrauch für die jüdische Nation übersetzt, und Ahron Wolf und Joel Bril ließen diese Uebersetzung in hebräischen Lettern abdrucken, wie aus ihrer Uebersetzung vorgesetzten Vorrede erhellt. Die Uebersetzung führt den hebräischen Titel, welcher auf Deutsch folgendergestalt lautet: (Das hohe Lied in's deutsche übersetzt von dem sel. Herrn Moses Mendelssohn. Diesem ist beygefügt eine Erklärung der hebräischen Wörter, von Ahron Wolf und Joel Bril, Mitglieder der jüdischen Literaturfreunde. Berlin, gedruckt in der Freischule 5548.) 33 Blätter 8. und 4 1/2 Blätter Vorrede. Die eine Seite enthält den hebräischen Text, und die andere die Uebersetzung davon.

Die Uebertragung der hebräischen Buchstaben in deutsche, ist von einem jungen jüdischen Theologen Namens Brakel in Braunschweig, der sich vorzüglich auch der deutschen Literatur befleißiget. Dieser sowohl als Endes Unterzeichneter, haben mit möglichster Sorgfalt dahin geseh'n, daß die Schreibart richtig, die Mendelssohnsche Uebersetzung wörtlich beibehalten, und der Sinn genau nach der Grundsprache ist dargestellt worden. Der deutsche Bibelfreund wird uns dieserwegen, hoffentlich, nichts vorzuwerfen haben. Zu mehrerer Verständlichkeit des Liedes, haben wir auch einige erläuternde Anmerkungen aufgenommen, und dem Texte untergesetzt. Kritische Anmerkungen, sind gänzlich weg geblieben, weil diese Uebersetzung nicht so wohl für den gelehrten, als für den ungelehrten Bibelleser bestimmt ist. Nur kann ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, daß wir ein Paar mal von der mit hebräischen Lettern gedruckten Uebersetzung etwas abgewichen sind, weil uns einige kleine Unrichtigkeiten darinn aufstießen. Z. B. Kap. 6. v. 9: steht in der Uebersetzung, Königin und Neben-Frau, und nach dem Grundtexte muß es Königinnen und Neben-Frauen heißen, weil der Pluralis Melachoth uphilagschim gelesen wird. Doch ist dies nur eine Kleinigkeit, und wir wollen hierin nicht das geringste anders suchen, als nur die Leser überzeugen, daß wir mit der größ-

vollständigen Zusammenhang darinn finden. Ja, Mendelssohn hat noch mehr gethan, er hat eine poetische Uebersetzung davon geliefert. Ueberzeugt, daß diese Uebersetzung einen nicht geringen Nutzen stiften würde, haben wir sie für unsere Nation in hebräischen Lettern zum Drucke befördert. Da nun viele der Meinung sind, daß das hohe Lied nur Ein ganzes, auf Einen Gegenstand abzweckendes Lied ausmache, und daher die Dunkelheit entstand, daß man keinen Zusammenhang darinn finden konnte; so haben wir uns zu besserer Verständlichkeit besonderer Zeichen bedient, als des langen Striches ——— und der zwey Sternchen * *, welche andeuten sollen, wo ein Stück zu Ende ist und ein anders anfängt. Denn das Ganze ist ein Wettgesang, wo die Schäferinn mit dem Schäfer abwechselt. Wo ein Gedicht anfängt, da ist der lange ——— angebracht; wo aber das Gedicht selbst noch in Theile zerfällt, da steh'n die zwey * *. Nach dieser Abtheilung des Liedes, wird der Leser in den Stand gesetzt werden, einen sehr natürlichen Zusammenhang darinn zu finden. Die Absicht des verewigten Verfassers, ist also nur gewesen, den leichtesten und dem hebräischen Texte entsprechenden Sinn des Gedichtes, seiner Nation vor Augen zu legen.

Berlin,
im Monat Adar scheni 5548.

Ahron Wolf. Joel Bril.

Kap. 1.

1. Lied der Lieder Salomo's.

2. Er küsse mich
Küsse seines Mundes:
Deine Liebe ist köstlicher als Wein.

3. Wie lieblich duften deine Salben!
Dein Name, wie Balsam ausgeschüttet!
Darum lieben Mädchen dich.

4. Zeuch mich dir nach!
O laß uns eilen!
Der König führt in seine Zimmer mich!
So froh und freudig sind wir dein!
Gedenken deiner Liebe,
Lieblicher als Wein,
Wohlgesinnte lieben dich!

5. Schwarz bin ich, doch niedlich,
Töchter Jerusalem's!
Wie die Hütten Kedar's, *)
wie Salomo's Teppiche.

6. Schauet mich nicht an,
daß ich so schwärzlich bin;
Mich hat die Sonne so verbrannt.
Meiner Mutter Söhne zürnten mit mir:
sezten mich zur Weinberg Hüterinn,
und meinen Weinberg,
meinen — hab ich nicht gehütet.

---

7. O sage mir,
den meine Seele liebt:
Wo weidest du?
Wo ruhest du am Mittag?
Was soll ich schmachten hin und her,
bei den Heerden deiner Gesellen?

8. Weißt du das nicht?
O du der Frauen schönste!
So folge nur der Schaafe Tritt,

---

*) Kedar werden die Araber genennt, die beständig in Zelten wohnen, und diese mit sich führen, so oft sie ihren Wohnsitz verändern. Sie werden auch Nomaden genennt.

und weide deine Zieglein nur,
bei der Hirten Zelten.

---

9. Mit Roß an Pfaraho's Pracht-Gespann
vergleich ich dich, mein Liebchen!

10. Schön sind in Kettlein deine Wangen,
dein Hals in Schnüren schön!

11. Goldne Spangen machen wir für dich,
gesprenkt mit Silber-Pünktchen.

* *

12. Bis in des Königs Hof-Gepränge,
gab meine Narde ihren Duft.

13. Mein Freund ist mir ein Mürren-Büschel, *)
hangend zwischen meinen Brüsten;

14. Mein Freund ist mir ein Balsam-Knöspchen,
aus den Gärten Engedi. **)

---

*) In den damaligen Zeiten, und den dortigen Gegenden hatten die Frauenzimmer die Gewohnheit, sich mit einem Gewürzstrauß zu schmücken, anstatt daß unsere Mädchen einen Blumenstrauß vor ihrem Busen tragen. Dieses ist auch hier mit dem Mürrenbüschel gemeint.

**) Engedi ist ein Ort, wo viele Palmbäume steh'n.

15. Schön bist du, meine Schäferinn!
Schön bist du!
Deine Augen, Täubchen!!

16. »Schön bist du mein Lieber!
»Wie hold bist du!
Unser Bett ist frisches Grün,

17. Zedern unseres Hauses Balken,
Zypressen unsre Latten.

Kap. 2.

1. Ich bin die Lilie Scharon's, (Saron's)
die Ros' im Blumen-Thal:

2. Wie die Rose unter Dornen,
so unter Mädchen meine Schäferinn,

3. »Wie unter wildem Gehölze ein Apfelbaum,
»so unter Jünglingen, mein Lieber!
Mir behagt's in seinem Schatten;
da sitz' ich nieder,
und süß ist meinem Gaumen seine Frucht.

4. Ins Weinhaus bracht er mich,
und sein Panier ist über mich, die Liebe.

5. O stärkt mich mit Rebensaft!
Labt mich mit Aepfel-Most!
Denn ich bin liebekrank.

6. Unter meinem Haupte seine Linke,
seine Rechte umfaßt mich.

7. Bei den Rehen,
bei den Hinden dieser Flur,
beschwör ich euch, *)
Töchter Jerusalem's!
Weckt sie nicht,
regt die Liebe nicht,
bis es ihr gefällt!

---

8. Stimme meines Lieben!
Ach sieh'! er kommt!
Ueber Berge springend,
über Hügel hüpfend.

9. Einem Reh' ist mein Lieber,
einem jungen Hirschchen gleich.

* *

Da steht er schon
hinter unsrer Wand!

---

*) Anmerk. Der Eid geschieht bey den Feldthieren, weil dieß Gedicht auf einen Schäfer und eine Schäferin abzweckt, die die mehrste Zeit auf den Feldern zubringen.

Schauet durchs Gelender,
blinkt durchs Gitter:

10. Er ruft, mein Lieber;
spricht zu mir:
Auf, meine Schäferin!
Meine Schöne, auf!
Ach komme!

11. Der Winter ist über,
der Regen weg, und dahin!

12. Blumen schauet man am Boden;
die Zeit der Lieder ist da!
Der Turteltaube Stimme
hört man auf der Flur;

13. Der Feigenbaum würzt seine Früchtlein;
des Weinstocks junge Träubchen
verbreiten Wohlgeruch.
Auf, meine Schäferin!
Meine Schöne, auf!
und komme!

14. Mein Täubchen! dort im Felsenritze,
dort in der Kluft der Steige
laß mich sehn dein Angesicht!
Laß mich hören deine Stimme!
Süß ist deine Stimme,
schön dein Angesicht!

15. Fahet uns die Füchse,
fahet die kleinen Füchse,
die Weinbergs-Verderber!
Unser Weinberg knospt.

---

16. Mein Freund ist mein,
und ich bin sein,
der unter Rosen weidet.

17. Bis der Tag sich kühlt,
bis die Schatten weichen,
Kehr um, o Lieber!
gleich dem muntern Rehe,
gleich dem jungen Hirschchen,
über Scheideberge!

Kap. 3.

1. Nachts auf meiner Lagerstätte
sucht' ich, den meine Seele liebt.
Ich suchte, fand ihn nicht.

2. Wohlan! so will ich aufstehn,
umher gehn in der Stadt,

in den Straßen,
in den Gassen
suchen, den meine Seele liebt.
Ich suchte, fand ihn nicht.

* *

3. Es fanden mich die Wächter,
die in der Stadt umgehn.
»Habt ihr ihn gesehn, den meine Seele liebt?«

4. Kaum bin ich weg von ihnen,
da find' ich ihn,
den meine Seele liebt.
Ich halt' ihn, laß ihn nicht,
bis ich ihn bringe,
in meiner Mutter Haus,
in meiner Gebährerinn Zimmer.

5. Euch beschwöre ich,
Jerusalem's Töchter;
bei den Rehen,
bei den Hinden dieser Flur,
weckt sie nicht,
regt die Liebe nicht,
bis es ihr gefällt!

---

6. Wer ist, die aus der Wüsten
dort steiget empor?

Wie Säulengrader Rauch empor?
Wohlgeruch von Mürren und Weihrauch,
duftender als Krämer-Würze.

* *

7. Sehet sein, des Salomo sein Bett!*)
Sechzig Starke stehen umher
aus den Starken Israel's.

8. Alle, Hand am Schwerdt,
alle Krieges gelehrt!
Jeder an der Hüfte sein Schwerdt,
vor mitternächtlich Grauen.

9. König Salomo ließ sich ein Prachtbett machen,
aus Libanons Gehölze;

10. Die Säulen macht er silbern,
den Himmel von Gold,
den Sitz von Purpur:
die Mitte gepolstert mit Liebe
zu den Töchtern Jerusalem's.

* *

11. Geht hin, ihr Töchter Zion's!
Schauet Salomo, den König

*) Anmerk. Hier bin ich von der Uebersetzung etwas abgewichen, welche hat: Sehet Salomo sein Bett. H.

in der Krone, *)
womit am Tage seiner Hochzeit,
am Tage seiner Herzensfreude,
ihn seine Mutter krönte.

Kap. 4.

1. Schön bist du, meine Schäferin!
Schön bist du!
Deine Augen Täubchen, **)
zwischen deinen Locken;
Dein Haar, wie Gemsen-Heerde,
hangend von dem Berge Gilod;

2. Deine Zähne, wie Lämmer-Heerde,
in Reihen wohlgeordnet,
aus der Schwemme steigend:

---

*) Anmerk. Hier wird nicht auf die königliche Krone, sondern auf einen Blumenkranz gezielt, der der Liebe geweiht war.

**) Anmerk. Hier wird unter Täubchen zärtlich und unschuldig verstanden.

Alle Zwillinge trächtig,
keines derselben fehlt;

3. Wie Rosen-Faden deine Lippen,
Die Sprachgliedmaßen lieblich;
Wie am Granat der Ritz,
so deine Wangen am Locken-Haar;

4. Dein Hals, wie David's Thurm,
gebauet zur Waffen-Burg: *)
Tausend Schilde hängen dran,
aller Helden Schilde;

5. Deiner Brüste Paar,
ein junges Rehe Paar,
Zwillinge einer Mutter
weidend unter Rosen.

* *

6. »Bis der Tag sich kühlt,
»bis die Schatten weichen,
»will ich zum Mürren-Berge,
»zum Weihrauch-Hügel gehn.

* *

*) Anmerk. Ist so viel als Zeughaus oder Arsenal. H.

7. Ganz bist du schön,
o meine Schäferin!
Kein Fehler ist an dir!

8. Mit mir, vom Libanon
komm, meine Braut!
Mit mir, vom Libanon;
Schau von der Höhe Amana,
von Schenir und Hermon weit umher; *)
von der Löwen Wohnung,
vom Leoparden Gebirge.

* *

9. Du raubst mein Herz,
o Schwester, liebe Braut!
Du raubst mein Herz
mit deiner Blicke einem,
mit deiner Schnüre am Halse einer.

10. Wie hold ist deine Liebe,
Schwester, liebe Braut!
Wie süßer deine Liebe als Wein!
Deiner Salben Duft,
als alle Würze!

---

*) Von diesen Bergen ist eine reizende Aussicht, von wo man eine Blumen- und Pflanzenreiche Flur, auch schöne Quellen sieht.

11. Honig trieft von deinen Lippen, Braut!
Unter deiner Zunge, Milch und Honig;
Und deine Kleider duften,
wie Libanon duftet.

12. Mein wohlverwahrter Garten
bist du, Schwester Braut!
Verschloßner Quell bist du,
Brunnen Siegelbewahrt.

13. Deine Gewächse ein Paradies,
von Granaten, mit köstlicher Frucht;
Mit Zipern und Narden.

14. Nardus und Krokus,
Kanna und Zinamom, *)
Weihrauch-Stauden allerlei;
Aloe und Mürren,
und alle edle Würze;

15. Wie Garten-Bruunen,
Quell lebendiges Wassers,
die rieſle von Libanon. —

16. Auf, Nordwind!
Südwind komme!

---

*) Anmerk. Unter Krokus wird Safran verstanden; unter Kanna Gewürzrohr, und unter Zinamom Zimmt oder Kanehl.

Durchwehe meinen Garten,
daß ſeine Würze fließen:

* *

So gehe denn mein Freund
in ſeinen Garten,
und eſſe ſeine köſtliche Frucht.

* *

Kap. 5.

1. Ich kam in meinen Garten,
Schweſter, liebe Braut!
Und brach von meinen Mürren,
von meinen Würzen ab:
Ich aß von meinem Seime, *)
ſamt meinem Honig,
und trank von meinem Weine,
ſamt meiner Milch. —
Eßt, meine Geliebten;
Trinkt ihr, meine Freunde,
und werdet berauſcht.

---

*) Anmerk. Seim iſt Honigſeim.

2. Ich schlafe,
allein es wacht mein Herz:
Stimme meines Lieben!
Er klopft an!
»Thu mir auf, Schwester!
»Meine Schäferin!
»Mein Täubchen, meine Fromme!
»Mir ist das Haupt voll Thaues,
»Nachts-Tropfen voll die Locken.

3. Mein Kleid ist ausgezogen,
wie soll ich's wieder anziehen?
Meine Füße rein gewaschen,
soll ich sie wieder besudeln?

4. Mein Lieber streckte
durch's Gitter seine Hand;
Mein Herz schlug mitleidsvoll.

5. Da stand ich auf,
dem Lieben aufzuthun;
Meine Hände trofen Mürre, *)
nasse Mürre meine Finger,
über die Riegel am Schloß:

6. Ich that ihm auf, dem Lieben:
Mein Lieber war entwichen, war hin:

---

*) Anmerk. Weil die Mürre auch flüßig gemacht werden kann.

Entgangen war mir meine Seele,
als er ſo zu mir ſprach.
Nun ſuchte ich ihn,
Und fand ihn nicht.
Ich rief ihm zu,
keine Antwort kam zurück.

7. Mich fanden die Hüter,
die in der Stadt umgehn,
die ſchlugen mich,
verwundeten mich; *)
Meinen Schleier nahmen
die Hüter auf den Mauern.

8. Ich beſchwöre euch,
Töchter Jeruſalem's!
Wenn ihr meinen Lieben findet,
ach! was werdet ihr ihm ſagen?
Daß ich krank vor Liebe bin!

* *

9. »Was iſt dein Freund vor andern Freunden?
»o du der Frauen ſchönſte!
»Was iſt dein Freund vor andern Freunden,
»daß du uns ſo beſchwörſt?

---

*) Anmerk. Die Wächter hielten ſie vielleicht für Wahnſinnig; oder für eine feile Frauensperſon.

10. Mein Freund ist weiß und roth,
vor vielen Tausenden erkohren;

11. Sein Haupt *) das feinste Gold,
sein Locken kraus und wallend,
wie Raben schwarz;

12. Seine Augen wie die Täubchen,
an Wasser-Quellen:
in Milch gebadet,
stehen in der Fülle;

13. Seine Wangen Würzbeetlein,
Spezereien-Kästchen;
Seine Lippen sind wie Rosen,
triefen flüßende Mürre;

14. Seine Hände goldene Walzen,
besetzt mit Türkissen;
Sein Leib wie reiner Elfenbein,
geschmückt mit Saphiren;

15. Seine Schenkel Marmorsäulen,
auf goldnen Füßen fest;
Sein Ansehen, wie der Libanon,
wie Zedern auserlesen;

16. Sein Gaumen Süßigkeiten
Ganz Er, Lieblichkeiten.

---

*) Anmerk. Sein Haupt. Hier wird eigentlich auf den Turban gezielt.

So ist mein Lieber,
so ist mein Freund,
Töchter Jerusalems!

* *

Kap. 6.

1. »Wo gieng er hin, dein Lieber?
»O du der Frauen schönste!
»Wo wandte sich dein Lieber hin?
»Wir suchen ihn mit dir!

2. Mein Lieber gieng hinab in seinem Garten,
zu seinen Würzbeetlein,
Weidet in dem Garten sich,
und sammelt Rosen ein:

3. Mein Freund, ich bin seyn;
Mein Freund, er ist mein,
der sich unter Rosen weidet!

* *

4. Schön bist du Schäferin!
Wie Thirza *) schön,

lieblich, wie Jerusalem,
furchtbar, wie ein Kriegsheer.

5. Wende deine Augen
weg von mir:
Sie überwältigen mich.
Dein Haar, wie Gemsenheerde,
herab von Gilod hangend;

6. Deine Zähne, wie Lämmer-Heerde,
aufsteigend aus der Schwemme,
alle Zwillinge trächtig;
keines derselben fehlt.

7. Wie am Granat ein Riß,
so deine Wange am Lockenhaar.

8. Sechzig sind der Königinen,
der Neben-Frauen achtzig,
Jungfrauen ohne Zahl:

9. Eine, die ist meine Taube,
meine Fromme;
Eine, ihrer Mutter Liebste,
ihrer Gebährerin Theuerste;

---

*) Anmerk. Es verstehen zwar einige unter Thirza eine Grazie; allein das folgende zeigt, daß hier auf eine Stadt gedeutet sey.

Die Mädchen ſahen ſie,
preiſeten ſie ſeelig;
Sie, lobten Königinen und Neben-Frauen *)

---

10. Wer iſt die, die hervor blickt
wie Morgenroth?
Lieblich wie der Mond,
lauter wie die Sonne,
furchtbar wie Kriegsſchaar?

11. »Zum Nußgarten ſtieg ich hinab,
»das Geſträuch im Thal zu ſchauen:
»Ob der Weinſtock treibt,
»Ob Granaten blühen;

12. »Und wußte nicht, daß meine Seele
»mich geſezt zum Kriegeswagen
»meines edlen Volks: —

Kap. 7.

1. Kehr um, kehr um, o Sulamith!
Kehr um, kehr um!

---

*) Hier bin ich von der Ueberſetzung abgegangen, wie ich in der Vorrede angemerkt habe. H.

Daß wir dich ſchauen.
»Was wollt ihr ſchauen an Sulamith?«
Wie Reigen-Tanz der Kriegesſchaaren.

2. Wie ſchön ſind in den Schuhen,
Fürſten-Tochter, deine Tritte!
Deiner Hüften Schwingungen,
wie Ketten-Werk von Meiſter-Hand;

3. Dein Nabel wie ein runder Becher,
dem nimmer Maaß gebricht;
Dein Bauch ein Weizen-Hügel,
umſteckt mit Roſen;

4. Deiner Brüſte Paar,
ein junges Rehe Paar,
Zwillinge einer Mutter;
5. Dein Hals ein Thurm von Elfenbein;

Deine Augen Teiche zu Hesbon,
am Thor der großen Töchter;
Deine Naſe wie auf Libanon der Thurm,
der den Dameſek ſchauet;

6. Dein Haupt ſteht auf dir wie der Karmel,
deines Hauptes Locken, wie der Purpur
am Königsbunde, ſchön geſchlungen.

7. Wie schön bist du,
wie so lieblich bist du,
o Liebe unter den Lüsten!

* *

8. Diese deine Höhe
Gleicht dem Palmenbaum;
Den Trauben, deine Brüste.

9. Ich sprach, laß mich klimmen
Auf den Palmenbaum;
ergreifen seine Zweige;
Laß deine Brüste seyn,
wie am Weinstock Trauben,
Deiner Nase Hauch,
wie Aepfelduft;

10. Dein Gaumen, wie der edle Wein —
»der meinem Freunde sanft einschleicht,
»und schwazhaft macht
»des Schlummernden Lippen:

11. »Ich bin meinem Lieben, *)
»Und er sehnt sich nach mir.

---

*) Anmerk. Ich gehöre meinem Lieben an. H.

12. »Komm, mein Lieber!
»Laß uns auf's Land hinaus!
»Laß nns auf Dörfern bleiben!

13. »Früh in die Weinberge geh'n,
»schauen, ob der Weinstock ausschlägt?
»ob er Träublein ansetzt?
»Ob die Granaten blühen?
»Da schenk ich dir all meine Liebe!

14. »Dudaim *) dufften schon,
»und über unsrer Thür,
»edle Früchte allerley,
»heurige, und fernige,
»für dich, mein Lieber! aufbehalten.

Kap. 8.

1. Wer gibt dich mir,
zum Bruder mir?
der meiner Mutter Brust gesogen.
Ich fände draußen dich,

---

*) Anmerk. Im ersten Buche Moses versteht dieser Verfasser unter Dudaim Alraunen. Allein hier soll es die Blume der Liebe anzeigen, welches von dem radix דוד herkommt.

und küßte dich,
und niemand dürft' es höhnen.

2. Ich führe dich,
ich brächte dich
in meiner Mutter Haus:
Da solltest du mich lehren;
Ich tränkte dich
mit wohlgewürztem Weine,
mit süßem Most von meinen Granaten. —

3. Unter meinem Haupte seine Linke,
seine Rechte umfaßt mich;

4. Euch beschwöre ich,
Töchter Jerusalem's!
Was weckt ihr sie,
was regt ihr auf, die Liebe,
bevor es ihr gefällt?

---

5. Wer ist sie, die dort aufsteigt
aus der Wüsten her:
gelehnt auf ihren Freund?

* *

Unterm Apfelbaume,
weckt' ich dich,

wo deine Mutter dich gebahr,
dich gebahr, deine Erzeugerin.

6. Ach setze mich
wie ein Siegel auf dein Herz!
Wie ein Siegel auf deinen Arm!
Stark ist die Liebe, wie der Tod;
Ihr Eifer, wie die Hölle fest;
Ihre Gluth, der Blitze Gluth,
Flamme des Herrn:

7. Starke Fluthen
löschen nicht die Liebe,
Ströme führen sie nicht fort;
Und gebe einer
alles Gut in seinem Hause
Um die Liebe:
sie verschmähen, verachten ihn.

---

8. Unsre Schwester ist noch klein,
ihr Busen noch nicht reif.
Was thun wir unsrer Schwester,
wenn jemand um sie wirbt?

9. Ist sie eine Mauer,
so bauen wir auf ihr
silbernen Pallast;
Ist sie eine Pforte,

so machen wir sie fest
mit Bolen Zedernholz. —

10. Eine Mauer bin ich nun,
und meine Brüste Thürme;
Jetzt bin in seinen Augen ich,
als hätte ich Friede gefunden.

---

11. Ein Weinberg war dem Salomo,
zu Baal Hamon; *)
Er gab den Weinberg Hütern aus,
daß jeder tausend Silberstücke **)
ihm für die Früchte bringe. —

12. Mein Reben-Hügel liege vor mir.
Dein sind, o Salomo! die Tausende;
Zweihundert bleiben noch
für die Hüter seiner Frucht.

---

13. Die du wohnst in den Gärten,
laß mich hören deine Stimme!
Die Gespielen horchen drauf.

---

*) Eine Gegend, wo viele Weinberge sind, und auf der Charte Hamme genennt wird, nicht weit vom Libanon.

**) Ein Silberstück ist 12 Ggr.

14. »Fleuch mein Geliebter!
»Gleich einem Rehe,
»einem jungen Hirschchen
»auf Würzgebirge. —

E N D E.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

УДАЛЕНО
ВЫПИСЫВАЛ(А) Пушко
Call Number
Patron Name Шитов Виктор
ISBN
ISSN
Author
Title
Imprint